Bernhar

Aus ne
Lebens

1827 –

ard Weiß

neunzig
sjahren

– 1918

D. Bernhard Weiß

Aus neunzig Lebensjahren

1827–1918

Herausgegeben von

Hansgerhard Weiß

Mit 10 Bildern

Verlag Koehler & Amelang / Leipzig

1927

Druck vom Bibliographischen Institut, Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

Vorwort

Was mich bewog, die umfangreiche Selbstbiographie von Bernhard Weiß für den Druck umzuarbeiten, war weniger der Gedanke an die theologische Bedeutung des Verfassers als die Tatsache, daß hier ein Menschenleben neunzig bedeutungsvolle Jahre umspannte. Die Wissenschaft ist bereits während der letzten Jahre des Sich-selbst-Überlebenden über ihn hinausgegangen und würde einer vom theologischen Standpunkt geschriebenen Biographie nur ein bedingt historisches Interesse entgegenbringen; ich habe deshalb in dieser Bearbeitung das Allgemein-Menschliche zu betonen versucht, um so ein kulturhistorisch für weiteste Kreise interessantes Bild eines deutschen Gelehrtenlebens an Stelle einer fachwissenschaftlichen Biographie zu setzen. Die Erinnerungen eines anderen „alten Mannes" — Wilhelm von Kügelgen — sind mir Vorbild gewesen, obwohl es sich hier nicht um poetische Kleinmalereien eines Künstlers, sondern eher um nüchtern-historische Tatsachen eines Wissenschaftlers handelt. Allein in beiden klingt, wenn auch zuweilen variiert, die gleiche Grundmelodie einer romantisch schwärmerischen Jugend und eines über alle Zweifel hinwegsetzenden religiösen Glaubens; ein Fundament für einen breit-ausladenden, behäbigeren Lebensbau, als er heute gemeinhin möglich ist. Und gerade die Verschiedenheit der damaligen Jugendentwicklung von einer heutigen, im Zeichen der Kriegs- und Nachkriegszeit stehenden, die für unsere Ausmaße minimal erscheinenden Schwierigkeiten und Kämpfe, endlich der auf ganz anderen Begriffen basierende Lebenszuschnitt, dem dennoch die gleichen, ewig-gültigen Gesetze zugrunde liegen, das alles hebt wohl das Buch über den Rahmen eines nur theologisch interessierenden Erinnerungswerkes hinaus.

1827 bis 1918. Wenn man die Fülle der Ereignisse, die zwischen dem Todesjahr Beethovens und dem letzten Kriegs- und Revolutionsjahr liegen, verknüpft in ein Menschenschicksal zur Darstellung bringen will, ohne über den gegebenen Raum des Buches hinauszugehen, ist es selbstverständlich, daß dies nur in großen Zügen geschehen kann. Mehr als an einer Chronik der Tatsachen lag mir an der Einwirkung äußeren Geschehens auf die innere Entwicklung, und es ist interessant, festzustellen, wie der äußeren Dreiteilung eine innere parallel läuft. Kiel löst die poetisch-romantische Epoche ab durch eine politisch interessierte (64–71); in Berlin wandelt sich dies Interesse bald in ein innerpolitisches, da die einflußreiche Stellung im Ministerium den größten Teil seines Denkens absorbiert. Vergleicht man Schilderungen

dieses Teiles mit dem ersten, so mag es schmerzlich berühren, daß die jugendlich-subjektive Schreibweise übergegangen zu sein scheint in einen berichtend-objektiven Stil; ich habe hier bewußt nichts gebessert, um die häufige, beinah tragische Entwicklung, daß jedes Amt Opfer fordert, oft sogar vom Ursprünglichsten des Wesens, ja, wie zuweilen das eigentliche Sein des Menschen von Pflichten und Berufsgedanken förmlich überwuchert wird, recht fühlbar werden zu lassen. Daß Bernhard Weiß sich jedoch im Grunde die jugendliche Erlebnisart bewahrte, beweisen, neben etlichen kleinen Szenen auch des dritten Teiles, die Erinnerungen selbst, die der Greis, allen Bitterkeiten des Alterns zum Trotz, nicht ohne feinen Humor als letzte größere Arbeit niederschrieb.

Richtet sich der Kieler Teil hauptsächlich an den Historiker, so der Berliner an den Theologen, wenngleich ich bestrebt gewesen bin, in jedem Abschnitt jedem Neues oder Interessierendes zu bieten. Die Einblicke ins Ministerium aber werden manches erschließen und bisher nur geahnte Zusammenhänge aufdecken. Selbstverständlich gibt das Buch keine „Geheimgeschichte" damals akuter „Fälle"; mehr als das Spezielle gilt hier das Typische, wie es – mit verändertem Schauplatz und anderen Spielern – sich immer wieder findet und daher auch solchen bedeutsam sein kann, die mit dem Namen der gerade hier handelnden Person keinen näheren Begriff verbinden. Deshalb ist auch, dem populären Lebensbildcharakter entsprechend, von den von Laien leicht als störend beim Lesen empfundenen Fußnoten mit biographischen Anmerkungen über die einzelnen Zeitgenossen abgesehen worden. – Herr Professor Titius, Berlin, hat freundlicherweise das Manuskript vom theologischen Standpunkt aus noch einmal überprüft, um Ungenauigkeiten oder Irrtümern vorzubeugen.

Das Typische und Allgemeingültige war endlich auch ausschlaggebend bei der Auswahl des hinzugefügten Familiären. Immer wieder möchte ich betonen, wie einerseits eine Kluft, die weit tiefer ist, als man nach den wenigen Jahrzehnten annehmen möchte, das Einst vom Jetzt trennt, während andrerseits damals wie heute vieles sich gleich abspielte und wohl immer abspielen wird. Dasselbe sollen die Bilder zeigen: In uns fremd gewordenen, altmodischen Kleidern und Räumen Menschen mit Gesichtern wie wir.

Viel Kompromisse galt es zu schließen, um das Buch nach verschiedenen Richtungen hin gleich interessierend zu gestalten, ohne den Umfang zu vergrößern. Zum 100. Geburtstage von Bernhard Weiß übergebe ich es nun in dieser Form der Öffentlichkeit.

Möchte es mir gelungen sein, allen Lesern gerecht zu werden.

Hellerau, am 1. Januar 1927

Hansgerhard Weiß

Erster Teil

Königsberg

1827–1863

Erstes Kapitel

Aus der Jugendzeit

Die Vorfahren

Es war im Jahre 1791, fünf Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen, als Johann Gottlieb Weiß mit seiner jungen Frau durch den Tharauer Pfarrgarten schritt. Sie sprachen von der Vergangenheit, und der Pfarrer ließ noch einmal den ganzen Weg vor sich und seinem Weibe vorüberziehen — was sehr selten geschah, denn er war ein herber, wortkarger Mann, der es nicht liebte, Erinnerungen nachzuhängen. Heute aber entströmten ihm die Worte wie ein Dankgebet für das erreichte Ziel. Von dem Großvater sprach er, den er nur einmal gesehen hatte, als kleiner Junge, und der ihm in seiner Uniform eines kaiserlichen Soldaten als etwas unerreichbar Hohes erschienen war. Dann der Vater, der Organist eines schlesischen Pfarrdorfs, die vielen Geschwister und die vielen Sorgen, die weniger pädagogische als militärische Erziehung — gewiß, es war nicht leicht gewesen, aber er wußte jetzt, daß er dieser Strenge seine frühe Selbständigkeit und seinen ganzen Werdegang verdankte. War doch durch das Zur-Hand-gehen-Müssen an der Orgel sein musikalisches Talent geweckt worden, so daß er eines Sonntags, als der Vater sich verspätet hatte, selbst zu präludieren begann, obgleich er weder Noten noch Harmoniegesetze kannte. Trug ihm dies das erste Lob des Vaters ein, so brachte, während der Gymnasiumsjahre, die Musik den ersten materiellen Gewinn, als er, wie einst Martin Luther, auf den Straßen Choräle sang oder mit einigen Altersgenossen Musikstücke mit Streichinstrumenten aufführte, die er einem in der Nähe wohnenden Kapellmeister heimlich abgelauscht hatte. Das schönste Geschenk jedoch, das er der Musik verdankte, ging jetzt an seiner Seite, nicht mehr als Schülerin, sondern als zweite Stimme seines Lebensliedes.

Wohl hatte Johann Gottlieb nun das ersehnte Ziel erreicht, die wirtschaftliche Not war zu Ende, und er brauchte nicht mehr seine Wäsche beim Baden zu waschen, wie als Königsberger Student und Schüler Kants. Doch war er weit entfernt von einem Tharauer Idyll, wie es Simon Dach besungen hat. „Gottes Musik und deutsches Soldatenblut fühle ich in meinen Adern" pflegte er zu sagen, rastlos trieb es ihn zu großen Taten, und die kleine Landgemeinde war wie ein Gefängnis für seinen Geist. Sturm und Drang

war ja die Zeitparole und die französische Revolution erregte auch die deutschen Seelen, vereint mit der jungen, klassischen Kunst. Aber er sollte erst inneren Frieden auf dem Lande finden, ehe ein größerer Wirkungskreis sich ihm erschloß. Endlich, 1797, konnte er als Pfarrer an der Altstädtischen Kirche nach Königsberg übersiedeln.

Nun ging es schnell aufwärts, die Einrichtung einer Schule, die Superintendentur, vor allem aber die literarischen Arbeiten (darunter die erste Fibel und andere Schulbücher) brachten ihm sogar den Ehrendoktortitel als schönsten Lohn.

Freilich hatte die angestrengte ernste Arbeit sein Wesen ebenso herb gemacht wie das seines Vaters, so daß seine Kinder ebenfalls keine zärtlichkeitsdurchsonnte Jugend durchlebten und sich meist allein den Weg aus dem Labyrinth der Kinderträume und -gedanken suchen mußten.

So auch mein Vater, Georg Bernhard, der als drittes der vier Kinder ein Jahr nach der Übersiedlung nach Königsberg geboren wurde. Die politisch bewegte Zeit gab aber den Kindern genügend Anregungen, die ihnen gar keine Muße ließen, über kindliches Entbehren nachzudenken. Und dann war ja da der „Hufengarten", in dem sie sich nach Herzenslust tummeln konnten! Als nun gar nach der Einnahme Berlins durch die Franzosen die Königin Luise die gegenüberliegende Villa bezog und die drei Weißschen Jungen mit den Prinzen an dem die Grundstücke trennenden Bächlein oder unter der Brücke spielen durften, war der Kinderhimmel ganz wolkenlos.

Doch die Kindheit war schnell vergangen; mein Vater stand vor der Berufswahl. Jetzt machte sich fühlbar, worüber die Kindlichkeit so sanft hinweggetäuscht hatte: die Unruhe der Zeit und die innere Heimatlosigkeit. Oder war es nur das väterliche Blut, das ihn so rastlos in Vorlesungen aller Wissensgebiete trieb?

Vielleicht erscheint es verwunderlich, daß er nicht in die Welt und Arbeit des Vaters einzudringen strebte, aber die Kirche jener Zeit beherrschte solch nüchterner, kalter Rationalismus, daß ein lebens- und glaubensvoller Jüngling hier nicht die Erfüllung seiner inneren Sehnsucht finden konnte. Er hatte vergeblich in diesem Glauben einen Halt gesucht, in heißen Kämpfen mit der eigenen Natur; nun sollte Mathematik und Logik darüber hinweghelfen. Nebenher nahm er Tanz-, Fecht-, Mal- und Violinstunden und erteilte in einer Elementarschule Schreib- und Zeichenunterricht, um sich sein Taschengeld zu verdienen. So waren seine Tage reichlich ausgefüllt mit praktischen, realen Dingen, die vor Grübeleien schützten; ja, selbst seine Reisen sind mehr ein Abarbeiten von Meilen, Städten und Sehenswürdigkeiten, als ein Genießen.

Dabei war Georg Bernhard im Grunde eine heiter veranlagte Natur, voller Poesie; die Ursache für dies sachlich-prosaische Streben lag wohl in dem Ernst und der Größe dieser Befreiungskriegsjahre, in der das Mannesideal sicher mehr kraftvoll-rationalistisch als lyrisch war.

Mein Vater hat niemals über seine Entwicklung gesprochen; nach den Tagebuchaufzeichnungen aber glaube ich schließen zu dürfen, daß sein Lieblingswunsch war, sich ganz dem Studium der klassischen Philologie zu widmen. Zwei Ereignisse gaben jedoch seinem Weg eine andere Richtung.

Zunächst der frühe Tod des Vaters, 1819, der ihn zwang, durch Annahme einer Lehrerstelle für sich und die Seinen Geld zu verdienen, denn die beiden älteren Brüder studierten auswärts. Entscheidender aber war, als er durch seinen Freund und späteren Schwager, den Intendantursekretär Diestel, dem damals berühmten oder berüchtigten Prediger Ebel nahetrat, der gerade auf dem Höhepunkt seiner großartigen Kanzelwirksamkeit und herzbezwingenden Seelsorgermacht stand. Aus den Tiefen des göttlichen Wortes geschöpft, flutete seine Beredsamkeit dahin, die Herzen ergreifend, die Gewissen aufrüttelnd. Ohne sie zu nennen, weist er von dem toten Dogmatismus der alten Orthodoxie und der unfruchtbaren Gefühlsseligkeit des Pietismus hinweg zu der Willensentscheidung, welche die Gnade Gottes in Christo fordert und bewirkt. Obgleich Ebel schon damals Beziehungen zu dem mystischen Theosophen Schönherr hatte, konnte doch selbst der schärfste Ketzerrichter nichts derart Anstößiges in seinen Predigten wittern; und als mein Großvater eine neue Auflage seines Religionsbüchleins besorgen sollte, bat er Ebel, einiges darin zu bearbeiten. Er ahnte wohl, daß hier ein tieferes Verständnis des göttlichen Wortes sich auftat, als er es besaß.

Meinem Vater gab der Eindruck dieser Persönlichkeit endlich die Erkenntnis seines Lebenszwecks: Religion. Freilich mußte er noch viele beschwerliche Umwege gehen, bevor er sein Ziel erreichte; nur der von Ebel gegründete erste preußische Missionsverein, dessen Sekretär mein Vater für Lebenszeit wurde, gab ihm einen Vorgeschmack seiner zukünftigen Tätigkeit.

Jeder Mensch durchlebt wohl eine Periode, in der er sich vergeblich nach einem Zeichen, einem Windstoß sehnt, der dem Lebensschifflein die Richtung weist; sobald er sich aber zu einem Kurs entschlossen hat, setzt frischer Wind ein und das Schiff gleitet fast von selbst von einem Hafen in den anderen.

Nachdem Georg Bernhard also die innere Heimat gefunden hatte, sollte er nun bald auch die äußere, irdische finden. Im Hause seines Bruders Albert, der inzwischen geheiratet und die Pfarrstelle in dem durch die unglückliche Schlacht von 1807 bekannten Städtchen Friedland erhalten hatte, lernte er Friederike Fischer, eine Stieftochter der Frau Bürgermeister Saro, kennen und lieben. Stark und entscheidend muß der Eindruck gewesen sein, denn noch in demselben Jahre fand die Verlobung und Hochzeit statt. Da Vaters Schwester Ernestine inzwischen Diestel geheiratet hatte, wurde beschlossen, auf dem Steindamm gemeinsam ein Haus zu mieten; meine Eltern zogen ins Parterre, Diestels eine Treppe hoch, ins Obergeschoß Großmutter Weiß.

In der theologischen Fakultät der Königsberger Universität begann nunmehr ein neues evangelisches Leben durch die Berufung eines Professors Olshausen, der mit seiner herrnhutischen Frömmigkeit als erster den Bann brach, den der Rationalismus auf die Exegese gelegt hatte. Auch er gehörte zu dem Ebelschen Kreise, ohne abhängig von ihm zu werden, wie er auch meinem Vater zu innerer Selbständigkeit verhalf.

Es ist begreiflich, daß unter diesen frischen Einflüssen Georg Bernhard den Zeitpunkt des zweiten theologischen Examens und eine Hilfspredigerstelle kaum erwarten konnte, zumal seine Stellung im Schulamt durch die Übernahme des Missionsvereinssekretariats ziemlich erschüttert war. Denn die Missionssache galt damals als ein untrügliches Zeichen der allgemein verhaßten Pietisterei. Ihm aber gewährte diese vielseitige Beschäftigung, die Korrespondenz mit den Missionaren in fremden Erdteilen wie auch das Kämpfen und Werben für die Sache in der Heimat, bisher ungekannte Befriedigung.

Es waren Jahre der Hoffnung, verschönt durch das gemeinsame Familienglück. Wohl war die Wohnung etwas eng geworden, da Diestels drei Kinder, meinen Eltern eine Tochter, meine einzige Schwester Hannchen, geschenkt waren, aber man half sich mit dem Häuschen im Hufengarten und glaubte an die Zukunft und wirtschaftlich bessere Zeiten.

Aus der Knabenzeit

Große Freude herrschte in der Familie: Vor drei Tagen hatte mein Vater eine Gastpredigt im Schloß gehalten, woraufhin er zum Divisionsprediger gewählt war; nun war ihm heute, am 20. Juni 1827, der ersehnte Sohn geschenkt worden! Freilich wog dieser Filius bei seiner Geburt nur $4^1/_2$ Pfund, so daß man es für geraten hielt, ihm die Nottaufe zu geben, durch welche er — oder richtiger: ich — die Namen Karl Philipp Bernhard empfing. Diese Eile war allerdings unnötig, wie dies Buch beweisen wird; auch Frau Professor Olshausen, eine Freundin unseres Hauses, befand sich in einem — zwar idealen — Irrtum, als sie mich während meines ersten Lebensjahres mit Engelsflügeln malte, um damit meine nahe Zukunft anzudeuten. Ich war zwar so winzig, daß Vater mich neben sich auf sein Schreibpult setzen konnte, wenn er arbeitete, im übrigen aber ganz gesund. Und wenn auch durch diese Kleinheit meine Entwicklung langsamer sichtbare Fortschritte machte als bei Kindern normaler Größe, so war dies gewiß eine weise Fügung Gottes, damit die folgenden Schicksalsschläge vor die Zeit meines Erinnerns und selbständigen Denkens fielen und meine Kindheit nicht verdüsterten.

Bei der Mutter war kurz nach meiner Geburt eine Herzkrankheit ausgebrochen, der sie im September 1829 nach schwerem Kampfe erlag. So

stand der Vater mit 31 Jahren am Grabe seines kurzen Eheglücks, und ich, der Zweijährige, an der Schwelle des Lebens, ohne die geringste Erinnerung an das Liebste und Heiligste auf Erden: die Mutter. Wieviel das bedeutet, kann ich ja nur ahnen, oft aber ist mir, als hätte ich ein anderer Mensch werden müssen unter ihrer Liebe und Sorge.

Meine erste deutliche Erinnerung datiert aus dem Herbst 1831. Vater, der uns Kindern ein gesunderes Heim verschaffen wollte, da inzwischen der Hufengarten verkauft war, und wir uns mit der Stadtwohnung begnügen mußten, dem außerdem der mit der Divisionspfarrstelle verbundene Unterricht an der Divisionsschule zu wenig Zeit für seine geistlichen Pläne ließ, hatte sich um die vakante Pfarrstelle an der Tragheimer Kirche beworben. Der Umzugstag dorthin ist meine erste klare Gedächtnisvorstellung: man hatte mich nämlich in einer noch ganz leeren Giebelstube auf einen Teppich gesetzt und mir selbst überlassen. Wahrscheinlich war mir das nicht sympathisch, sonst wäre dieser Moment schwerlich behalten worden. Es ist aber auch hart für einen vierjährigen Buben, allein sitzen zu müssen, während unten so interessant gekramt und eingerichtet wird, und begreiflich, wenn in diesen Wartestunden sich der Ärger bis in die Gedächtnisschicht einfrißt!

Die Pfarrwohnung war ziemlich eng; außer dem weißgetünchten, mit Holzbänken versehenen Konfirmandenzimmer hatte sie nur vier zweifenstrige Stuben mit Balkendecken und neben jeder ein einfenstriges Kabinett. Ich begreife kaum, wie wir und Diestels darin unterkamen. Um so verlockender war dafür der Garten, auf den Vater sich nicht umsonst gefreut hatte, konnte er doch hier seiner Liebe zum Gartenbau wieder nachgehen. Es bedeutete ihm eine Art Gottesdienst, die Pflanzen wachsen zu sehen und ihnen durch seine Arbeit oder die Erfahrungen menschlichen Forschergeistes zu voller Entfaltung oder gar zur Veredlung der Art zu verhelfen.

Für uns Kinder bildete der schmale, aber langgestreckte Garten einen unersetzlichen Tummelplatz. Daß er sehr verwahrlost war und zunächst „urbar" gemacht werden mußte, war nur ein Reiz mehr. In der Mitte lag ein geräumiger Spielplatz mit hoher Schaukel, an den Zäunen entlang wuchsen Strauchobst und Haselnußbüsche, zwischen denen lauschige Lauben lagen. Da gab es Erdbeer- und Gemüsebeete, von denen uns vor allem die Kürbisse interessierten, weil man in die Schalen seinen (später auch die Anfangsbuchstaben anderer) Namen einschneiden und wachsen sehen konnte, der dann im Winter noch eine Weile grell und gelb von einem der Schränke im Korridor herunterleuchtete, bis endlich die Frucht für die uns überaus mundende Kürbissuppe zerschnitten wurde. Nur der vordere Teil des Gartens zeigte schmucke Blumenbeete und Kieswege, auf denen man nicht tollen durfte. Diese Wege benutzten wir nur beim Memorieren von Vokabeln und Geschichtszahlen und manchmal während des Mittagessens: hatten wir uns nämlich an dem ersten Gericht schon gütlich getan und es gab noch ein

recht schönes zweites, so wurde uns solche Promenade erlaubt, damit „es sich winkle".

Ein Pförtchen, durch das mein Vater in die Sakristei zu gehen pflegte, war für uns eine „Rheinbrücke", über die man nach „Frankreich" gelangen konnte, so nannten wir die geheimnisreiche Gegend an der Rückseite der Kirche, wo mannshohes Unkraut wucherte, halb eingesunkene Grabsteine zur Entzifferung reizten und wo man durch vergitterte Fenster hinabschaute in alte, dämmerige Grabgewölbe mit zerfallenden Särgen.

Über all dem Neuen merkten wir Kinder nicht, mit welch schweren Heimsuchungen das Leben „auf dem Tragheim", wie wir zu sagen pflegten, anfing. Die Cholera hatte im Sommer ihren grausigen Totentanz durch Europa begonnen und auch in Königsberg arg gewütet; ja, ihre Schrecken wurden hier noch gemehrt durch Aufstände des Pöbels, der den Ärzten und der Stadtverwaltung die Schuld für die Ausbreitung der Seuche zuschob. Aber man war ja machtlos und mußte müßig warten, bis die Winterkälte ihr Einhalt gebot. Wie hatte mein Vater darunter gelitten, seiner Gemeinde nicht helfen zu können – nun wurde als eines der letzten Opfer der Krankheit der Freund und Schwager Diestel von ihm gefordert. Durch den unauslöschlichen Eindruck all dieser niederbeugenden Erlebnisse bekam sein Wesen eine gewisse Herbigkeit, die sein tiefstes Gefühl verbarg, das er, wenn es einmal hervorbrach, durch ein Scherzwort zu ironisieren pflegte. An den Versuch, sich ein neues Eheglück zu schaffen, konnte er nicht denken, da die Sorge für die geliebte Schwester und ihre fünf Kinder nun auf seinen Schultern lag. So war die Arbeit für das Reich Gottes sein ganzes Lebensglück.

Die Prüfungen waren aber noch nicht überstanden. Kaum ein Vierteljahr später erkrankte die jüngste der Diestelschen Töchter lebensgefährlich. Ein furchtbarer Schneesturm wütete den ganzen Tag und brach den stärksten Ast der schönen Linde, die der Stolz unseres Vorgartens war, so daß sie abgehauen werden mußte. In der folgenden Nacht riß der Tod die erste Lücke in unseren Kinderkreis, und seitdem steht auf der Rückseite des schlichten Holzkreuzes, das den Grabhügel des Onkels Diestel schmückt, die Aufschrift: Ernestine Diestel.

Auch Tante Ernestine hat diese Schläge nie ganz verwunden, doch war sie eine starke Natur, die nur eins erstrebte: den Glauben zu bewähren, den sie in ihrer Ehe als das eine, was not tut, kennengelernt hatte. Sie lebte, darin mit dem Bruder ganz eins, nur nach der strengen Pflicht, den Kindern zu ersetzen, was sie verloren hatten.

Es war kein sonniges Haus, in dem wir aufwuchsen. Die Liebe, die sich in Zärtlichkeiten erschöpft, haben wir nie gekannt; aber unser Respekt mußte je länger je mehr zu liebevoller Verehrung heranreifen. Und über vieles, was wir entbehrten, konnten wir Kinder uns ja gegenseitig hinweghelfen.

Wenn ich von uns Kindern spreche, so sind eigentlich nur drei von uns gemeint; die ältere Diestelsche Tochter, Marie, war, als wir das Haus

bezogen, zehn Jahre und schloß sich eng an die Mutter an, der sie bald eine unentbehrliche Stütze wurde. Die vielfach kränkelnde Bertha, die nur die äußerste Sorgfalt und Pflege vor der Schwindsucht bewahrt hat, war damals wenig über acht Jahre; sie schloß sich enger an meinen Vater an, den ihre ungewöhnliche geistige Reife interessierte. Der kleine Gustav zählte noch nicht mit. Wir drei, der etwas verschlossene Ludwig, meine stets fröhliche Schwester Hannchen und ich, standen im Alter nur etwa zwei Jahre auseinander und paßten also gut zusammen.

Es war der Wunsch des verstorbenen Onkels, daß seine Töchter keine öffentliche Schule besuchten, deshalb wurde ein Kandidat, namens Anders, ins Haus genommen, der sie und nebenbei auch uns Knaben unterrichtete.

Anders wurde bald unser Liebling wegen seiner Unermüdlichkeit, uns Spiele zu lehren oder Freuden zu bereiten. Einmal verschaffte er uns sogar Zutritt zu dem großen Truppenübungslager bei Lauth und all seinen Sehenswürdigkeiten. Von dem Tage an wollten wir natürlich immer Soldaten spielen. Wir besaßen freilich nur einige Schachteln mit Zinnsoldaten, und unser kärgliches Taschengeld reichte zu einer gründlichen Armeereform nicht aus, aber wir halfen uns mit selbstgemachten und mit Stützen versehenen Pappsoldaten, so daß bald ansehnliche Heeresmassen die weite Fläche unseres Eßtisches bedeckten. Auch Kanonen gab es, die mit Erbsen oder Papierkugeln Verwüstungen unter ihnen anrichteten, wenn Ludwig, mit dem „Archenholz" oder „Kohlrausch" in der Hand, die Schlachten des Siebenjährigen Krieges oder die Kämpfe gegen Napoleon kommandierte. Später drapierten wir uns selbst als Helden des trojanischen Krieges, führten unsere Heldenkämpfe jedoch wohlweislich in der Wildnis des alten Friedhofes auf, wo man uns nicht beobachten konnte.

Michael 1834 kam ich, sieben Jahre alt, aufs Gymnasium, das Ludwig schon ein Jahr früher begonnen hatte. Gegenüber dem Burgkirchplatz gelangte man durch ein schmales Gäßchen in den geräumigen Hof des Kgl. Friedrichskollegiums. An der linken Seite lagen die Schulzimmer und die Aula, rechts die Wohnung des Direktors Gotthold, eines originellen und seinerzeit berühmten Mannes, in dessen Studierzimmer die Bücher nicht nur rings in Schränken standen, sondern auf Tischen und Stühlen, ja selbst auf dem Fußboden aufgehäuft lagen. Er war zwar verheiratet; aber seine Frau lebte beständig in Berlin. Als Entschuldigungsgründe für das Ausbleiben aus der Schule erkenne er – so ging die Rede – nur die Pest an und – das Ohrensausen, an dem er selbst sehr litt. Unter eine Lithographie, die ein von dem späteren Maler Gräf gezeichnetes Porträt enthielt, hatte er als Unterschrift gesetzt: „Pia fraus eines meiner Primaner, der in der Stunde statt meiner Worte mein Gesicht aufgezeichnet hat."

Ludwig und ich schliefen und arbeiteten von nun an in dem Kabinett neben Vaters Arbeitszimmer, das, in dem mir als erste Erinnerung bekannten

Giebel gelegen, im Winter durch ein schmales Talglicht erhellt und durch die offene Türe vom Nebenzimmer aus erwärmt wurde. Waren wir fertig, so zeigten wir Vater unsere Arbeiten vor, der aber nur nach dem Aufgabebuch kontrollierte, ob alles gemacht war, und zu sagen pflegte: „Trag deine Haut zu Markte.“ Ich war gerade kein Musterschüler, denn die Zeugnisse klagen viel über Vergeßlichkeit und Unsauberkeit der Hefte, trotzdem hielt ich mich auf dem Durchschnitt, und der wegen seiner Strenge verrufene Ordinarius von Sexta konnte mir nichts anhaben.

Mein schlimmster Feind auf dem Schulwege war der Wind, dessen Heulen mir noch heute äußerst unsympathisch ist und der um die Kirche herum oft so arg tobte, daß ich weinend umkehren mußte, weil ich mit meinem schwächlichen Körper nicht dagegen ankonnte und auf Umwegen an der Windecke vorbeigeführt werden mußte.

So wenig ich gegen diese äußeren Stürme gefeit war, so sehr sollte ich es gegen die inneren werden; bin ich doch im eigentlichen Sinne des Wortes „im Schatten der Kirche“ aufgewachsen.

Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, daß wir durch ein Fensterchen im Zaune die Kutschen heranrollen sahen zu einer Trauung, die in der Kirche stattfand; wie wir lesend oder träumend zuhörten, wenn die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst läuteten, und der Gesang der Gemeinde begann. Doch der Höhepunkt des Jahres war der Einsegnungstag. Die Konfirmanden versammelten sich in unserem Hause, Vater sprach in dem einen Zimmer zu den Knaben, im anderen zu den Mädchen ein letztes Wort, und dann sahen wir, in den Büschen versteckt, den Zug herannahen. Als erster Vater in vollem Ornat mit der Bibel in der Hand, dann folgten paarweise die Mädchen in ihren weißen Kleidern, mit Blumensträußen geschmückt, und die Knaben in ihren neuen schwarzen Röcken, die den kindlichen Gestalten Ernst und Würde verleihen sollten. Kaum war der Zug in der Sakristei verschwunden, so drängten wir uns in die Kirche, um möglichst noch einen Platz zu erwischen, von dem man recht viel sehen konnte. Denn der Pfarrstuhl und sogar der Glasstand der Honoratioren waren heute den Eltern der Konfirmanden eingeräumt.

Gewiß, vorläufig bedeutete uns alles nur ein Schauspiel für den kindlichen Sensationshunger, aber mehr und mehr verwuchsen wir durch diese Äußerlichkeiten mit der Welt des Glaubens; und bald empfanden wir die schlichte, weißgetünchte Kirche, die von außen bescheiden wie eine Dorfkirche aussah, seit ein Blitzschlag den Turm zerstört und man dafür nur ein Notdach aufgesetzt hatte, als unsere eigentliche Heimat. Es ist uns nie befohlen worden, zur Kirche zu gehen, aber es gingen eben alle, und wir gingen mit. Ich hätte der nicht sein mögen, der beim Mittagessen, wenn Vater nach diesem oder jenem aus seiner Predigt fragte, hätte gestehen müssen, er sei nicht dagewesen. Auch wurden bei Tisch oft Liederverse aufgesagt, die wir in der

Woche lernen mußten. Unter Vaters Papieren fand ich einen Zettel aus dem Jahre 1834 mit 32 Liedern und dem Zusatz: „Auswendig gelernt von unseren Kindern.“ Bei den Morgenandachten, wo wir den vor seinem Schreibpult stehenden Vater umstanden, las er die „Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde“, verband sie in einer kurzen Erklärung und sprach ein freies Gebet.

Mein Vater war kein Modeprediger, sondern verkündigte einfach und kraftvoll das Wort vom Kreuz, das Buße und Glauben weckte. Seine Kirche war aber stets gut besucht, selbst im Winter bei greulicher Kälte, denn alle Versuche Vaters, eine Heizung zu beschaffen, scheiterten an der damaligen Kirchenbaukunst.

Dem Ebelschen Kreise war mein Vater inzwischen entfremdet — zum Glück für ihn, da sich dort der Gegensatz zur Landeskirche immer mehr zuspitzte. Durch den herrschenden Rationalismus unbefriedigt in ihren religiösen Bedürfnissen, hatten sich engere Gemeinschaften, wenn auch nicht gerade Sekten, gebildet, denen sogar Frauen aus dem höchsten Adel der Provinz angehörten, und die sich nun völlig dem Zauber der Ebelschen Persönlichkeit hingaben. Wie überall, erzeugte dies natürlich sofort eine Gegenströmung, vor allem in den höheren Ständen unter Führung des Oberpräsidenten von Schoen, einem Kenner und Verehrer des Kantschen Kritizismus. Ein erbitterter Kampf der Parteien wogte hin und her, bis es endlich den Gegnern Ebels gelang, seine Sache tödlich zu treffen durch die ehrenrührendsten Beschuldigungen. Als Prediger Diestel, ein Bruder unseres Onkels Diestel, in einer scharfen Streitschrift für seinen Freund eintrat, kam es zu einem Injurienprozeß, in dem der Schmutz aller Anklagen, die man gegen Ebel und seine Anhänger schleuderte, aufgewühlt wurde. Gewißlich erwiesen ist keine von ihnen, aber es schloß sich daran ein Disziplinarprozeß, in dem das Kammergericht ein überaus scharfes Urteil wegen „Sektenstiftung“ sprach. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, und Eichhorn Kultusminister wurde, kam es zwar zu einer Revision des Prozesses, in dem das Urteil gemildert wurde, aber beide Geistliche blieben abgesetzt.

Es war doch eine freundliche Fügung Gottes, daß Onkel Diestel diese Katastrophe nicht mehr erlebte; er hätte eine schwere Wahl gehabt zwischen der Partei des Bruders und der meines Vaters, seines Schwagers und Freundes.

Die Masern waren in normaler Weise ohne Gefährdung durch unseren Kinderkreis gegangen, aber ihnen folgte ein lebensgefährliches Schleimfieber, dem wir alle erlagen; vor allem Hannchen und mich brachte es an den Rand des Grabes. Unser Hausarzt sagte, ihm sei noch nie ein Fall von diesem epidemischen Charakter der Krankheit vorgekommen; es gäbe dagegen auch nur eine Gewaltkur auf Leben und Tod; aber mein Vater erlaubte sie. Das

Sturzbad hat uns gerettet. Freilich waren wir zu Skeletten abgemagert, hatten alle Haare verloren und mußten erst wieder gehen lernen. So saßen wir nun in der Vorderstube beisammen, durften unseren Kopf nicht anstrengen und begannen, uns in Papparbeiten zu üben, in denen wir es später zu einer erheblichen Fertigkeit brachten. Endlich waren wir wieder so weit hergestellt, daß Tante mit uns sechs Kindern ins „Böttchershöfchen" übersiedeln konnte, eine freundliche Besitzung mit schattigem Garten, eine Viertelstunde vor dem Tragheimer Tor gelegen, die Vater für uns gemietet hatte. Dieser Sommeraufenthalt lebte in unserer Erinnerung stets als das Paradies unserer Kinderzeit. Mir weckte er sogar die poetische Ader, wenngleich man über die holperigen Verse stolpern konnte wie über die Wurzeln der alten Bäume, unter denen sie entstanden waren. „Nach Böttchershöfchen steht mein Sinn, Nach Böttchershöfchen immerhin" lautete jedesmal der Versanfang. Muß aber nicht jeder zu dichten anfangen, wenn er solch einen Garten für sich hat, durch den der Wirrgraben fließt und an dem noch dazu eine eigene Badeanstalt liegt? Besonders, wenn man die Wonne des Badens in freiem Wasser noch nicht gekannt hat! Auch zur Befriedigung unserer Lesewut blieb noch Zeit. Die Schmidtschen Erzählungen und die „Palmblätter" lagen schon hinter uns, wir schwärmten für Körners Dramen und Lustspiele. Den „Nachtwächter" konnten wir auswendig, und ganze Szenen aus ihm wurden aufgeführt.

Gesundheitlich hat der Sommeraufenthalt den besten Erfolg gehabt und durch die glücklich überwundene Krise wohl den Grund zu unserer dauerhaften Gesundheit gelegt. Zwar mußte ich nun noch ein zweites Jahr auf Quarta bleiben, dadurch wurde ich aber in den Elementen so gefestigt, daß es mir nicht nur leicht wurde, in der Tertia, in die ich Michael 1838 versetzt wurde, mich auszuzeichnen, sondern auch die übrigen Klassen gut zu absolvieren.

Zunächst hatte ich viel Zeit, meine Leselust zu stillen. Über Unterhaltungsschriften, wie die Novellen von Zschokke, war ich bald hinaus; ich las ernstere Sachen, wie Beckers Weltgeschichte, Heimels Preußische und Fiedlers Römische Geschichte, dann machte ich mich an die Schillerschen Dramen, die ich in meinem literarischen Tagebuch analysierte. Nun wollten wir aber auch selbst Bücher fabrizieren. Wir hatten eine Druckerpresse geschenkt erhalten, mit der wir je vier Zeilen zugleich drucken konnten. Als erstes gaben wir Auszüge aus einem geographischen Handbuch und der Archenholzschen Geschichte des Siebenjährigen Krieges heraus. Zu Weihnachten konnte ich Vater einen Auszug aus Schillers Abfall der Niederlande, ein andermal einen ersten poetischen Versuch, eine Umschreibung des Engellobgesangs, überreichen. Auch begann ich, in einem selbstgebundenen Büchlein die Dispositionen von Vaters Predigten aufzuschreiben, dessen Gemeindetätigkeit sich immer reicher entfaltete. Angeregt vielleicht durch Eindrücke einer Reise nach Berlin, begann er Bibelstunden, Passionsandachten

und den Silvesterabendgottesdienst einzuführen. Seine ehemaligen Konfirmanden versammelte er regelmäßig um sich, gründete auch eine Kleinkinderschule – lauter damals in Königsberg unerhörte Dinge. Für uns Kinder entfaltete die Weihnachtswoche nun erst ihren ganzen Reiz, seit wir an den von Vater immer reicher ausgestatteten Schulfeiern teilnahmen, wie anderseits der Höhepunkt des Sommers das Missionsfest war, das alljährlich in unserem Hause und „unserer" Kirche gefeiert wurde.

Übrigens stand mein Vater mit seiner Richtung und derlei Bestrebungen bald nicht mehr allein; mir sind besonders zwei seiner Kollegen erinnerlich. Als erster Superintendent Wald, der bei dem großen Kandidatenmangel nach dem Kriege schon mit zwanzig Jahren Geistlicher, mit dreißig sogar Ehrendoktor der Theologie geworden war. Ein höchst origineller Mann von tiefer theologischer Bildung, die er unentwegt zu erweitern suchte. Er predigte geistvoll und ergreifend mit einem dröhnenden Baß und vielen Pausen. Unvergeßlich ist mir ein Sonntag Rogate, auch Vocem jucunditatis genannt, an dem er mit einer Stimme, von der die weiten Hallen der Schloßkirche erdröhnten, begann: „Vocem jucunditatis! Eine liebliche Stimme!" Seine Domäne war der Enthaltsamkeitsverein. Eine völlig andere Natur war Superintendent Kahle, den man ohne seine lange Pfeife sich nicht denken konnte und der mit seiner weichen, warmen Art den Zuhörern leicht Tränen entlockte. Er war der Vorsitzende der Bibelgesellschaft.

Indessen begann in unserem Hause, seit Marie, die Älteste, eingesegnet war, auch weltliche Geselligkeit, durch einen Kreis von Freundinnen, die ihr während des Unterrichtsjahres nahegetreten waren. Zunächst hatte ich nichts weiter davon, als in scheuer Verehrung zu ihnen aufzublicken und durch das Abholen der Schwester oder Nachhausebringen der Gäste meine ritterlichen Pflichten zu üben. Aber bald fiel dabei auch für uns Knaben manches ab, denn die Brüder der Mädchen, die zunächst nur zum Abholen der Schwestern kamen, fanden sich mehr und mehr als Gäste ein und belebten den Kreis durch ihre mannigfachen Pläne und Interessen. So Robert Caspary, der spätere Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens in Königsberg, der uns, obgleich wir viel jünger waren, in seine mit glühendem Eifer betriebenen botanischen Studien hineinzog und Exkursionen mit uns machte; so vor allem Rosalie Oldenbergs Bruder Martin, der dem Tertianer manche Stunde auf seinem Zimmer und manchen gemeinsamen Spaziergang widmete, auf denen er mich einen Blick in seine weitreichenden Pläne tun ließ. Er hat früh das Vaterhaus verlassen und ist ein vielumworbener Journalist geworden.

Das Jahr 1840 brachte die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und die Huldigung in Königsberg. Wir Kinder konnten natürlich nur den Einzug des Königs, den Schmuck des Schlosses und des von den Ständen erbauten Festsaals, die Illumination der Stadt und des Schloßteichs, sowie den

Fackelzug der Kaufmannschaft ansehen; aber Vater nahm an allen großen Festlichkeiten teil. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, als der König, auf den Balkon hinaustretend, die Kopf an Kopf den Schloßhof füllende Menge anredete und seinen Eidschwur ablegte. Es war wie der Sonnenaufgang einer neuen Zeit. Um so fürchterlicher wirkte der Rückschlag, als der König die vom preußischen Landtage gestellte Forderung der schon 1815 verheißenen Konstitution rundweg abschlug. Johann Jacobys „Vier Fragen" flogen durchs Land, und die Königsberger Hartungsche Zeitung erhob die Fahne des politischen Liberalismus.

Bald darauf wurde der Oberpräsident von Schoen gestürzt, und an seine Stelle trat von Bötticher, ein ernst kirchlicher Mann. Sein Sohn ist der spätere Minister, der, als ich ihn bei Hofe traf, sich noch freundlich des ehemaligen Mitschülers erinnerte.

Als Generalsuperintendent war schon vorher Sartorius berufen, dessen „Buch von der Heiligen Liebe" eine lebensvolle Konstruktion der Trinitätslehre versuchte. Seine Frau, eine geborene Engelhardt aus Dorpat, eine hohe stattliche Erscheinung von scharfem Verstande und starkem Willen, der bis zu einem gewissen Fanatismus für die strengste politische und kirchliche Richtung ausarten konnte, wurde von meinem Vater sehr hoch geschätzt; er disputierte gern mit ihr, ohne sich ihr zu beugen. Noch engere Freundschaft verband ihn mit ihrem Manne, dessen rechte Hand er bald wurde, da er an Administrationstalent alles besaß, was dem in seine Spekulationen vertieften Theologen fehlte.

Im übrigen war der Kreis der kirchlichen und nun auch politischen Gesinnungsgenossen Vaters in den besseren Ständen doch nicht sehr groß. Olshausen war längst nach Erlangen fortgezogen, an seine Stelle traten Lehnerdt und der als schroffer Hengstenbergianer verrufene Alttestamentler Haevernick. An den offenen Abenden des Sonntags, zu denen sich auch Robert Caspary und Fritz Oldenberg einfanden, wurden jetzt nicht nur geistliche Gespräche geführt, sondern auch politische, da unter den Jüngeren sich auch Sympathien für das Berechtigte in den Forderungen der Zeit zu regen begannen. Doch mühte sich Vater vergeblich, Sartorius in solches Gespräch zu ziehen, nach wenigen Worten kam dieser immer wieder auf seine Theologie zurück. Auch bedeutende Männer von auswärts nahmen an diesen Abenden teil, wie Senfft von Pilsach und Baron von Ungern-Sternberg. Unvergeßlich ist mir der 10. Dezember 1841 geblieben, wo der 25jährige Theodosius Harnack erschien, der nach Dorpat zurückkehrte, um sich dort zu habilitieren. Alles blickte zu dem blondlockigen jungen Manne mit den bedeutenden Zügen auf, in dem man ein aufgehendes Licht der Wissenschaft und den künftigen defensor fidei begrüßte. Harnack ist ein anerkannt tüchtiger Professor der praktischen Theologie geworden, aber auch nicht mehr. Erst sein Sohn Adolf hat jene Erwartungen erfüllt, wenn auch im Sinne einer anders gewordenen Zeit.

Die letzten Schuljahre

Michael 1840 wurde ich nach Sekunda versetzt, aber in jener unruhigen Zeit schien meinem Vater der oft politischen Einflüssen unterworfene Schulunterricht nicht ausreichend, deshalb ließ er uns in einigen Fächern, vor allem im Englischen, privat unterrichten. Eine vielumstrittene Frage war damals der Turnunterricht. Ein schlesischer Arzt, Dr. Lorinser, hatte ihn in einer vielgelesenen Broschüre wieder empfohlen, nachdem er durch Jahns Liberalismus etwas in Verruf gekommen war. Da unser Direktor einen sehr scharfen „Antilorinser" geschrieben hatte, durfte er im Friedrichskollegium nicht erteilt werden; so ließ Vater in unserem Garten Reck und Barren herrichten und uns Privatunterricht im Turnen erteilen. Auch einen Schwimmkursus in der Militärbadeanstalt besuchten wir, leider habe ich, der ich doch so leidenschaftlich gern badete, es nie zum Dauerschwimmen gebracht; wie ich auch trotz kundiger Anleitung im Schlittschuhlaufen nie Erhebliches geleistet habe. Gesang- und Malstunden endlich sorgten für künstlerische Anregungen. Daß es uns an derartigen Talenten nicht ganz fehlte, zeigte eine Ausstellung, die wir, angeregt durch umherziehende Panoramen und die Weihnachtsausstellungen in den Konditoreien, veranstalteten, und die mehrmals wiederholt werden mußte. Auf einem gemalten landschaftlichen Hintergrund war ein ganzes Dorf mit Kirche und Pfarrhaus, mit Mühle und Bauernhütten dargestellt, ein Bach floß hindurch, über welchen eine wirkliche Brücke führte, Bäume und Büsche bildeten die Seitenkulissen. Das alles war in unserem früheren Arbeitskabinett aufgestellt hinter der ausgehobenen Türe, die durch eine Portiere ersetzt war. Die durch selbstgedruckte Programme geladenen Gäste saßen in dem verdunkelten größeren Zimmer. Nun ging der Vorhang auseinander, und die Landschaft lag im Abendlicht da. Die Abendglocke ertönte. Von der Wiese trieb der Hirt die Herde heim. Allmählich wurde es dunkel. Im Pfarrhaus und in der Mühle wurden die Lichter angezündet. Der Mond zog herauf, und wenn alles in seinem bläulichen Lichte dalag, ertönte auf einer Harmonika leise gespielt der Choral: „Nun ruhen alle Wälder", bis die Portiere niederfiel. — Es war der Höhe- und Schlußpunkt unserer Knabenspiele.

Auf Sekunda schloß ich meine erste eigentliche Schulfreundschaft. Julius von Tyska, der Sohn eines verarmten adligen Hauses, war eine leidenschaftliche Natur und schwärmte für ein Freundschaftsideal, das ich nie ganz verwirklichen konnte. Es kam zu ewigen Erzürnungen und Versöhnungen, die in endlosen Korrespondenzen sich abspielten. In sein Haus bin ich selten gekommen; denn als ich einmal dort eingeladen war, gab es Pfänderspiele, wo die Pfänder mit Küssen eingelöst wurden. Das entsprach nun doch unserer Weise des Verkehrs zu wenig. Ich versuchte, ihn in den jugendlichen

Kreis zu ziehen, der sich um Hannchen zu sammeln begann, aber er muß auch dort nicht recht hineingepaßt haben. Dieser Kreis der älteren Mädchen hatte sich namentlich durch die drei Töchter des Obersten von Schmeling vermehrt, wodurch das gesellige Leben in unserem Hause sehr lebhaft wurde. Kein Geburtstag verging ohne solenne Gesellschaft. Mich, der ich über dramatischen Plänen brütete, zog dies Leben allerdings wenig an, ich gründete lieber mit vier Schulgenossen ein Lesekränzchen. Neben dem launenhaften und stets eifersüchtigen Wesen Tyskas tat mir die schlichte, warme Freundschaft Adolf Oldenbergs besonders wohl. Louis Passarge war eine ideal angelegte, musikalisch begabte Natur, seine Leidenschaft war, außer den poetischen Liebhabereien, das Reisen. Unseren hochfliegenden Bestrebungen ferner stand Carl Lenz, der Sohn unseres Mathematikers, er hielt aber trotz unserer häufigen Neckereien mit großer Gutmütigkeit treu zu unserem Kreise. Wir schwärmten für Götz und Manfred, Romeo und Julia, für Savonarola und die moderne Lyrik, selbst die radikalste von Herwegh und Gottschall, was uns die älteren Schwestern sehr übelnahmen. Auf Spaziergängen bei Mondschein oder unterm Sternenhimmel tauschten wir unsere poetischen Stimmungen aus und entwarfen immer neue dichterische Pläne.

Im Schmelingschen Hause war eine Tanzstunde arrangiert, an der Ludwig und ich teilnahmen. Dadurch kamen wir zum ersten Male mit den geselligen Kreisen der Schwestern in nähere Berührung, und es erblühte in mir die erste verschwiegene Jugendliebe, deren Höhepunkt es wohl war, als ich tiefbewegt der Einsegnung des Mädchens beiwohnte. Doch bald genug ging diese Liebe wieder in unbefangene Freundschaft über, wie sie uns alle verband.

Wir empfanden es als ein besonderes Glück, daß unser Kreis bald einen Mittelpunkt fand in dem Hause einer Frau Doktor Mangold, einer hochbegabten Frau, deren religiöses Leben von Wald und meinem Vater die Richtung erhielt, die aber ihre ganze Lebensfreude im Verkehr mit der Jugend fand, für die sie immer neue Spiele und Vergnügungen arrangierte. Ich war bald der erklärte Hausfreund dort, so daß kein Tag verging, an dem ich nicht mindestens einmal vorsprach. Einer ihrer drei Söhne war vor wenigen Jahren unheilbar erblindet; aber er hatte sich die lebensfrohe Natur der Mutter bewahrt und zeigte lebhaftes Interesse für alles, was wir ihm zubrachten. Stundenlang konnte er auf dem Flügel phantasieren, und auf einem für Blinde eigens hergerichteten Schachbrett spielten wir viel zusammen. Heute noch wundere ich mich, woher ich neben alledem eigentlich die Zeit für meine Schularbeiten genommen habe.

So heiter hiernach mein Jugendleben erscheint, hatte es doch seine Kehrseite. Vater hatte uns früh zur Selbstbeobachtung angeleitet, und ich führte längst ein genaues Tagebuch. Beständige Selbstvorwürfe wegen der Mängel und Störungen meines religiösen Lebens und wegen meines Verhaltens im Hause wechseln mit heißen Gebeten, die um so inbrünstiger wurden, je

mehr der Ernst des Einsegnungsjahres herannahte. Ich liebte einsame Spaziergänge und gab mich oft einer Schwermut hin, deren Grund ich selbst nicht verstand.

Im Oktober 1842 kam ich nach Prima und begann mit dem Konfirmationsunterricht. Auf der neuen Klasse interessierten mich außer Latein nur die hebräischen Stunden. Viel mehr lagen uns fünfen unsere poetischen Schwärmereien am Herzen, die ihren Höhepunkt erreichten, als wir im Frühjahr – freilich nur für kurze Zeit – eine Zeitung, den „Phönix", gründeten, in der wir für unsere poetischen Ergüsse und politischen Diskussionen eine Stätte fanden. Wohl hatte ich das Gefühl, daß mir Adolf an dichterischer Begabung weit überlegen war, aber ich konnte das Streben nach gleichen Lorbeeren nicht lassen. Um mich innerlich zu befreien, begann ich ein Drama in Versen, dessen Stoff den Albigenserkriegen entlehnt war und zu religiösen Betrachtungen und Stimmungen reichlich Gelegenheit bot.

Der Verkehr mit Mangolds wurde immer enger, oft versammelte sich unser ganzer Kreis bei ihnen. Alles, was wir an Geist und Witz besaßen, wurde aufgeboten, um diese „Zauberfeste" immer neu durch kleine Aufführungen zu verherrlichen. Mir war das immer heitere und doch auf tiefernstem Grunde ruhende Wesen der Frau Doktorin auch für mein inneres Leben von Wert, dessen wechselnde und quälende Stimmungen sie oft wieder in Harmonie brachte. Nur für unsere dichterischen Bestrebungen hatte sie kein Verständnis.

Auf die Einsegnung suchte ich mich vorzubereiten, indem ich regelmäßig in der Bibel zu lesen und Vaters Predigten aufzuschreiben begann; aber die ersehnte Erneuerung meines inneren Lebens wollte nicht kommen. – – Wenn die warme Zeit begann, pflegte Vater die Unterrichtsstunden in der Sakristei zu halten, und ich bezog dann mit meinem Schreibtisch die sonst ganz leere Konfirmandenstube statt des Kabinetts daneben, in dem die Knaben im Winter zusammen hausten. Diese Zeit war mir stets sehr lieb, besonders in diesem Jahre, wo ich so viel innerlich durchzuringen hatte. Als ich diesen Sommer mit Tyska das lustige Leben der Meinigen am Seestrande bei Lapöhnen mitmachte, genügte es mir nicht mehr, und ich sehnte mich nach meiner einsamen Konfirmandenstube. In den stillen Stunden dort hat meine Seele unter Arbeit und Gebet den Frieden gefunden, der mir in guten und bösen Tagen nie mehr ernstlich verlorengegangen ist.

Vater pflegte, wenn er im Unterricht das erste Hauptstück besprochen hatte, uns eine schriftliche Selbstprüfung nach den zehn Geboten aufzugeben. Mir wurde diese Arbeit nicht schwer, da ich ja alles oft in meinem Tagebuche besprochen hatte, und als Vater in stiller Stunde mir als meinen Hauptfehler eine sittliche Schlaffheit aufdeckte, mich aber an die göttliche Gnade verwies, war ich mehr getröstet als entmutigt. Er wußte freilich nichts von den Zukunftsplänen, mit denen ich mich oft quälte. Daß ich Theologe werden wollte, stand bei mir von vornherein fest, ohne daß ich darüber grübelte,

auf welchem Wege ich als solcher ein Vorkämpfer für das, was ich in Kirche und Staat als das Richtige erkannte, werden könne.

In den letzten Wochen verdoppelte Vater die Unterrichtsstunden, und dieselben wurden immer mehr weihevolle, herzergreifende Ansprachen, die auf die Konfirmation vorbereiteten, vor der er noch mit jedem einzelnen besonders sprach.

Am 27. August wurde ich eingesegnet. Mein guter Adolf hat mir die Rede Vaters über die Kennzeichen des wahren Christentums nach 2. Tim. 2, 14 wörtlich aufgeschrieben. Mein selbstverfaßtes Bekenntnis schloß mit den Worten: „Laß mich dein sein und bleiben . . .“

Michael 1843 begann mein letztes Schuljahr. Wieviel ich noch zu tun hatte, um mich zum Examen tüchtig zu machen, wurde mir recht klar, als Lehrs, unser lateinischer Lehrer, dessen Günstling ich bisher gewesen, von meinen Leistungen unbefriedigt, plötzlich sehr streng wurde, so daß es mir nicht gelang, seinen Forderungen ganz gerecht zu werden. Je weniger uns die Schule bot, desto eifriger machten wir uns zu Hause ans Arbeiten und Repetieren. Aber es war dafür gesorgt, daß wir nicht in einem trockenen Arbeitsleben verdorrten. Mit den beiden jüngeren Schmelingschen Mädchen hatte ich in ihrem Hause englische Stunden, wo wir neben dem unvermeidlichen Vikar of Wakefield Bulwers Pilger vom Rhein und den damals so beliebten Dunallan lasen. Später nahmen sie auch an den französischen Stunden im Mangoldschen Hause teil, aus denen ich sie nach Hause zu begleiten pflegte. Für die jüngere lebensfrische und muntere Sophie hatte ich einst geschwärmt; jetzt übertrug ich meine Schwärmerei auf Elise. Sie war drei Jahre älter als ich und eigentlich durchaus nicht, was man schön nennen konnte, aber das ernste, etwas verschleierte Wesen des Mädchens zog mich unwiderstehlich an. Ich liebte ja auch nur ihre „schöne Seele“, d. h. das Idealbild, das ich mir von ihr machte, da es mir in Wirklichkeit nur äußerst selten gelang, mit ihr etwas länger und tiefgehender zu sprechen. Diese Jugendliebe hat mich durch das ganze harte Arbeitsjahr hindurch begleitet und erquickt. Meine Vertrauten waren Adolf, dessen Freundschaft mit mir in diesem Jahre ihren Höhepunkt erreichte, und eine von Mariens Freundinnen, Melinde Röhrdanz, ein leidenschaftliches Mädchen, mit der ich feierlich einen Bund geschwisterlicher Liebe schloß. Den Grund zu unserer Vertraulichkeit hatte ein größerer Ausflug mit gemeinsamem Nachtquartier der Jugend in einer Scheune gelegt, wobei sie angeblich mein im Schlafe ausgeplaudertes erstes Liebesgeheimnis erlauscht hatte. Um den unerfreulichen Familienverhältnissen ihres stiefelterlichen Hauses zu entfliehen, wohnte sie seit einiger Zeit im Mangoldschen Hause, und ich mußte mir daheim viel harmlose Neckereien wegen meiner unaufhörlichen Besuche dort gefallen lassen.

Die „Zauberfeste“ wußten wir immer glänzender auszubauen. Bei einer besonders feierlichen Gelegenheit wurde ein Festspiel von mir aufgeführt, das ich mit den beiden Schmelingschen Mädchen agierte. Einmal machten

wir aus einer Novelle oder einem Lustspiel von Kotzebue oder Benedix ein kleineres Stück zurecht, wie es unsere bescheidenen Darstellungsmittel erforderten, entwarfen die Szenenfolge, machten den Darstellern die Rollen klar und überließen ihnen dann selbst die Aufführung. Die drei Söhne des Regierungsrats von Bergen, eines alten Freundes meines väterlichen Hauses, entwickelten dabei ein achtungswertes Talent, besonders in weiblichen Rollen. Auch die Singkränzchen wurden bei Oldenbergs und uns wieder gehalten. Wir hatten ein doppelt besetztes Quartett, das unsere schönen Volkslieder in der Mendelssohnschen Bearbeitung, später sogar Rombergs „Glocke" und den Radziwillschen „Faust" einübte. Adolf und ich wechselten uns bei letzterem im Deklamieren ab.

Die Arbeit an meinem Drama, die in der letzten Zeit ins Stocken geraten war, nahm ich wieder auf, arbeitete es völlig um, und im Mai des folgenden Jahres war es vollendet. Ludwig tat mir die Liebe, es in seiner sauberen Handschrift zu kopieren, und nun war es meine größte Freude, es in engerem Kreise vorzulesen. Aber die Kritiken von Adolf und Louis Passarge überzeugten mich bald, daß es doch eine recht mäßige Leistung war.

Im vorigen Jahre hatte sich Marie mit einem Kandidaten von Behr verlobt; da er jedoch eine Hauslehrerstelle annahm und nur selten zu uns kam, wurde sie dadurch unserem Kreise nicht entfremdet. Dagegen traf es uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als sich Melinde mit einem Offizier, dem Baron von der Goltz, verlobte. Wir fürchteten, daß damit unser schönes, geselliges Leben zerstört sein würde, da Goltz nicht recht in unseren Kreis paßte, dennoch sollte der Verlobungsfeier nichts an gewohnter Pracht und Herzlichkeit fehlen. In aller Eile wurde ein Festspiel gedichtet. Ich trat als ein verzauberter Greis auf, der erst wieder jung werden kann, wenn er ein liebendes Paar findet. Elise Schmeling kommt mir als junges Mädchen entgegen, im Begriff, einer allgeliebten Freundin gratulieren zu gehen, und während sie von der Verlobung erzählt, schwindet der Zauber, und als Jüngling geselle ich mich ihr zu, das Brautpaar zu begrüßen. Eine Schauspielertruppe vertritt uns den Weg, und nun folgt eine unserer extemporierten Possen „Der Wunderdoktor". Sobald sie vorüber, eilen wir weiter, bemerken aber, daß uns würdige Geschenke fehlen. Da rufen wir in glühenden Versen den Frühling selber an. Er erscheint in Gestalt Sophiens in weißem Gewande mit Immergrün geschmückt, einen Blumenkranz im Haar, einen Strauß an der Brust. Wir fallen vor ihm nieder, und er rüstet uns mit Kranz und Strauß aus, die wir dem Paar mit Frühlingssegenswünschen überbringen sollen. Musik fällt ein, ich tanze mit der Braut, das Mädchen mit dem Bräutigam, dann führen wir das Paar zusammen, das unter Vivatrufen der Gesellschaft den allgemeinen Tanz anführt.

Das „Festspiel" mußte doch etwas unter den überstürzten Vorbereitungen gelitten haben, und ich verwand es schwer, daß mir Melinde nichts im

Kotillon brachte. Dafür tanzte ich viel mit Rosalie; und als ich sie nach Hause brachte, blieben wir länger als nötig vor ihrer Haustüre stehen, trotz des rauhen Winterwetters, das unser Flehen um den Frühling zu verhöhnen schien. Wir gestanden uns ein, welche Krisis über das glückliche Leben unseres Kreises hereingebrochen sei. Was lag näher, als bei ihr einen Ersatz zu suchen. Aber sie bedurfte ja meiner Bruderliebe nicht, sie hatte zwei Brüder, und was für Brüder! Längst verehrte ich von fern ihren Bruder Fritz so wie einst Martin, und dies verband mich auch mit der Schwester.

Je seltener ich fortan zu Mangolds ging, desto häufiger kam ich nunmehr in das Oldenbergsche Haus, wo die alte Mutter, obwohl gelähmt und an den Rollstuhl gefesselt, lebhaften Anteil an unseren jugendlichen Interessen nahm. Auch blieb ich viel mit Rosalie allein. Wir schwärmten für Lenau und den eben auftauchenden Emanuel Geibel, lasen Walter Scott und übten uns im Lesen von Szenen aus unserem geliebten Don Carlos mit verteilten Rollen. Natürlich sprachen wir auch über meine sonstige Lektüre, in der neben Goethe die damals vielgelesenen Romane von der Paalzow auftauchten. Tief empört war ich, als Tante uns klar zu machen suchte, daß dieser Verkehr, über den es doch manchmal recht spät wurde, sich nicht schicke und schon darüber gesprochen würde. Wir wußten zu gut, auf welch tief-ernstem Grunde unser Verhältnis ruhte, sprachen wir doch am liebsten über theologische Fragen.

In den letzten Tagen des August feierte die Albertina ihr 300jähriges Jubiläum, wozu der König als Rektor der Universität kam und den Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude legte. Er hatte aber einige liberale Demonstrationen, die bei dem Feste vorgekommen waren, sehr übelgenommen, so daß der Stein, von einem Eisengitter umgeben, anderthalb Jahrzehnte lang dalag, ohne daß mit dem Bau angefangen wurde.

Uns Schulgenossen lagen freilich andere Steine auf dem Herzen, denn in diesen Tagen ging die Mappe herum, in der die Lehrer ihre Note über die Abiturienten abgaben. Doch unsere Furcht war unnötig, außer Tyska wurden wir alle zugelassen. Das Examen verlief sehr ungleichmäßig, nur bei Direktor Gotthold hatte ich Glück. Er begann das mündliche Examen mit der „ars poetica" von Horaz, die ich von Anfang bis zu Ende auswendig wußte, und als er fragte, ob wir auch seine Vorschriften bei unseren poetischen Versuchen, von denen er in unseren Lebensläufen gelesen, beobachtet hätten, und ich das sehr freudig bejahte, ging ein Lächeln durch den feierlichen Lehrerkreis. Endlich, endlich begann der Schulrat nach der Schlußberatung: „Ich freue mich ..." und nun wußten wir unser Schicksal.

Draußen warteten die Kameraden, um uns jubelnd den Albertus an die Mützen zu stecken, d. h. das silberne Abbild des Herzogs Albert, wie es auf dem Siegel der Universität steht. Nun stolzierten wir zum erstenmal mit dem Abzeichen des Studenten durch die Straßen; ich aber flog fast zum Trag-

heimer Kirchplatz. Von den Fenstern wehten die Tücher, und Hannchen eilte mir entgegen und fiel mir um den Hals. Auch Auguste Mangold und Melinde waren gekommen. Die Treppe zu meinem Zimmer war mit Tannen bestreut, die Tür bekränzt und drinnen Geschenke für mich aufgebaut, darunter ein längst gewünschter Schlafrock. Auch die Hausmädchen kamen feierlich mit Handkuß gratulieren. Als wir abends gesellig beieinander waren, spielte Theodor Kahle Variationen über das Gaudeamus und den Landesvater, Tante führte selbst mit Herrn von der Goltz den Kontertanz an, und Vater spielte zum Großvatertanz auf.

Es war nicht leicht, noch die langen Wochen bis Schulschluß wieder auf der Schulbank zu sitzen, und wir entschädigten uns dadurch, daß wir das gesellige Leben des Winters wieder mit allem Glanz begannen. Am Abend nach der feierlichen Entlassung ging es nach Wolittnik, dem Passargeschen Gute, wohin Louis alle Abiturienten eingeladen hatte. Die fünf Tage in dem wohlhäbigen Hause, wo der Tisch von früh bis spät gedeckt war, wo die hochbeglückten Eltern alles aufboten, uns ihre Herzlichkeit fühlen zu lassen, wo wir einen feierlichen Kommers mit dem Landesvater aufführten, welch seltsamem Schauspiel die Dorfleute durch die Fenster zuschauten, oder wir bei köstlichem Herbstwetter durch die Felder und am Haffufer umherstreiften, waren der schönste Abschluß unseres freundschaftlichen Schullebens. Hier machte ich auch die Bekanntschaft eines Hausfreundes, Otto Retzlaff, der auf mein Studentenleben von großem Einfluß werden sollte.

Melindes Hochzeit nahte, und täglich arbeiteten wir an den Vorbereitungen für ihren Polterabend, der noch einmal allen Glanz der Begeisterung für sie entfalten sollte. Da wurde bekannt, daß man im Hause des Rittmeisters von der Goltz, wo die Feier stattfinden sollte, an einigen der geplanten Veranstaltungen Anstoß genommen hatte; all unsere Pläne wurden aufgegeben und es kam zu heftigen Diskussionen darüber, wer schuld daran sei. Nur einzelne erschienen auf dem Polterabend, der daher ziemlich leblos verlief. Ich als Hausfreund konnte natürlich nicht fehlen, als am 6. Dezember Melinde von meinem Vater im Mangoldschen Hause getraut wurde. Noch einmal flammte die alte Liebe auf. Ein Ständchen wurde von unserem Kreise gebracht, und ich sprach ihr in einem von Adolf und mir verfaßten Gedicht den Dank für alles aus, was sie uns gewesen, mit der Bitte um ihre fernere Liebe. Auch Fritz hatte ein tiefempfundenes Gedicht gesandt, das natürlich schönere Worte fand, als sie uns zu Gebote standen.

So verklang unsere Jugend, so endete ein süßes Herzensgeheimnis, und nun ging es dem Leben und ernster Arbeit entgegen.

Studentenzeit

Nun war ich also Student mit einem abwechslungsreichen Studienplan vor mir! Ich hörte bei Lobeck klassische Mythologie, Tacitus und Theokrits Idyllen, dessen wundervolle Übersetzung durch ihn mich aufs höchste entzückte; bei Drumann, der nach alter Sitte noch in seiner Wohnung las, Kulturgeschichte. Beide diktierten, frei sprach nur Rosenkranz, bei dem ich Religionsphilosophie und Geschichte der neueren Philosophie belegt hatte. Im Hebräischen, neben dem ich nun bei Nesselmann das Chaldäische und später auch das Syrische trieb, war ich so weit, daß ich schon Hiob bei Haevernick hören und am Schluß eine eigene Übersetzung des ganzen Buches anfertigen konnte. Er war 1841 von Eichhorn als Gegengewicht gegen den rationalistischen Professor von Lengerke berufen, jedoch ging ihm das (zweifellos falsche) Gerücht voraus, daß er seine Hallenser Lehrer Gesenius und Wegscheider wegen ihrer unziemlichen Witze durch Vorweisung seiner Kollegienhefte denunziert und so die Untersuchung gegen sie veranlaßt habe. Die Studentenschaft empfing ihn darob mit lärmenden Demonstrationen und machte ihm zwei Jahre lang durch Anschlag einer Verrufserklärung am Schwarzen Brett das Lesen unmöglich, was die liberale Universitätsbehörde duldete. Erst Fritz Oldenberg bewog als Senior des Korps die „Littauer", lediglich aus Gerechtigkeitsgefühl, die Verrufserklärung zurückzunehmen, obwohl es infolgedessen scharfe Mensuren mit dem Korps der Masuren gab. Haevernick galt als der fähigste Schüler Hengstenbergs, den er aber an wissenschaftlichem Geist weit übertraf; hatte er doch schon vor seinem 30. Jahre zwei gelehrte Kommentare und eine Einleitung ins Alte Testament geschrieben. Leider mußte er seine Vorlesung, die stark besucht war und mich sehr anzog, aus Gesundheitsrücksichten vor Semesterschluß abbrechen. Die schweren Erlebnisse hatten seine Gesundheit derart untergraben, daß er bald darauf starb.

Das Neue Testament war in der theologischen Fakultät schlecht versorgt. Der eigentliche Vertreter, Gebser, war zugleich Pfarrer der Domkirche und versah die praktische Theologie, so daß ihm wenig Zeit und Kraft für jenes Arbeitsfeld blieb. Daher beteiligten sich andere Kollegen mehrfach am Neuen Testament. Bei dem Superintendent und Kirchenhistoriker Lehnerdt, dessen gedankentiefe Predigten ich gerne hörte, obgleich sie trotz schnellen Sprechens oft anderthalb Stunden dauerten, belegte ich Synopse. Sieffert, dessen epochemachende, jetzt aber fast vergessene Schrift über das Matthäusevangelium ich später oft zu würdigen versucht habe, las die Einleitung ins Neue Testament, und sein für alle wissenschaftlichen Fragen offenes Urteil, das doch zu positiven Resultaten neigte, ist mir besonders wertvoll geworden.

Da Vetter Ludwig Diestel eine Stellung angenommen und unser Haus verlassen hatte, bewohnte ich nun das Stübchen, das ich bisher mit ihm

geteilt hatte, allein, was mir als würdigem Studio auch unumgänglich nötig erschien. Auch die unvermeidlichen Nachhilfestunden erteilte ich, und zwar unserem neuen Pensionär, Fritz von Korff, was meiner schmalen Kasse die Mittel brachte, mich am geselligen Leben zu beteiligen. Unsere „Zauberfeste“ verloren allerdings mehr und mehr ihren Reiz; um so anziehender waren dagegen die englischen Stunden im Schmelingschen Hause, die mich in immer engeren Verkehr mit den beiden Mädchen Elise und Sophie brachten. Niemand ahnte, wie mich die Sehnsucht verzehrte nach einem Wort mit Elise allein, am wenigsten sie selbst, von der ich auch nicht das leiseste Zeichen der Erwiderung meiner Liebe erhielt. Um so mehr befriedigte mich der Verkehr mit Rosalie, indem wir uns gegenseitig in unserem religiösen Leben förderten. Für sie schrieb ich eine Novelle „Bruderliebe“, in der das ganze Glück dieser Freundschaft jubelte. – Inzwischen war in mir das Verlangen nach eigentlichem Studentenleben erwacht. Ich begegnete mich darin mit Passarge, mit dem ich vorher nur unsere dramatischen Entwürfe geteilt und der mich bewogen hatte, zum erstenmal in das recht gute Königsberger Stadttheater zu gehen. Wir schwärmten beide für die Burschenschaft der „Hochheimer“, ich, weil Martin, er, weil unser gemeinsamer Freund Otto Retzlaff ihr angehörte; aber es waren Elemente darin, die uns vom Eintritt abhielten. Da löste sich die Verbindung auf, die Mehrzahl bildete eine neue, die „Borussia“, die anderen hielten ebenfalls an dem Bunde miteinander fest, gaben sich aber keinen neuen Namen, weil sie sich immer noch als Erben der alten Hochheimer fühlten. Auch wir schlossen uns nun an, und am Tage nach dem Stiftungskommers stolzierten wir mit unseren schwarzweißgoldenen Mützen auf der Kunstausstellung im Moskowitersaal einher. Es war ein verhältnismäßig kleiner Kreis von zum Teil hervorragend tüchtigen Leuten, der sich hier zusammenfand. Wir hatten keine Statuten und keinen Komment; jedem war freigestellt, wie er sich zum Duell stellen wollte. Zum Frühschoppen traf man bei Schuhmacher am Schloßberg immer jemanden; unsere gemeinsamen Kneipen hielten wir auf der Bude eines Mitgliedes. Ich blieb selten über Mitternacht, immerhin kam es auch vor, daß wir nach dem Aufbruch die alte Mutter Hecht in der Weißgerbergasse herausklopften, damit sie uns Flecksuppe koche, welche die Groggeister vertreiben mußte. Kam ich dann nach Hause, so ging ich so lautlos zu Bett, daß Vater nicht aufwachen und mich kontrollieren konnte. Doch wenn ich gerade meinen Zweck erreicht zu haben hoffte, ließ er schweigend seine Uhr repetieren. O weh, da schlug es wohl schon zwei!

Ich hieß „der Theologe“ und stand sicher mit meiner kirchlichen und politischen Richtung allein; aber ich entsinne mich nicht, daß ich je durch ein verletzendes oder gar sittenloses Wort abgestoßen bin. Am meisten imponierte mir Retzlaff, vielleicht gerade darum, weil er bald schroff abstoßend, bald herzlich und liebenswürdig gegen mich war.

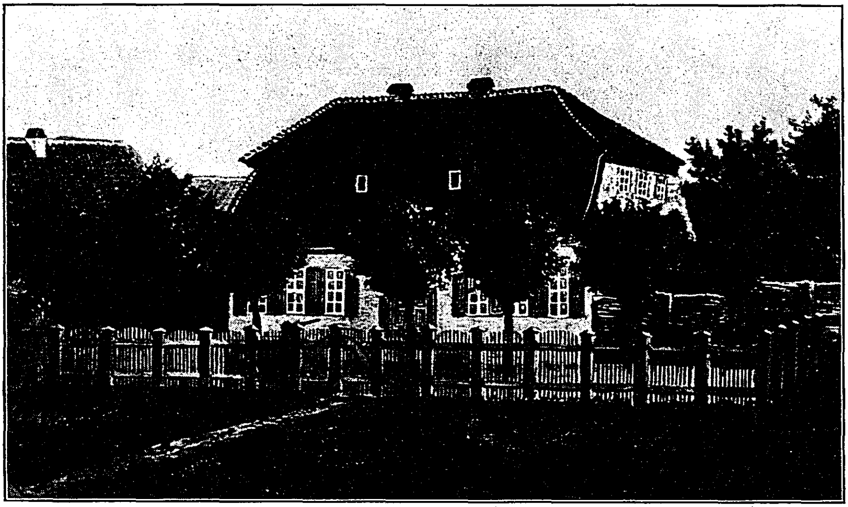
Offenbar war es den Meinigen nicht recht, daß ich in die Verbindung eingetreten war, aber mein Vater hat uns in solchen Dingen nie auch nur mit einem Worte beschränkt.

An meinem Geburtstage feierte unsere Marie ihre Hochzeit, da Schwager Behr unterdes die Pfarrstelle auf dem Schloß der Gräfin Dohna, Dönhoffstädt, erhalten hatte; seitdem wurde ihr überaus winziges Pfarrhäuschen der Wallfahrtsort für alle Familienmitglieder und Freunde; Mariechen wußte für alle Raum zu machen, weil sie selbst ein offenes Herz für alle hatte.

Meines Vaters Einfluß auf die Provinz war immer mehr gewachsen. Das alte Quandtsche Gesangbuch mit seinen unverfälschten Liedern gab er neu heraus und redigierte das „Evangelische Gemeindeblatt", das der geistige Mittelpunkt und Tonangeber der Gemeinde wurde. Als nun in diesem Jahre zur Vorbereitung der neuen Kirchenverfassung die Provinzialsynode zusammentrat, wurde er wegen seiner gewandten Feder und seiner scharfen Auffassung aller Meinungsdifferenzen ihr Schriftführer; Stenographen gab es ja damals noch nicht.

Die Bewegung der „Lichtfreunde" und der Deutschkatholiken, die das ganze kirchliche Deutschland erregte, fand auch in unserer Provinz ihren eigenartigen Widerhall, da sie an dem in Königsberg herrschenden Liberalismus einen Rückhalt hatte. Der reformierte Prediger Detroit stand an der Spitze der „Gesellschaft protestantischer Freunde" und sagte sich samt seinem Kirchenvorstand feierlich von den Symbolen los. Der Divisionsprediger Rupp, der wegen einer Predigt wider das Athanasianum abgesetzt war, wurde erster Prediger der „Freien Gemeinde". Mein Vater schrieb eine Streitschrift „Vom rechten christlichen Glauben. Antithesen gegen Rupp" und mir war es keinen Augenblick zweifelhaft, auf welcher Seite ich in diesem Kampfe zu stehen hätte; mein ganzes inneres Leben wurzelte ja in dem Glauben meines Vaters. — Auch der Deutschkatholik Ronge kam auf seinen Agitationsreisen nach Königsberg und wurde mit einem glänzenden Fackelzug empfangen.

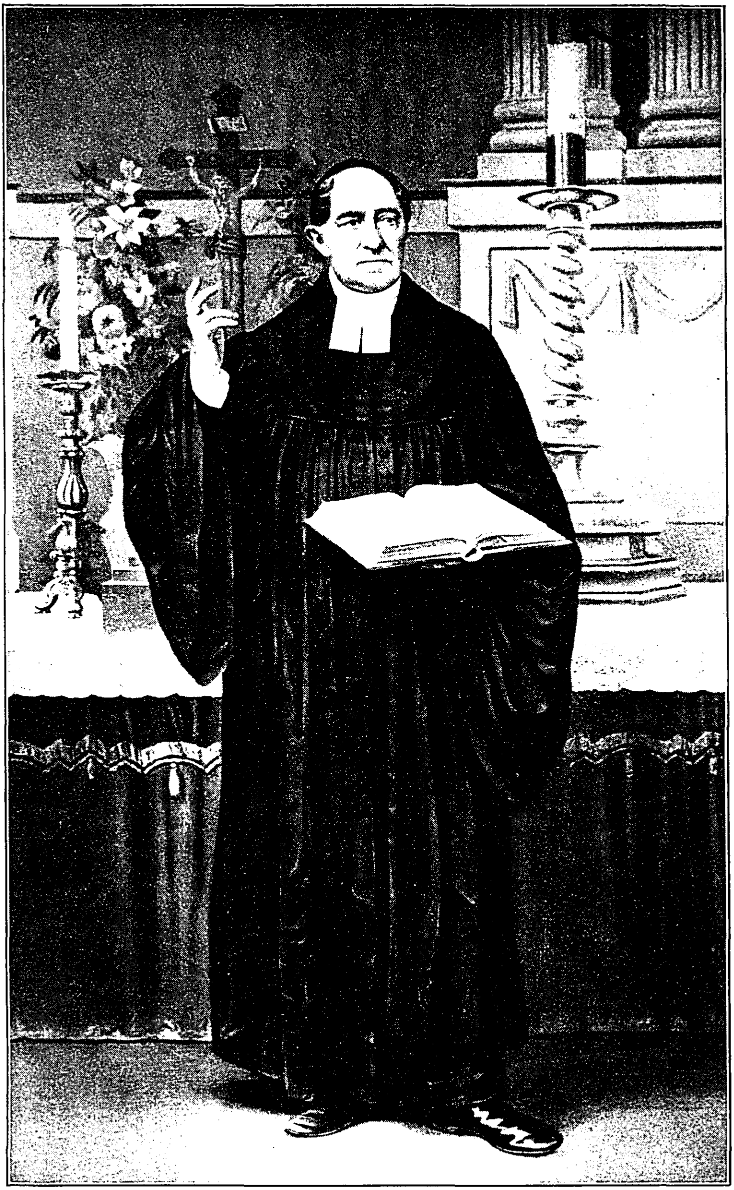
Die Sommerferien brachte ich in Frödnau zu, dem Gute meines Onkels von Arnim, wo mir die warme Zärtlichkeit der Verwandten, der viele Besuch und gesellschaftliche Verkehr, wie auch die Wagenfahrten nach den herrlichen Oberländischen Seen bleibende Eindrücke hinterließen. In dortiger Gegend wurde von Herren und Damen, selbst von Geistlichen, viel und gut Schach gespielt, und auch ich wurde von dieser Spielleidenschaft ergriffen, die mich mein ganzes ferneres Leben hindurch begleitet hat. Auch die Spielregeln des Whist hatte ich den Spielern abgesehen, denn es bereitete mir Vergnügen, die Entwicklung solcher Spiele zu verfolgen; als man mich aufforderte, mitzuspielen, war ich daher töricht genug, darauf einzugehen und hatte in kurzem zwei Taler verloren, für meine damalige Finanzlage ein Kapital. An jenem Abend gelobte ich mir, nie mehr um Geld zu spielen, überhaupt



Tragheimer Pfarrhaus um 1840



Tragheimer Kirche um 1840



Der Vater

hielt ich mich vom Kartenspiel zurück aus Furcht, ein passionierter Spieler zu werden.

Auch ein tüchtiger Reiter war ich geworden und besuchte gern hoch zu Roß die umliegenden Güter, von denen ich dann, wenn es spät geworden, im Mondschein durch die schweigenden Wälder, den Kopf voll schwärmender Gedanken, heimwärts ritt. Vor allem reizte mich der Gedanke, Elise und Sophie, die in Grasnitz, dem Gute einer Frau von Stein, zu Besuch weilten, aufzusuchen. Ich hatte Frau von Stein im Mangoldschen Hause kennengelernt, war ihr aber weder nähergetreten noch von ihr eingeladen worden; so entschloß ich mich zu diesem Ausflug mit einem aus zwei verschiedenen Gründen klopfenden Herzen. Man empfing mich in Grasnitz zwar sehr freundlich, aber ich spielte doch in dem mir ganz fremdem Hause eine etwas seltsame Rolle, da ich eigentlich nur in dem Pavillon verkehrte, den die beiden mir so lieben Mädchen bewohnten. Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen verfaßten wir ein Lustspiel, das sie nachher aufführten. Zu Fuß ging es heimwärts, durch endlose Wälder, in denen ich mich doch manchmal zu verirren fürchtete. Es wäre kein Wunder gewesen, da meine Gedanken so andere Wege gingen.

Unterdessen war es still im Hause des Onkels geworden und alle Gäste abgereist, was mir sehr sympathisch war, obgleich die laute Lust dieser Wochen mein innerstes religiöses Leben nicht berührt hatte. Eines Tages kam ich auf den Gedanken, einmal in der kleinen Dorfkirche zu predigen. Da Onkel und Tante mir aufs lebhafteste zuredeten, arbeitete ich eine Predigt über das Evangelium des 13. nach Trinitatis und versuchte, wenn auch etwas künstlich, ohne Allegorese, die mir schon damals zuwider war, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter in das Licht des Eingangs der Perikope zu stellen, um, was ich damals für die Aufgabe der Predigt hielt und noch halte, daraus eine Verkündigung des Evangeliums zu machen. Der Ortspfarrer hatte die Predigt genehmigt, und ich hatte an meinen Vater geschrieben, was er von meinem Unternehmen halte, aber es kam keine Antwort. So hielt ich denn, von der zärtlichen Liebe des Onkels bis in die Sakristei geleitet, meine erste Predigt. Etwas ängstlich hatte ich die Kanzel betreten, doch sobald ich die ersten Worte gesprochen und mich an den Klang meiner Stimme gewöhnt hatte, war jede Bangigkeit geschwunden. Es flutete ja durch die offenen Kirchentüren heller Sonnenschein, und lauter liebe, wohlwollende Gesichter blickten zu mir auf. Unsere Freunde von den umliegenden Gütern waren alle versammelt, und der alte Baron von Frankenberg, von dem niemand Schmeicheleien erwartete, sagte nachher, er habe sich seit Jahren nicht so erbaut. Es war für mich ein weihevoller Festtag ohnegleichen. Da kam ein Brief meines Vaters, der sich verspätet hatte. Er verstand einfach nicht, wie ich auf einen solchen Gedanken hätte kommen können, und sagte in seiner scharfen Weise, es wäre doch eine Entweihung

der Kanzel, wenn ich, der ich eben noch alle Jugendtorheiten getrieben hätte, auf ihr Gottes Wort in den Mund nehmen wollte. Ich war wie zerschmettert; unter heißen Tränen schrieb ich an ihn und versuchte mein scheinbar so unerhörtes Beginnen zu erklären. So endeten die heiteren Wochen meiner Ferienzeit mit einem Abschied in tiefstem Weh. In Elbing fand ich einen Brief von Vater, der mich etwas beruhigte, und als wir nach einer stürmischen Fahrt landeten, stand am Dampfbootplatz neben den Geschwistern und Freunden – mein Vater. Damit war alles gesagt.

Mein zweites Studienjahr begann. Jetzt erst konnte ich Lehnerdt, dessen Kirchengeschichte ich in allen drei Teilen hörte, recht schätzen und verehren lernen. Die Stelle Haevernicks war noch immer nicht besetzt, und der Minister hatte zwei remunerierte Privatdozenten hergeschickt, die Lücke auszufüllen. Hahn war der Sohn des Generalsuperintendenten in Breslau, dem ich opponierte, als er sich in der Fakultät habilitierte. Bei ihm hörte ich Einleitung ins Alte Testament; doch hatten wir mehr von ihm, als er auf Ludwigs und mein Gesuch Interpretationsübungen veranstaltete. Unter ihm habe ich eine Stipendienarbeit über Psalm 8 geliefert. Bei Dietlein aber, bei dem wir die Psalmen hörten, konnten wir nur lernen, daß das sicher nicht sein Fach war.

Schon im Jahre vorher war Dorner von Kiel nach Königsberg als Dogmatiker berufen, dem bereits ein großer Ruf voranging und mit dem mein Vater bald eng befreundet wurde; aber ich konnte bei ihm noch nichts hören, da er im Alten und Neuen Testament aushelfen mußte. Persönlich hat er mich, der ich bei Rosenkranz nur trockene Logik hörte, zu philosophischen Studien angeregt. Ich las mit Begeisterung Chalybäus' Geschichte der neueren Philosophie. Leider ist derselbe so früh gestorben, daß er die großen Hoffnungen, die Dorner auf ihn setzte, nicht erfüllen konnte. Nur an dem dogmenhistorischen Seminar Dorners durfte ich teilnehmen, in dem er mit blendender Liebenswürdigkeit uns zu selbständiger theologischer Arbeit anregte. Ich sehe ihn noch mit dem wallenden Haar, der gedankenvollen Stirn und dem sinnenden Auge über den mächtigen Folianten gebeugt, aus dem er mit uns das dogmatische Hauptwerk des Origenes interpretierte. Später habe ich eine 150 Seiten lange lateinische Arbeit über die Gotteslehre des Origenes danach geliefert.

Unser geselliges Leben ging einer Katastrophe entgegen, da Frau Dr. Mangold den Plan gefaßt hatte, nach Arklitten zu ziehen, um sich ganz dem alten Grafen Egloffstein und seinen Kindern zu widmen. Am letzten Zauberfest wurde noch das Lustspiel „Der Meisterschuß", die Frucht unseres Grasnitzer Zusammenseins, aufgeführt; Rosalie sprach den von mir gedichteten Prolog und ich einen Epilog, worin wir ihr noch einmal dankten für alles, was sie uns gewesen war. Wenige Tage danach winkte ich an der Ecke des Neuen Marktes den Abfahrenden wehmütig den Abschiedsgruß zu.

Auch das Singkränzchen ging ein infolge von Zerwürfnissen mit dem Kapellmeister; nur ein paarmal kamen wir noch zusammen, um uns gegenseitig unsere schriftstellerischen Arbeiten vorzulesen. Adolf trug ein dramatisches Gedicht vor, der „Elfenreigen", ich einen Aufsatz über die Frauencharaktere in Schillers Leben und Werken, Ludwig über die religiöse Stellung Jean Pauls, für den er sehr schwärmte.

Als nun auch Schmelings nach der Verlobung ihrer ältesten Tochter Dorothee mit einem Oberförster von Schütz sich mehr und mehr von aller Geselligkeit zurückzogen, war ich fast ganz auf den Verkehr mit den Kommilitonen beschränkt. Unsere Verbindung nahm am Stiftungsfest der alten „Hochheimer" diesen Namen und ihre Farben (schwarz-rot) wieder an; ein Ereignis, das natürlich mit allem Glanz im Wirtshaus zu Juditten gefeiert werden mußte. Ich war Entrepreneur, mußte die Bowlen brauen und kosten, die Verbindungsbrüder und Gäste empfangen und ihnen zutrinken, zuletzt, beim Rundgesang, noch das Glas bis zur Neige auf das Wohl „meiner Schönen" leeren. Das überstieg denn doch das Maß meiner Leistungsfähigkeit; und als ich am nächsten Morgen das Katerfrühstück rüstete, bedurfte keiner desselben mehr als ich. Trotzdem mußte ich von früh bis spät auf dem Platze sein.

Neben unseren Kneipabenden hatten wir ein wissenschaftliches Kränzchen eingerichtet; aber es ging die Rede, daß es sich von jenen nur durch das Abendessen unterscheide, das es dabei gab. — Kam die Reihe an mich, so saßen in unserer Vorderstube, wo am Sonntag die Freunde Vaters in ernsten Gesprächen beisammen waren, lustige Studenten um den Eßtisch, den die Meinen stets bereitwilligst zurichteten.

Es war in unserem Kreise der tolle Gedanke aufgetaucht, den Don Carlos, den wir alle schwärmerisch liebten, aufzuführen, d. h. natürlich nicht das ganze Stück, sondern nur unsere Lieblingsszenen, die wir nicht ungeschickt zu einem Ganzen verflochten hatten. Sogar Fritz beteiligte sich an den Vorbereitungen. Wohl fiel eine erste Probe auf Adolfs Zimmer sehr kläglich aus, aber wir zweifelten nicht, daß, wenn es erst zur Aufführung käme, auch der Geist der Dichtung über uns kommen würde. Wir beabsichtigten, an Melindens Geburtstag unser mühsames Probenwerk zu vollenden, da sie einst selbst für den Plan geschwärmt hatte, erfuhren aber, daß man im Goltzschen Bekanntenkreise über diesen Plan gespöttelt hatte, deshalb lehnten wir ab, als uns bald darauf das Ehepaar einlud, das Stück bei ihnen aufzuführen. Es waren wohl auch bei manchen von uns schließlich einige Bedenken gegen das ganze Unternehmen aufgetaucht; aber nun mußten Goltzens und ihr aristokratischer Kreis daran schuld sein, daß unsere Träume zerstört waren. Doch der „Don Carlos" spukte nun einmal in unseren Köpfen, und da die Tragödie uns mißglückt war, versuchten wir unser Heil mit einem von mir verfaßten Lustspiel „Schillers Don Carlos", dessen Stoff unsere tragikomischen Probenerlebnisse bildeten, und das in unbarmherzigen

Karikaturen unsere vermeintlichen Gegner geißelte. Rosalie war die eigentliche Heldin des Stückes, ich der selbstlose Freund, der allen Hindernissen zum Trotz sie mit dem Helden, in dem mir das Bild von Martin und Fritz zusammenfloß, vereinigte. Daher schließt das Stück, das durchweg mit Anspielungen auf „Don Carlos" durchflochten war, damit, daß der Freund nach „Deutschland" geht und, als er die Hände des Paares ineinanderlegt, mit dem allerdings arg umgedeuteten Schlußvers zu dem Helden sagt: „Ich habe das meinige getan, tu du das deine." – Das war nun freilich leichter gedichtet als in die Wirklichkeit umgesetzt. Rosalie, obwohl noch in schönster Jugendblüte, war acht Jahre älter als ich, und ich ein 18jähriger Student. Von einem Liebesverhältnis, das, wenn auch in noch so ferner Zukunft, auf eine Verlobung abzielte, konnte also noch viel weniger die Rede sein als bei meinem Verhältnis zu Elisen, das an seinem Mangel an Erwiderung langsam dahingesiecht war. Aber wir konnten jeden Gedanken an die Zukunft verbannen, weil wir ein Glück besaßen, das tief genug begründet war, um keiner äußeren Annäherung zu bedürfen; ja, wir hätten es als eine Entweihung empfunden. Wir haben uns stets nur „Sie" genannt.

Meine Arbeitslust, die im Seminar angeregt war, steigerte sich, als ich an den Studentenabenden teilnehmen durfte, die allwöchentlich bei Dorner stattfanden. Auch Fritz nahm daran teil und sorgte durch seine eifrige Opposition dafür, daß diese Stunden nicht zu Monologen Dorners ausarteten. Mir lächelte freilich das Glück zunächst nicht. An Kants Todestage wurde stets eine Rede auf ihn gehalten in Gestalt einer Abhandlung über einen selbstgewählten Satz seiner Philosophie. Die beste der eingelieferten Arbeiten erhielt einen nicht unerheblichen Preis, und der Verfasser durfte die Rede halten. Niemand im Hause zweifelte, daß ich, der ich den Winter über eifrig daran gearbeitet, den Preis erhalten werde, auch Ludwig nicht. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, vielleicht doch einen der geringeren Preise zu erobern, und in 8–10 Stunden hatte er die Arbeit vollendet, heimlich, da er sich zu blamieren fürchtete. Es war nun eine etwas peinliche Situation, als sich herausstellte, daß er den ersten Preis erhalten hatte; doch in einer mit warmer, brüderlicher Liebe geführten Korrespondenz wußten wir uns darüber zu verständigen. Schwerer wurde es vielleicht Vater, der nie an die großen Fähigkeiten Ludwigs glauben wollte. Er las beide Reden und fand Ludwigs „etwas nebelhaft"; doch der Preisrichter Rosenkranz mußte die Sache doch wohl besser verstehen.

Vater war zum Mitgliede der Generalsynode von 1846 ernannt worden, die die neue Kirchenverfassung ausarbeiten sollte. Auch hier übernahm er wieder das Amt des Schriftführers und hat als solcher die Verhandlungen dieser denkwürdigen Versammlung herausgegeben, die nach allgemeinem Urteil noch heute wertvoll sind. Auf der Synode verkehrte er am meisten mit ihren geistigen Führern Dorner, Müller und Nitzsch, für deren Be-

strebungen er volles Verständnis hatte, obwohl Vaters Religionsbüchlein noch ganz das Schema der alten Orthodoxie zeigte, hier dagegen eine Kürzung oder Änderung des Apostolikums gefordert wurde. Eine besondere Freude aber war es für Vater, als König Friedrich Wilhelm IV. bei der Vorstellung sich sofort an ihre gemeinsamen Spiele „im treppenreichen Hufengarten mit dem Flüßchen im Grunde" und an das grüne Jäckchen des elfjährigen Knaben erinnerte. Näher wurde Vater vor allem mit dem Minister Eichhorn bekannt, mit dem er noch lange nach Schluß der Synode korrespondierte.

Ich gab mich inzwischen wieder mehr der Lust des geselligen Lebens hin, das monatelang ganz aufgehört hatte, da es unserem Kreise an einem Mittelpunkt fehlte. Jetzt aber war Martin Oldenberg noch einmal zu Besuch bei seinen Eltern, bevor er nach Bremen ging, um die Redaktion einer dortigen Zeitung zu übernehmen. Zwar blickte er etwas ironisch auf unsere kleinlichen Erlebnisse herab, war aber von alter Liebenswürdigkeit und ein unermüdlicher Erzähler. Offenbar war es auf seine Anregung hin, daß an einem frohen Abend die Gründung einer Zeitung beschlossen wurde, die der neue Mittelpunkt unseres Kreises werden sollte. Fritz verfaßte das einladende Zirkular, und ich wurde zum Redakteur gewählt. Am 14. Mai erschien die erste Nummer des „Wanderburschen", wie unser Blatt in feierlicher Abstimmung getauft worden war, die ich mit einer humoristischen Geographie des Königreichs „Weißenfels" und der Republik „Oldenburg" eröffnete, woran sich später regelmäßig tagesgeschichtliche Berichte und Korrespondenzen aus Schmelingen, Dönhoffstädt usw. anschlossen. Den weiteren Inhalt bildeten in bunter Mischung Gedichte, Novelletten, Humoresken, Aphorismen und Rätsel, jedoch auch ernste Aufsätze, die sich manchmal in Rede und Gegenrede fortspannen. Die Mädchen beteiligten sich ebenfalls eifrig, und der Stoff war zuweilen so reichlich, daß Beilagen gegeben werden mußten. Ludwig, der natürlich auch mitarbeitete, nennt es in seinen Erinnerungen „ein heiteres Leben, voll Geist und Idealismus", das sich hier entfaltete. Später habe ich es oft bewundert, daß mein Vater, dessen Studentenzeit doch so anders gewesen war und in dessen Wesen gar kein Verständnis für Schwärmereien lag, uns in jeder Beziehung gewähren ließ; auch selber habe ich mich dann geprüft, ob ich diese Freiheit nicht etwa mißbraucht und kostbare Zeit vergeudet hätte. Doch jeder Mensch ist das Kind seiner Zeit, und wie für Vaters Entwicklung die große, ernste Zeit der Freiheitskriege tonangebend wirkte, so konnte die jüngere Generation ihre Zeitgenossen, Dichter und Komponisten, konnte einen Geibel, Heine und Eichendorff, Mendelssohn und Schumann mit all ihrer romantischen Poesie nicht verleugnen. Trotzdem haben wir nie unsere wissenschaftlichen oder beruflichen Ziele aus den Augen verloren, auf jede Periode jugendfroh-phantastischer Geselligkeit folgte eine Zeit strenger Arbeit, und mein Ehrgeiz, der eben nach poetischen Lorbeeren gestrebt hatte, wandte sich bei Semesterbeginn wieder anderen Dingen zu.

Dorner hatte mir im Seminar ein Thema gegeben, das sich eigentlich mehr für eine Lizentiatenarbeit eignete; doch wollte er wohl den Trieb zu selbständiger wissenschaftlicher Forschung in mir wecken, weil er wünschte, ich möge die akademische Karriere ergreifen. Das war auch der Lieblingswunsch meines Vaters, wie ich leider erst sehr spät erfuhr. Meine Gedanken gingen jedoch durchaus nicht so weit; ich lebte nur der Gegenwart. – Der Engländer Cureton hatte drei syrische Briefe des Ignatius gefunden, deren Verhältnis zu den sieben griechischen untersucht werden sollte. Da ich Syrisch konnte, vertiefte ich mich in eine detaillierte sprachliche Untersuchung der Briefe im Vergleich zu der syrischen Übersetzung des Neuen Testaments und kam zu dem Resultat, daß diese drei Briefe die allein echten seien. Darin berührte ich mich zum ersten Male mit Albrecht Ritschl, der diese Ansicht schon schriftstellerisch vertreten hatte. Meine lateinische Arbeit umfaßte 120 engbeschriebene Quartseiten. Unsere Ansicht ist gegenwärtig allgemein verworfen, angeblich auf Grund neuer Entdeckungen; ob mit Recht, ist mir heute noch zweifelhaft.

Im Wintersemester hörte ich vorzugsweise Dorner. Er hatte im Sommer die Apologetik zu lesen begonnen, war aber durch die Generalsynode unterbrochen und mußte nun den Rest mit der Dogmatik zusammen lesen, in 10 Stunden wöchentlich. Als das Semester zu Ende ging, ohne daß er sein Ziel erreicht hatte, fragte er, ob ihm wohl noch einige treu bleiben würden, wenn er über den Schluß hinauslä̈se. Da erhob sich das ganze Auditorium wie ein Mann. Die Art, wie er Punkt für Punkt uns mitten in die philosophischen und theologischen Richtungen der Gegenwart versetzte, um aus ihrem Ringen den Ausweg zu zeigen, hatte etwas Faszinierendes. Er hat mich erst zum Theologen gemacht.

Zur Erholung hörte ich eine Vorlesung von Rosenkranz über Goethe, besuchte manchmal das Theater, wo ich Döring und Mantius sah, einmal auch Hendrichs als Don Carlos, der uns „natürlich“ nicht genügte. An unseren Leseabenden vertieften wir uns in „Romeo und Julia“ und in Jean Paul.

Das Jahr 1846 ging nun zu Ende; auf lustige Weihnachtsfeiern folgte ein ernster Silvesterabend, an dem wir bei Oldenbergs eine Schleiermachersche Predigt lasen. Als mir Fritz, der mich nach Hause begleitet hatte, beim Abschied die Hand reichte, sagte er: „Eine innere Stimme sagt mir, wir werden uns nicht wieder gleichgültig werden.“ Mein ganzes späteres Leben hat gezeigt, wie recht er gesehen. – Die letzte Stunde des alten Jahres saß ich still auf meinem Zimmer, und mein Herz war voll heißen Dankes gegen Gott. – Im kommenden Jahre sollte ich Königsberg verlassen, denn mein eigentliches Studium war beendet; ich sollte nun noch ein Jahr andere Universitäten mit ihren Lehrern kennenlernen und mich aufs Examen vorbereiten. Was ich als schönstes Erbe meiner Jugendzeit mitnahm, war die Liebe zu Rosalie, die mich unbeschreiblich glücklich machte. Alle Skrupel waren über-

wunden, alle Gedanken an die Zukunft verbannt, frohgemut freuten wir uns der Gegenwart. Niemand nahm mehr an unserem Verkehr Anstoß, er war so gut wie allgemein anerkannt, wir brauchten nicht mehr um Stunden zu geizen, sondern konnten uns sprechen so oft und so viel wir wollten.

Am 13. März lösten wir die „Hochheimer" auf. Die meisten von uns gingen fort, da wollten wir die letzten Hochheimer sein. Es war ein köstlicher Abend mit hochfliegender Begeisterung, der uns noch einmal versammelte. Fritz schied als erster aus unserem Kreise, und so bitter schwer mir der Abschied von ihm wurde, so machte er mir das Fortgehen aus der Heimat doch leichter, ebenso wie die Nachricht, daß Dorner für Ostern 1847 nach Bonn berufen war. Gerade in diesen Tagen war ihm in der Fremde ein Sohn geboren. Seine Frau war, wie so oft, in Schwaben, sie meinte das nordische Klima nicht vertragen und die Verhandlungen des württembergischen Landtags nicht versäumen zu können. Zur Feier dieses Ereignisses hatte er seine nächsten jungen Freunde um sich versammelt, und ich durfte den Toast auf den Neugeborenen ausbringen. Nachmals habe ich dazu mithelfen dürfen, daß er des Vaters Nachfolger in Königsberg geworden ist. Mein Vater, der viel mit Dorner verlor, brachte einen poetischen Abschiedsgruß an ihn aus meiner Feder an der Spitze seines Gemeindeblattes.

Die Abschiedstage kamen heran. Am Karfreitag gingen wir noch alle zum Abendmahl, und am Ostersonntag wurde, bei der Nachfeier von Hannchens Geburtstag, der „Wanderbursch" feierlich begraben. Jeder Mitarbeiter hatte noch in einem warmen Wort Abschied von ihm genommen, dann hielt ich die Schlußrede. Sie feierte den „Ostertag des Wanderburschen", der mitten in allem Ernst und Kampf des Lebens noch über uns hinziehen werde, um uns zu mahnen an das Glück und die Ideale unseres Jugendlebens.

Das Schwerste war der Abschied von Rosalie. Ich sehe noch, wie wir, im Dämmerlicht des traulichen Stübchens stehend, uns an beiden Händen gefaßt hielten und, als nun Worte versagten, ich ihr um den Hals fiel und sie küßte. Der Abschiedskuß war der einzige und erste, den wir getauscht hatten.

Als ich Vater Lebewohl sagte, stand er an seinem Pult über seine Akten gebeugt, wie wir ihn stets fanden, wenn wir uns zur Morgenandacht um ihn versammelten.

Am 6. April abends ging meine Post.

Der Postillon blies, ich warf mich in die Ecke des altfränkischen Wagens, todmüde vom Abschiedsweh und doch das Herz geschwellt von Hoffnungen auf das nun beginnende neue Leben ...

Als ich nach Jahr und Tag wiederkehrte, waren die Zeit und ich selbst andere geworden. Es war doch ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Zweites Kapitel

Die Berufswahl

Halle und Berlin

Die Postfahrt nach Berlin dauerte drittehalb Tage und drei Nächte, doch war das gar nicht so unerträglich, wie es uns heutzutage erscheinen mag. Mit der kaum wechselnden Reisegesellschaft lebte man sich rasch ein, auf den häufigen Stationen schlenderte man durch die Städtchen oder restaurierte sich, und die Gegend konnte man gründlich kennenlernen, zu gründlich für das Sehenswerte, das sie bot. Ich kostete während der Reise jedoch vor allem Vorfreude auf die Großstadt und war daher ziemlich enttäuscht, als wir durch das Frankfurter Tor in Berlin einfuhren und ich die endlosen Vorstädte nicht anders fand als unsere Königsberger Straßen. Doch acht Tage bei meiner Tante Philippine, einer originellen und gescheiten Frau, und ihrem Sohne Otto, dem richtigen Berliner voll Geist und Witz, gaben mir ein anderes Bild von der Stadt. Otto war unermüdlich, mich in Sehenswürdigkeiten und Bierlokalen umherzuführen, dabei unterhielt er mich mit den neuesten Spottversen, die ihm augenscheinlich zur Würze seiner Reden ebenso notwendig waren, wie uns einst Zitate aus Schiller oder Goethe.

Mit etwas gemischten Gefühlen bestieg ich nun zum ersten Male die Eisenbahn. Die Strecke ging noch über Dessau und Köthen; so brauchte man bis Halle sechs Stunden, mir aber erschien das geradezu unheimlich schnell, und ich atmete auf, als wir glücklich am Ziel anlangten. Obgleich Vater mir durch Bekannte eine Wohnung besorgt hatte, mir also das erste heimatlose Umherirren erspart war, obgleich eigentlich erst hier in der Fremde mein wirkliches, selbständiges Studentenleben begann, war meine Stimmung doch recht niedergeschlagen. Der erste Tag war ein Sonntag, daher alle Läden geschlossen, so daß ich die notwendigen Anschaffungen für Wohnung und Lebensunterhalt verschieben mußte; dazu war schauderhaftes Wetter, der Schnee löste sich in unergründlichen Schmutz auf, kein Wunder, daß die Stadt mir als ein elendes Nest erschien mit engen, winkligen Gassen. So flüchtete ich schließlich zu einem Brief an Rosalie.

Es war mir wie eine Erlösung, als endlich die Kollegia begannen. Bei Tholuck hörte ich Ethik, aber seine Vorlesung entsprach nicht ganz dem, was ich von dem berühmten Mann erwartet hatte. Sie hatte, wie auch alle seine

Kommentare, etwas Mosaikartiges; eine Ansicht reihte sich an die andere, Detail an Detail. Um so mehr befriedigte mich Julius Müller, bei dem ich außer Symbolik Praktische Theologie hörte. Tief ergriff mich, was er in seiner frommen Weise über das geistliche Amt und die innere Vorbereitung dafür lehrte; es entzündete mich zu hoher Begeisterung für diesen köstlichen Beruf. Ich hatte nie ernstlich darüber nachgedacht, ob ich mich der wissenschaftlichen oder praktischen Karriere widmen sollte, jetzt erschien es mir selbstverständlich, daß ich die praktische einschlagen würde. Natürlich nahm ich auch an seinen Studentenabenden teil, an denen er meist aus neu erschienenen theologischen Werken etwas vorlas. Die Studenten hatten ihn wegen seines Hauptwerks, der Lehre von der Sünde, „Sündenmüller" getauft und seine sieben Töchter die sieben Todsünden, was sie aber nicht gehindert hat, bedeutende Männer zu heiraten.

Auch an Tholuck war ich empfohlen, und schon zwei Tage nach meinem Besuch forderte er mich zu einem seiner berühmten Spaziergänge auf, empfing mich aber mit den Worten: „Sie sind eigentlich nicht mein Mann." Er betrachtete es nämlich als seine Aufgabe, Studenten zum Glauben zu führen oder Zweifelnde zu stärken, und hatte wohl von mir gehört, daß ich beides nicht bedürfe. Trotzdem hat er mich noch oft zu diesen Spaziergängen aufgefordert, und ich habe die originelle Art, wie er durch Vexierfragen die Studenten in Verlegenheit setzte, um dann lehrreiche, tiefe Gespräche anzuknüpfen, genügend studieren können. Auch der schönen Frau Rätin machte ich meinen Besuch, die Tholuck erst in höherem Alter geheiratet hatte, nachdem er lange Witwer gewesen war. Seitdem, ging die Sage, sei der Paragraph seiner Ethik, der die zweite Ehe mißbilligte, aus seinen Heften verschwunden.

Die Kollegia erquickten mich oft, wie auch die ergreifenden Predigten von Tholuck, Müller und einem Superintendenten Dryander, trotzdem wollte es mir in Halle noch immer nicht recht gefallen, und ich versenkte mich neben den Kollegien ganz in literarisches Studium. So las ich Schleiermachers Dogmatik und „Reden über Religion", Hofmanns „Weissagung und Erfüllung" und beschäftigte mich näher mit dem Propheten Jesaias; von theologischen Zeitschriften interessierten mich besonders die „Studien und Kritiken". Mit einem Wingolfiten repetierte ich Kirchengeschichte, im übrigen zog mich seine Verbindung wenig an, obgleich ich in der Fleischergasse zwischen lauter Wingolfiten wohnte, die sich von den ersten Tagen an bemühten, mich zu gewinnen. Lieber kneipte ich mit den Fürstenthalern, die mich mehr an mein Königsberger Studentenleben erinnerten und von denen mich einer namens Winkler, ein frisches, junges Blut, oft auf meinen Spaziergängen begleitete. Erst am Pfingstsonntag, den ich in Zöckeritz bei Dorothee von Schütz, der geborenen Schmeling, und ihrem Manne verlebte, merkte ich, daß mir in Halle doch vor allem die Heimat fehlte, die ich ja noch nie für längere Zeit verlassen hatte. Es wurde mir ganz wehmütig, als wir dort unter der Linde

vor dem Försterhause eine Hofackersche Predigt lasen, während der Wind in den Saiten einer Äolsharfe spielte, und dann lange in ernsten Gesprächen beisammen saßen, und ich war recht froh, daß ich anschließend an diesen Besuch noch einige Tage für eine Harztour frei hatte, um meine Gedanken durch neue, schöne Eindrücke von trüben Betrachtungen fernzuhalten. Die wundervollen Tannenberge waren mit ihrem wohltuenden, schlichten Ernst auch gerade der richtige Hintergrund für meine Stimmung. So sah ich Wernigerode zum ersten Male, das mir später so heimisch werden sollte, wanderte durchs Ilsetal zum Brocken, befuhr in Klaustal im Bergmannskittel die „Karoline", nicht ohne ehrfurchtsvollen Schauer vor den geheimen Schätzen der Erde, und schloß endlich auf dem Regenstein mit einem Kommilitonen, einem gewissen Pröbsting, Freundschaft, die schnell enger und herzlicher wurde. Ich las ihm aus einem Büchlein, in dem mir Rosalie Gedichte und schöne Stellen aufgeschrieben hatte, vor oder sagte ihm Geibelsche Gedichte auf. Das war endlich wieder ein Mensch nach meinem Herzen!

Neu gestärkt ging ich in die Arbeit hinein, die mir nur Freude machte, aber durch den Besuch bei Schützens war doch das Bedürfnis nach Familienleben in mir erwacht, über dessen Fehlen selbst die Freundschaft mit Pröbsting nicht hinwegtäuschen konnte. Manchmal war ich bei dem Pfarrer von Tippelskirch oder in der Familie meines Königsberger Lehrers Dietlein zu Tisch, doch wurde es mir nur im Hause eines Buchhändlers Mühlmann etwas heimisch. Nie aber verließ mich die Sehnsucht nach der Heimat; blieben einmal die Briefe von dort etwas länger aus, so konnte ich ganz unglücklich werden. Um so mehr jauchzte ich auf, als an meinem Geburtstage alle Meinigen, alle Oldenbergs und meine liebsten Verbindungsbrüder schrieben; und die Feier abends bei Mühlmanns verlief entsprechend vergnügt. Da überfiel mich in der Nacht heftiges Herzklopfen und schwere Beklemmungen; ich mußte den Arzt konsultieren und begann zu medizinieren, doch half es wenig. Ich stellte das Rauchen ein und trank keinen Kaffee mehr, ich ging früh und spät offiziell viel spazieren, ich machte Sonntagsausflüge, wie einmal in lustiger Gesellschaft nach der Rudelsburg. Es half wohl ab und zu, aber das Herzklopfen kehrte immer wieder und auch Kopfschmerzen stellten sich ein. Ich quälte mich mit den schwärzesten Ahnungen, die ich vergebens durch heiße Gebete zu bannen versuchte. Schließlich stellte sich heraus, daß es die Hallenser Luft war, die mir nicht bekam. Noch heute, wenn ich den Braunkohlengeruch Halles spüre, steht jene ganze Unglückszeit wieder vor mir. Ebensowenig bekam mir das Essen im Restaurant, das wegen meiner schwachen Kasse auch wohl kein sonderlich gewähltes war. Die Hauptsache muß aber doch nur hypochondrische Stimmung gewesen sein, denn ich habe nie mit der Arbeit auszusetzen brauchen, und an eine etwaige Behinderung meiner Ferienreise habe ich nie gedacht. Im Gegenteil, ich

bereitete mich durch das Studium des Baedeker, einer damals ganz neuen Erscheinung, gründlich darauf vor.

Am 10. August schlossen die Vorlesungen, und ich konnte endlich meine Reise antreten. Schon der erste Aufenthalt überzeugte mich, daß meine ganze Krankheit „Halle" geheißen hatte; hier in Weimar waren alle hypochondrischen Gedanken verflogen, und ich erlebte wundervolle Stunden in dem alten Musensitz, dessen Geister meine schöne Jugend daheim umschwebt hatten. Und dann ging es zu Fuß durch die Waldberge des Thüringer Waldes nach Eisenach, nach der Wartburg! Konnte es noch einen schöneren Reisebeginn geben als diese beiden Stätten? Erfüllt von solchen Eindrücken, verging mir auch die lange Omnibusfahrt bis Frankfurt ziemlich schnell, trotz Kälte und der Unbequemlichkeit des Wagens. In Mainz traf ich verabredetermaßen meinen Freund Winkler; und nun ging's an den Rhein, nach dem ich mich schon so lange gesehnt hatte! – Unterwegs trafen wir ganz zufällig Pröbsting mit dem Berliner Opernsänger Kotzolt und wanderten nun zusammen die Rebengelände des Rheins entlang nach Eltville, wo wir nächtigen wollten. Kotzolt sang mit seiner herrlichen Baßstimme, und bei köstlichem Rheinwein wurde der erste Abend würdig gefeiert. Von allem Schönen und Neuen, das diese Tage brachten, ist mir besonders ein Ausflug auf den Niederwald erinnerlich, wo mich die unbeschreiblich reiche Aussicht so ergriff, daß mir Tränen in die Augen traten. – Weiter führte uns unser Reiseplan das Nahetal hinauf bis zu seinem Glanzpunkt, dem Städtchen Oberstein, das wie ein Schwalbennest an den Porphyrfelsen klebt, über die öden Höhen des Hunsrück bis ins Moseltal, von Trier mit seinen herrlichen Altertümern bis Koblenz. Oft hatten wir unter ungünstiger Witterung zu leiden und empfanden es als besonderes Glück, daß ein Verbindungsbruder Winklers, der aus dieser Gegend stammte, uns bei seinen Eltern und Verwandten Quartiere verschafft hatte. So konnten wir an den Regentagen die Pfarrbibliotheken durchstöbern, beim Bohnenschneiden helfen oder ländliche Tauffeste mitfeiern, anstatt in Gasthäusern auf besseres Wetter warten zu müssen.

In Koblenz interessierten uns – mehr als alle Schönheiten der Stadt – die Assisen, die damals als der Glanzpunkt aller liberalen Forderungen angesehen wurden und in denen wir einem verwickelten Diebstahlsprozeß mit größter Spannung beiwohnten.

Es war mir sehr lieb, daß in Neuwied Winkler und ich uns trennten, denn so lieb ich ihn auch in Halle gewonnen hatte, mußte ich doch die Erfahrung machen, daß gemeinsames Reisen eine harte Probe der Freundschaft ist. Unterwegs hatte ich nun Muße genug gehabt, all seine Eigenheiten kennenzulernen, die mir zumeist sehr unsympathisch waren, so daß wir oft in Streit gerieten. Besonders störte mich, daß er zu keinem vernünftigen Gespräch zu bringen war, sondern seine Studentenlieder ohne eine Ahnung von Melodie unaufhörlich vor sich hin sang, ohnerachtet aller Poesie des Rheintals. Auch

sehnte ich mich manchmal nach einer einsamen Stunde, in der ich mich andächtig in meine „Losungen" versenken konnte.

In Neuwied tagte die Provinzialsynode, auf der ich manche der Geistlichen wiedertraf, die wir auf der Wanderung kennengelernt hatten. Auch kannten viele meinen Vater von der Generalsynode her; so erlebte ich erstmalig, welch eine Hilfe in der Fremde es ist, einen Vater zu haben, dessen Persönlichkeit weithin bekannt ist, so daß der Name schon genügt, viele Häuser und viele Kreise offen zu finden. Ich wurde in dem großen Pastorenkreise aufs freundlichste aufgenommen und hatte interessante Gespräche über Synodalangelegenheiten und die kirchlichen Bewegungen.

In Wiesbaden wollte der Portier mich wegen meiner nicht ganz kurfähigen Toilette zunächst nicht in den prächtigen Kursaal lassen, ich gelangte aber endlich doch an den grünen Tisch mit seinen aufgehäuften Silbermassen, um die erhitzten Spieler zu beobachten.

Und nun ging es noch allein über Frankfurt, Heidelberg nach Heilbronn, Bamberg und Nürnberg. Welch eine Fülle von Eindrücken boten diese Städte mit ihren historischen Bauwerken, die so eindringlich Unvergänglichkeit predigten und in mir erst jetzt ein tieferes Verständnis für die Bedeutung der Geschichte, gerade auch für Theologen, weckte. – Da es mir nach allem doch zu prosaisch schien, die schöne Reise durch eine öde Postfahrt nach Leipzig zu beschließen, setzte ich mich dort in die Eisenbahn nach Dresden, wo ich noch fünf Tage weilte, mich am Zauber dieser Stadt freute und wiederholt ins Schauspielhaus ging, das damals für das prächtigste in Europa galt.

Als ich am 21. September in mein freundliches Hallenser Stübchen zurückkehrte, hatte ich den Eindruck, volle Genesung von meiner Reise mitgebracht zu haben. Sechs Wochen war ich unterwegs gewesen, hatte ungefähr 210 Meilen zurückgelegt, dabei aber nur 170 Mark verbraucht. – Nun hieß es Abschiedsbesuche machen, Koffer zu packen und wieder mit neuem Hoffen dem neuen Semester entgegenzureisen. Was wird der Winter 1847/48 mir bringen?

Das letzte Semester in der Fremde sollte auch die Krone dieser Zeit sein, deshalb ging ich nach Berlin, wo ich bald auf der Johannesstraße ein zweifenstriges Parterrezimmer mit Kabinett gefunden hatte und mit dem Studium beginnen konnte. Besonders fesselte mich Neander. Ich sehe ihn noch in dem großen, ganz gefüllten amphitheatralischen Auditorium über das Katheder gebeugt, die von starken Brauen überschatteten Augen fest auf die Federfahne geheftet, die er während des Sprechens zerpflückte. Seine warme, dem Verfasser kongeniale Erklärung des Johannesevangeliums regte mich einmal, als er die Geschichte der Meerfahrt, Joh. 6, besprach, derart an, daß ich sie in einem Gedichte wiederzugeben versuchte. – Noch mehr interessierte mich seine „Polemik", in der er die Unterscheidungs-

lehren der Kirchen von ihren tiefsten Wurzeln bis zu dem Zeitpunkt entwickelte, an dem sie kirchentrennend wurden. Auch an seinem Seminar nahm ich teil, und als ich in mehreren Stunden eine Arbeit über die korinthischen Parteien vorgetragen und verteidigt hatte, erklärte er, es sei gesunder Wahrheitssinn darin, ohne Künstelei. – Bei Nitzsch konnte ich leider nur Ethik und Missionsgeschichte hören; doch war es im Grunde gleich, was er vortrug, weil er seine durchgeistigte, gesalbte Art in alles hineinlegte. In seinem homiletischen Seminar habe ich zweimal gepredigt, das erstemal fiel seine Rezension recht gut aus, das zweitemal dagegen ziemlich scharf, was mich doch sehr deprimierte. Ich habe alle damals berühmten Prediger Berlins gehört, besonders oft Büchsel, doch hat mich keiner so gefesselt wie Nitzsch; besonders ein akademischer Abendmahlsgottesdienst und seine Beichtvorbereitung sind mir unvergeßlich geblieben. – Bei den anderen Professoren konnte ich nur hospitieren; ich fand Twesten sehr langweilig, während Hengstenberg mich durch seine scharfe Stimme ebenso abstieß wie das Pathos von Strauß. Von Professoren anderer Fakultäten hat nur Lachmann mit einer Vorlesung über deutsche Dichtung mir tieferen Eindruck gemacht. Im übrigen repetierte ich viel, da ich nicht gerne als unfertiger Student in die Heimat zurückkehren wollte.

Ende Oktober kam Ludwig, nachdem er sein erstes Kandidatenexamen bestanden; wir wohnten zusammen, denn für mich allein war die Wohnung doch zu üppig gewesen, und diesem Zusammenleben verdanke ich es wohl hauptsächlich, daß ich mich in Berlin bald ganz heimisch fühlte und nicht mehr solch verzehrende Sehnsucht mich quälte. Außerdem hatte ich ja inzwischen ein Stück Welt gesehen, wobei alle überschwenglichen Jugendschwärmereien verflogen waren. – Da die Geselligkeit mich hier wenig in Anspruch nahm, besuchte ich viel das Theater, wo ich sogar einmal das Glück hatte, mir mit Lebensgefahr im Gedränge ein Billett für den „Freischütz" mit Jenny Lind zu erobern.

Früher und herrlicher denn je brach der Frühling des Jahres 1848 an, doch über Preußen und Deutschland lastete eine unheimliche Gewitterschwüle, wie sie Heinrich von Treitschke so meisterhaft im letzten Bande seiner Deutschen Geschichte geschildert hat. Da brach mit der Februarrevolution in Paris das Gewitter los: die „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln", wie man damals sagte, hielt ihren Siegeszug durch den Westen und Süden Deutschlands, und die Jugend, mit der ich einst für Einheit und Freiheit geschwärmt hatte, jubelte ihr entgegen. Mir stiegen, wie ich aus einem meiner Briefe sehe, schon damals Bedenken auf gegen dies Treiben und Drängen, das den Augenblick der Verwirrung benutzte, um die Erfüllung seiner Wünsche zu erzwingen: Bedenken, die sich als nur zu berechtigt erwiesen, als die Revolution in Wien das Metternichsche System wegfegte. – Auch in Berlin wurde es unruhig. Man saß in den Konditoreien und verschlang die neuesten

Nachrichten. Lärmende Studentenversammlungen wurden abgehalten, in denen Aegidi, ein alter Hochheimer, der zum Präsidenten gewählt war, vergeblich dem Ansturm des Radikalismus zu wehren suchte. Nitzsch konnte noch sein Seminar mit einer ernsten Ermahnung schließen, dann wurde der Lärm so arg, daß alle Vorlesungen geschlossen werden mußten. – Der Stadtkommandant von Pfuel hatte gewünscht, daß Studenten und Bürgerschaft sich bewaffneten, um den Sicherheitsdienst zu erleichtern und Zusammenstöße zwischen Volk und Militär, wie sie bereits vorgekommen waren, möglichst zu verhindern. So patrouillierten wir nach dem Studentenverein oft noch lange durch die Stadt. – Dann kam der 18. März. Der König hatte eine Proklamation erlassen, die allen Wünschen des Volkes Befriedigung versprach, und jubelnde Massen umringten das Schloß. Wir wollten mit der Tante die frohe Kunde in der Frühlingspracht feiern und waren nach Schönhausen hinausgegangen. Plötzlich hören wir schießen, wir kehren um und erfahren von Leuten, die uns entgegenkommen: nach Berlin könnten wir nicht hinein, da sei Revolution. Es ist meines Wissens nie völlig aufgeklärt, wodurch der unselige Umschlag eingetreten war. Wirklich fanden wir das Tor verbarrikadiert, und es gelang Otto, der Bekannte in der Bürgerschaft hatte, nur mit Mühe, uns den Eintritt in die Stadt und den Weg in das nahegelegene Haus der Tante zu ermöglichen. Eine Barrikade nach der anderen erhob sich, die Haustüren mußten offen gehalten und die Fenster illuminiert werden. Bis in unsere entlegene Straße drang der Kampf nicht, aber der Geschützdonner ließ nicht nach und der Himmel war mehrfach von Feuerschein gerötet. Als die trunkene Menge achtlos mit Fackeln herumagierte, wurde die Situation für uns, die wir im dritten Stock wohnten, äußerst gefährlich. Brach irgendwo Feuer aus, so konnte keine Rettungsmannschaft herankommen. Es blieb uns daher nichts übrig, als das Nötigste von Geld und Geldeswert zu uns zu stecken und die Nacht auf dem Hofe zu kampieren, von dem wir schlimmsten Falles in eine stillere Nebengasse flüchten konnten. Auch als wir uns wieder hinaufwagten, wechselten wir uns mit Schlafen ab. Endlich brach der Tag an, aber ein Gerücht jagte das andere, bis wir gegen Mittag durch die Nachricht beruhigt wurden, daß schon am frühen Morgen der Friede geschlossen sei und die – überall siegreichen – Truppen zurückgezogen wären. Als am Nachmittag ein wohltätiger Regen die Massen zerstreut hatte, konnten Ludwig und ich wieder in unsere Wohnung gelangen, doch fühlten wir uns nicht mehr recht wohl dort, denn gegenüber lag eine große Fabrik, in der der Handwerkerverein tagte und die jetzt der Hauptsitz der Revolutionäre wurde. – Natürlich mußten wir die Stadt besehen, wo jetzt Gassenjungen auf den noch nicht fortgeräumten Barrikaden ihre Possen trieben. Am Palais des Prinzen von Preußen, des Verhaßtesten aus dem Königshause, der angeblich in einer Mission nach England geschickt war, stand angeschrieben: Nationaleigentum. Den un=

seligen Umzug des Königs sahen wir zum Glück nicht, aber den endlosen Trauerzug der 184 Märzgefallenen, und am 22. hörten wir in einem Frühgottesdienst zu St. Matthäi die gewaltige Predigt Büchsels über die Worte: Jesus sah die Stadt an und weinte über sie.

Ich hatte bis Mitte April bleiben wollen, aber an ruhiges Arbeiten war in Berlin nicht mehr zu denken. So holte ich noch rasch nach, was ich an Sehenswürdigkeiten Berlins bisher zu besuchen versäumt hatte, verlebte einen besonders herrlichen Tag in Potsdam und nahm im Mausoleum in Charlottenburg Abschied von Berlin, der mir nicht sonderlich schwer wurde, zumal Ludwig auf Dorners Rat nach Bonn übersiedelte. Auch ging es ja nach einjähriger Trennung wieder der Heimat zu! Viel zu langsam für meine Ungeduld, mußte ich doch immer noch den größten Teil des Weges die Post benutzen. Ich kam aber gerade zurecht, um Hannchen bei ihrer Geburtstagsfeier zu überraschen.

Kandidatenjahre

Es ist doch etwas Eigenes um die erste Heimkehr aus der Fremde. Mir war es, als hätte ich erst jetzt ein wirkliches Vaterhaus, denn erst durch das viele Entbehren hatte ich es wirklich schätzen gelernt. Selbst der Tante war ich durch die Korrespondenz nähergerückt, so daß wir manchmal zu traulichen Gesprächen beisammen saßen. Ich bewohnte das Stübchen, das ich einst mit Ludwig geteilt hatte, jetzt mit Gustav, der inzwischen Primaner geworden war, und bald entwickelte sich zwischen uns ein herzenswarmer Verkehr, wie ich ihn mit Ludwig doch nicht gefunden hatte. Vor allem erquickte mich Gustav oft durch seinen sprudelnden Humor. Unsere einzigen Konflikte entstanden, wenn er in unserem allerdings etwas engen Reiche unter den umherliegenden Sachen Ordnung schaffen wollte und ich, entrüstet darüber, ihm zurief: „Aber das hat ja dort seinen bestimmten Platz!" – Der Hauptanziehungspunkt blieb natürlich Rosalie, und mein Tagebuch weiß nicht genug zu jubeln über die schönen Stunden, die wir miteinander verlebten. Zuweilen wollten mir allerdings wieder Gedanken aufsteigen über die Art unseres Verkehrs, der doch trotz unserer feinen Distinktionen über einen freundschaftlichen erheblich hinausging; wir haben es aber nicht einmal zu dem vertraulichen „Du" gebracht.

Als ich nach Königsberg kam, war das erste Examen bereits vorüber, man schlug mir jedoch vor, ich möge mit kleinen Modifikationen das zweite mitmachen, was ich später einmal meinem Minister zu seiner großen Erheiterung als Illustration unserer sinnlosen Examensordnung erzählte. Nun mußte einen Monat lang noch tüchtig repetiert werden. Für Sieffert machte ich eine dogmatische Arbeit über Joh. 1, 12; im Alten Testament prüfte

Lehnerdt, da die alttestamentliche Professur noch immer unbesetzt war. Leider konnte ich bei ihm von meinen reichlich gesammelten Kenntnissen wenig anbringen. – Am 5. Mai erhielt ich das Prädikat „Recht gut" und konnte nun nach eigener Wahl lesen und studieren. Ich las vorzugsweise Hundeshagens „Deutscher Protestantismus" und Dorners „Reform der evangelischen Kirche", um mich in den die Gegenwart bewegenden kirchlichen Fragen zu orientieren; auch hatte ich Interesse für Kirchenzeitungen, die mir ein von meinem Vater geleiteter Lesezirkel reichlich darbot, und schrieb für Vaters Gemeindeblatt Monatsberichte, die ich, wenn auch in wechselnder Form, 15 Jahre lang fortgesetzt habe. Dadurch habe ich mir eine gute Kenntnis von der Gesamtentwicklung der deutsch-evangelischen Kirche verschafft.

Im Kandidatenkränzchen, in das ich nun eintrat, hatte ich mich besonders mit einem Kandidaten Hinz angefreundet, der Hauslehrer bei einem wohlhabenden Kaufmann Frisch war; ich selbst unterrichtete die Kinder des Grafen Dohna-Wesselhöfen, und als ich einmal Hinz bei Frischs vertreten mußte, ließ es sich nur mit meinen anderen Stunden vereinigen, wenn ich dort aß. So war ich bald bekannt und befreundet in diesem Haus.

Am 2. Pfingstfeiertage predigte ich zum ersten Male in der Tragheimer Kirche über 2. Tim. 1, 7. Es war nicht ungewöhnlich, daß der Küster während der Predigt zur Kanzel hinaufstieg und einen Zettel mit nachträglich eingegangenen Danksagungen vor meinen Vater hinlegte. Heute saß mein Vater unten im Beichtstuhl, und auf dem Zettel, den der Küster heraufbrachte, stand mit Vaters schöner Handschrift: Lauter und langsamer! – Am Abend aber saßen wir alle in einer unserer Gartenlauben in wohltuenden Gesprächen zusammen, auch Rosalie war dazu gekommen, so schloß der Tag doch besser als der meiner ersten Predigt damals in Frödnau.

Die Zeit war politisch noch immer sehr erregt, so daß auch hier eine Bürgerwehr gebildet wurde, der ich natürlich beitrat. Aber auch kirchlich herrschten große Spannungen; der Kirchenverfassungsentwurf des liberalen Ministeriums Schwerin, die Idee einer deutschen Nationalkirche, die beginnende konfessionelle Bewegung und die Frage des Verhältnisses der Schule zur Kirche bewegten die Gemüter. Vater suchte die längst eingeschlafene Pastoralkonferenz wieder zu beleben, um die Gesinnungsgenossen zu sammeln. Aber es zeigte sich bald, daß so wichtige Fragen nicht im Kreise der Geistlichen allein behandelt werden konnten, deshalb beschloß man die Gründung eines „Evangelischen Vereins", an dem auch Nichtgeistliche teilnehmen sollten. Zur Vorbereitung wurde auf den 26. Juli eine Versammlung nach Schippenbeil berufen, die sehr gut besucht war. Trotz der Störungsversuche einiger Freigemeindler verlief sie vortrefflich, und die geplanten Entschlüsse wurden durchgesetzt. Ich half beim Protokollieren und mußte für das Gemeindeblatt einen Bericht schreiben, wodurch ich mit dem freigemeindlichen Prediger Rasch in eine kleine literarische Fehde geriet. Auch für die Hengstenbergsche



Das Brautpaar



Die Schwiegereltern

Kirchenzeitung berichtete ich. Ich war mir meines theologischen Gegensatzes gegen den Herausgeber bereits voll bewußt, doch war damals noch die glückliche Zeit, in der man bei denen, die von einem Grunde aus gegen die Geister der Verneinung zusammenstehen wollten, nicht nach dem theologischen Standpunkt fragte.

Zum 23. August war die Konferenz einberufen, in der der Evangelische Verein begründet werden sollte. Es waren schon viele Geistliche aus der Provinz dazu eingetroffen, als am Morgen des festgesetzten Tages in der liberalen „Hartungschen Zeitung" ein Aufruf erschien, sich möglichst zahlreich an der Konferenz zu beteiligen. Wirklich fanden wir, als wir um 2 Uhr zum Betsaal der Brüdergemeinde kamen, alles überfüllt. Vater eröffnete trotzdem mit klassischer Ruhe, aber eine tumultuierende Menge forderte Verlegung in ein größeres Lokal. Pfarrer Detroit, der vom Konsistorium ab-, von dem liberalen Kultusminister aber wieder eingesetzt war, bot die Französische Kirche an, doch verlegte Vater die Versammlung in die Polnische Kirche des ihm befreundeten Pfarrers Gregor. Bis zum späten Abend wußten Ruhestörer jede Verhandlung der beabsichtigten Fragen durch unfruchtbare prinzipielle Diskussionen zu vereiteln. Vergeblich suchte man ihnen klarzumachen, daß die Versammlung auf ein bestimmtes Programm berufen sei. Nur die Glaubenszeugnisse der treuen litauischen Bauern auf den Emporen brachten einige Erquickung. Vater hielt stand und vertagte die Konferenz auf den nächsten Tag in die Tragheimer Kirche. – Die mit so viel Liebe und Fleiß vorbereitete Versammlung schien gescheitert, doch als Vater am nächsten Tag eröffnete, zeigte sich, daß die lärmende Menge von gestern doch nicht genug Interesse an der Sache hatte, um auszudauern; wir hatten die Majorität, und die Gründung des Vereins sowie die vorbereiteten Anträge an den Minister wurden beschlossen. Da auch von vielen anderen Seiten Proteste einliefen, wagte der Graf Schwerin doch nicht, seine gefährlichen Pläne durchzuführen. – Unser Sieg wurde abends in einer Gesellschaft bei Sartorius gefeiert, wir wußten selbst nicht, wie groß er war. Als die Liberalen eine Gegenversammlung veranstalteten, hatten die Freigemeindler die Oberhand, so daß die freigesinnten Geistlichen sich von der Sache zurückzogen. Seitdem bildete sich in der Provinzialgeistlichkeit eine kompakte Mehrheit, die mein Vater durch das „Evangelische Gemeindeblatt" leitete, so daß sich jahrzehntelang keine liberale Gegenpartei zu bilden vermochte. Auch der Versuch der freien Gemeinde, auf dem Lande Propaganda zu machen, mißlang; Flugblätter wurden von beiden Seiten verbreitet, eine kirchliche Versammlung in Gumbinnen, wo die treuen Litauer und Masuren den rechten Ton anschlugen, war jedoch wirkungsvoller als all ihre Bemühungen.

Inzwischen war der Erste Wittenberger Kirchentag zusammengetreten und Lehnerdt erstattete einen begeisterten Bericht darüber im Evangelischen Verein. Bei Fritz zündete besonders der Aufruf Wicherns zur Inneren Mission;

er hatte von jeher eine seltsame Abneigung gegen die festgefügten Ordnungen eines geistlichen Amtes, diese freie Tätigkeit hielt er für sein Lebenselement.

Unser Kandidatenkränzchen folgte dem Aufruf durch Gründung eines Lehrlingsvereins. Zwar machten die Handwerksmeister, die wir um ihre Leute angingen, wenig Hoffnung, aber wir brachten doch einen ganz hübschen Kreis zusammen, der sich Sonntags von 5 bis 7 Uhr in einem Schullokal versammelte. Im Anfang waren wir stets alle zugegen und verteilten die Stunden und Vorträge unter uns, aber allmählich ging die Leitung immer mehr auf mich über, und ich mußte mir selbst Helfer suchen, wozu ich meinen lieben Gustav allezeit bereit fand. Zuletzt behielt ich mir nur noch die Schlußandacht vor, die in einen Liedervers ausmündete, sowie die Leitung der Bibliothek. Auch begannen wir Hausbesuche zu machen, und ich stellte mich der Frau Generalsuperintendent zur Verfügung, um die von ihr unterstützten Armen zu besuchen. Im Winter gingen wir in die Wärmelokale, um mit den dort sich Sammelnden Gespräche anzuknüpfen und ihnen Sonntags eine Andacht zu halten. Aber ich hatte das Gefühl, daß ich wenig Begabung für diese Tätigkeit besaß; soweit Fritz mich anleitete, ging es, doch auf eigenen Füßen zu stehen wollte mir nicht gelingen.

Natürlich beschäftigte die Politik uns ziemlich viel. Man begründete einen politischen Klub unter Leitung des Historikers Schubert, an dem ich mich lebhaft beteiligte. Ich entsinne mich eines durch die Nachricht, daß die Nationalversammlung in Frankfurt dem Könige die Kaiserkrone anbieten wollte, sehr erregten Abends.

Martin Oldenberg hatte in Berlin die Redaktion der „Deutschen Reform" übernommen, die ich nun eifrig las. Ich habe nie eine Zeitung gekannt, deren lebensvolle Schilderungen der parlamentarischen Kämpfe und deren klare, geistvolle Leitartikel mich ähnlich angezogen hätten. Es dauerte nicht lange, so schrieb auch ich Korrespondenzen für dieselbe. – In Königsberg plante man längst die Gründung eines konservativen Organs; doch erst als der tatkräftige Oberst von Plehwe hierher kam, wurde die „Konstitutionelle Monarchie" begründet. Man bot Fritz die Redaktion an, da er durch einige packende politische Flugblätter seine Befähigung dazu gezeigt hatte; er lehnte ab, und man berief einen Dr. Wuttke aus Breslau, dem Fritz als zweiter Redakteur zur Seite stand. Nun aber schieden sich auch die Geister. Die meisten unserer Konservativen, zu denen auch mein Vater gehörte, nahmen die Partei der schärfsten Reaktion, Fritz und meine näheren Freunde, wie der Divisionsprediger Cosack, neigten doch mehr zu echt konstitutionellen Anschauungen. Ich disputierte viel mit Fritz, doch neigte er meist zum Pessimismus und konnte mich daher auch nicht hoffnungsvoller stimmen. Oft war es nicht leicht, an unseren schönen Sonntagsabenden oder in anderen geselligen Kreisen, in denen die Geister aufeinanderplatzten, das Schiff der Diskussion glücklich durch die Wirbel der Meinungsdifferenzen hindurchzusteuern.

Das Jahr 1849 brachte mir zunächst die Themata zu den Arbeiten für die zweite Kandidatenprüfung und den Text der Predigt, für die ich fast ein Vierteljahr Zeit hatte. Ich hatte eine lateinische Arbeit über das Opfer im Neuen Testament und eine praktische über Artikel 5 der Augustana zu machen. Für beide erhielt ich gute Prädikate, dagegen wurde meine in der Schloßkirche über Röm. 8, 1–4 gehaltene Predigt nur als „ziemlich gut" zensiert. Trotzdem erhielt ich als Gesamturteil „recht gut". – Aber selbst während der Examensarbeiten verkehrte ich viel auf dem Bureau von Wuttke und Fritz, wo ich an ihren Sorgen, die sie durch die reaktionären Tendenzen ihrer Auftraggeber hatten, teilnahm. Auch hatte man mir für das Feuilleton die Theaterrezensionen anvertraut, und unter allem Repetieren hörte ich Devrient in seinen Glanzrollen und lernte allmählich viele Erzeugnisse der neueren dramatischen Kunst kennen und beurteilen.

Ich war nun wohlbestallter Predigtamtskandidat und konnte, sobald ich in drei Jahren das kanonische Alter erreicht hatte, jeden Augenblick eine Stelle erhalten. Doch hatte es damit noch gute Wege, denn fünf bis zehn Jahre mußte man damals auf eine Anstellung warten. Trotzdem blieb es nicht ohne Einfluß auf meine Stellung zu Rosalie. An eine Verlobung hatten wir ja nie gedacht, daß es aber so nicht fortgehen konnte, fühlten wir beide, es kam sogar zu kleinen Differenzen deswegen. Mein arbeitsreiches Leben sorgte ohnehin dafür, daß meine Besuche im Oldenbergschen Hause seltener wurden, noch seltener war ich dort mit ihr allein; geschah es einmal, so sprachen wir fast nur über unser religiöses Leben.

Als ich von den Pfingstferien, die ich wie gewöhnlich in Dönhoffstädt verlebt hatte, zurückkehrte und wieder das Redaktionszimmer betrat, brach die Katastrophe herein. Fritz trat von der Mitarbeit zurück, weil er die Differenzen mit dem Obersten von Plehwe nicht mehr ertrug. Plehwe hatte nämlich einen Preußenverein gegründet, der die schärfste Reaktion vertrat, sowie den „Preußischen Volksfreund", an dem sich besonders mein Vater mit seiner markigen, scharfen Feder beteiligte, bis er ihn zuletzt anonym selbst herausgab. Fritzens Stelle wurde mir angeboten, doch ich danke es Vater, daß sein entschiedenes Votum mich aller Zweifel überhob. All meine Kraft sollte ja der so schwer gefährdeten Kirche gehören, und dazu bot die Innere Mission, die in unserem Kandidatenkränzchen neben ernster theologischer Arbeit eifrig gepflegt wurde, reichlich Gelegenheit. Mit unserem Lehrlingsverein wollte es nicht recht vorwärtsgehen, aber wir ließen uns nicht entmutigen. Nur schien uns die Arbeit dort nicht den eigentlichen Herzpunkt der Inneren Mission zu treffen; so faßten wir eines Abends den Entschluß: jeder sollte nach einem dorthin führenden Arbeitsfeld suchen. Als wir das nächstemal zusammenkamen, war jeder von uns denselben Weg gegangen. In einer entlegenen Gegend Königsbergs lag die „Schwarze Gasse", die, noch ungepflastert, nur an einer Seite eine Reihe niedriger, elender Häuser

aufwies. Das ärmste und sittenloseste Gesindel wohnte hier, so daß die Polizei selbst sich nur ungern hierhin wagte. Dort haben wir mit den Elendesten der Elenden anzuknüpfen und durch Rat und Tat zu helfen versucht. Wir mieteten einen nahegelegenen Saal und hielten dort Sonnabends Abendandachten. Bei unseren Besuchen in der Woche luden wir dazu ein, und es nahm auch immer eine ansehnliche Zahl daran teil. Natürlich wurden wir von den Dirnen und ihren oft trunkenen Zuhältern gründlich verhöhnt, aber geschehen ist uns nie etwas. Mir sind diese Andachten manchmal erbaulicher erschienen als die Sonntagspredigt, und wir haben sie deshalb lange fortgesetzt; zuletzt aber mußten wir erkennen, daß, da es uns nicht möglich war, die, auf welche wir Eindruck gemacht hatten, aus diesem Pfuhl der Sünde und des Elends herauszunehmen, es zu einer nachhaltigen Erneuerung nicht kommen könne.

Sehr bedrückte mich, daß mir das Predigen, wozu ich mich doch berufen fühlte, nicht recht gelingen wollte. Eine Predigt in Altroßgarten kritisierte Vater so scharf, daß es mich ganz entmutigte. Auch das Ausarbeiten der Predigt wurde mir schwer, unsäglich schwer aber das Auswendiglernen. Zum freien Sprechen konnte ich mich nicht entschließen, hielt es allerdings auch nicht für richtig, da selbst Vater stets seine Predigten, wenn auch nur in Stichworten, bis aufs einzelnste ausarbeitete. Es kam so weit, daß ich auf der Kanzel zu meinem Konzept greifen mußte. So nahm ich denn alte Studien wieder vor, die Genesis, zu der ich, um Einblick in die höhere Kritik zu gewinnen, die entgegengesetzten Kommentare von Tuch und Knatz studierte, und für das Neue Testament vorzugsweise biblisch-theologische Werke. Das Erscheinen der Jahrbücher von Baur und Zeller reizte wegen ihrer radikalen Kritik meine apologetischen Instinkte, und so ergriff ich mit Freuden die Aufforderung Dr. Reuters, für sein Repertorium, eine damals namhafte Rezensionsanstalt, Hilgenfelds Lehrbegriff des Johannesevangeliums zu besprechen. Es war meine erste wissenschaftliche Veröffentlichung.

Im September reiste Vater zum Zweiten Wittenberger Kirchentage. Schweren Herzens sah ihn Fritz abreisen, dessen ganze Seele danach brannte, den Mann kennenzulernen, der seinem Leben eine neue Richtung gegeben hatte. Aber er hatte die Mittel zur Mitreise nicht. Ich weiß nicht, wie es kam, daß sie sich in letzter Stunde dennoch darboten, sicherlich war es eine Fügung Gottes, denn er ist von der Reise nicht mehr zurückgekehrt. Er ging mit Wichern nach dem Rauhen Hause und ist dessen rechte Hand geblieben bis ans Ende. — Für mich war es ein schwerer Verlust, obgleich er mir ein reiches Erbe hinterließ: seine Privatstunden und die regelmäßigen Korrespondenzen für die „Konstitutionelle Monarchie", die Martin jetzt redigierte, seit die „Deutsche Reform" ministeriell geworden war. Aber wenn ich nun weiter für die Innere Mission arbeitete, fehlte mir Fritz auf Schritt und Tritt, und da der Kandidatenkreis auch sehr wechselte, fühlte ich mich recht vereinsamt. Auch Gustav

hatte nach bestandenem Abiturientenexamen das Haus verlassen und eine eigene Wohnung bezogen.

Das Schwerste jedoch war, daß man mir zu Hause meine politische Stellungnahme sehr verdachte; es kam sogar dahin, daß Vater mir die ernstesten Vorwürfe machte, weil er meinte, daß auch meine religiösen Anschauungen darunter gelitten hätten, wovon doch in der Tat keine Rede sein konnte. Mir lag nichts ferner als der Wunsch, eine politische Rolle zu spielen, und dem liberal gesinnten Kreise meiner Universitätsfreunde war ich ganz entfremdet.

Das Jahr 1850 brachte endlich entscheidende Schritte für die Innere Mission. Zunächst begannen wir Parochialvereine dafür zu bilden. Vater konnte zwar diesem Plane immer noch keinen rechten Glauben schenken und entmutigte mich manchmal durch solche Äußerungen, aber er hielt es für seine Pflicht, auch in dieser Sache voranzugehen; so wurde der Tragheimer Parochialverein der erste, der sich fest organisierte. Ich machte mit dem trefflichen Kirchschullehrer Pollkehn Haus- und Krankenbesuche, aber auch darin genügte ich Vater nicht. Erst als sich der Verwaltungsrat des Stadtvereins für Innere Mission, der Mittelpunkt aller Parochial- und Einzelvereine, konstituiert hatte und ich zum Schriftführer gewählt war, fand ich ein für mich geeignetes Tätigkeitsfeld.

Die Theologische Gesellschaft in Leyden hatte eine Preisarbeit über die Ignatiusfrage ausgeschrieben, die durch eine neue Schrift Curetons angeregt war, und ich machte mich an ihre Lösung. Noch einmal arbeitete ich die ganze Materie durch, was mich monatelang neben den Vorbereitungen auf meine Stunden beschäftigte. — Außerdem hatte mir Reuter den Brief Judae von Stier zur Rezension gesandt, was mich zum ersten Male veranlaßte, meine Opposition gegen die alte Inspirationslehre zum scharfen Ausdruck zu bringen. Der Eifer, mit dem ich alle diese Dinge betrieb, hätte mir wohl die Augen öffnen können für meinen eigentlichen Beruf, aber ich war wie geblendet. Das Ziel, für das ich mich berufen glaubte, blieb die Innere Mission. Schon lange kämpfte ich mit einem Entschluß, war aber durch meine hiesigen Verpflichtungen zu sehr gebunden, als daß ich ihn ausführen konnte. Da hörten aus verschiedenen Gründen all meine Privatstunden fast gleichzeitig auf, und da ich keine neuen finden konnte, stand meinem Plane nichts mehr entgegen. Ich mußte Wichern kennenlernen, mußte die überall aufblühenden Stätten der Inneren Mission besuchen, um mich ganz für die Arbeit, der ich mein Leben widmen wollte, tüchtig zu machen. Durch meine Schulstunden und schriftstellerischen Arbeiten hatte ich mir eine ganz hübsche Summe zurückgelegt, so stand der Reise nur noch eines entgegen: es war die Zeit gekommen, wo ich mich zum Eintritt ins Militär melden mußte. Wurde ich angenommen, so reichte die Summe nur gerade hin, um die Kosten des Militärjahres zu bestreiten. Unser Hausarzt hatte mir Hoffnung gemacht, frei zu kommen, doch der Regimentsarzt erklärte mich für tauglich. Wochen-

lang rang ich damit, mich in die Vernichtung meiner Pläne zu finden, endlich mußte ich mich zum Eintritt ins Regiment melden. Zwei endlose Stunden wartete ich im Garnisonlazarett auf die Untersuchung, schließlich erschien der Oberstabsarzt, betastete meine Brust und sagte: „Sie werden auch dem Vaterland keine großen Dienste leisten." So war der Würfel gefallen, und doppelt erwachte die Reiselust. Immer und immer wieder wurde gerechnet, wie weit ich mit meiner Kasse reichen würde und welches der schönste Plan war mit dem Endpunkt Stuttgart; denn der dort stattfindende Kongreß für Innere Mission sollte die Reise krönen; auch hatte Reuter mir bereits das Referat darüber für sein Repertorium übertragen.

Es war sichtlich Gottes Hand, die meine Wege lenkte. Als ich wiederkam, hatte mein Leben sein Ziel gefunden; freilich ein sehr anderes, als das gesuchte.

Die große Reise

Als ich Mitte Juli abreiste, mußte ich über das Haff nach Elbing und von dort noch 36 Stunden bis Woldenberg fahren, ehe ich die Bahn erreichte, die über Stettin nach Berlin ging. Dort empfing mich der Konstabler, der die Pässe revidierte und mir unsägliche, auch kostspielige Schwierigkeiten machte, die mich 10 Tage in Berlin aufhielten; eine Zeit, die ich allerdings durch Besuche bei Verwandten und Bekannten doch gut ausfüllen konnte. Dann fuhr ich weiter nach Hamburg, mußte aber in Schwerin noch einmal haltmachen: Frau von Schmelings neuem Wohnort. Sie und ihre Verwandten wurden nicht müde, mir die Herrlichkeiten der Stadt, des großen Schweriner Sees mit den ihn umgebenden Buchenwäldern und das großartige, auf einer Insel des Sees im Bau begriffene Schloß zu zeigen. Abends saßen wir gemütlich plaudernd bei einem Glase guten Rotweins beisammen, der dort dank der damaligen Zollverhältnisse so billig war wie bei uns ein Glas Bier, und pflückten Scharpie für die Schleswig-Holsteiner, für die hier große Begeisterung herrschte. – So war bereits der 1. August herangekommen, als ich durch Hamburgs imponierende Vorstadt St. Georg fuhr und klopfenden Herzens durch einen Hohlweg dem Ziel meiner Sehnsucht entgegenwanderte: dem Rauhen Hause.

Fritz eilte mir entgegen, in weißer Bluse und breitkrempigem Strohhut, und freudig sanken wir uns in die Arme. Und nun kam Wichern, der Mann mit dem weißen Haar und den flammenden Augen, und begrüßte mich mit einem Scherzwort als einen lang erwarteten Gast. Ich erfrischte mich etwas in dem Fremdenstübchen, das Wicherns kleine Frau mir zur Verfügung gestellt hatte; dann war es Zeit zur Abendandacht. Tief ergriff mich die sanfte Melodie des Liedes: „Wo willst du hin, weil's Abend ist", und das innig-schlichte Gebet, das Wichern nach einer kurz erläuterten Bibellektion

sprach. Nie habe ich bei den Andachten gefehlt, weder bei den „langen", in denen er den vorgelesenen Bibelabschnitt in seiner geistvollen Weise erklärte, noch bei den „kurzen", wenn er für eins der Kinder, das seinen Geburtstag feierte, oder für einen der ausgesandten Brüder, von dem Nachrichten eingetroffen waren, betete.

Zum Abendbrot saßen die Hausgenossen an langer Tafel bei einem einfachen Gericht dicker Milch; neben Wichern lag ein Stoß Briefe und Zeitungen, aus denen er manchmal etwas vorlas und mit seinen humoristischen Glossen begleitete. Auch er fühlte wärmste Sympathie für Schleswig-Holstein, wo eben die Blüte der Studentenschaft in der unglücklichen Schlacht bei Idstedt gefallen war. Er konnte Zornesworte finden über die reaktionären Gelüste der „Kreuzzeitung" oder die Feindschaft der konfessionellen Lutheraner gegen die Innere Mission. Zuletzt mußte auch ich etwas von der Inneren Mission in Königsberg erzählen, und mir schien, als sei er mit meinem Bericht über die dortige Armenpflege zufrieden. Dann noch ein Gang durch den Garten, wo Wichern sich in höchst komischer Weise in die Spiele der Kinder mischte, und nun gehörte ich ganz meinem geliebten Fritz. Natürlich war des Erzählens kein Ende. Er litt etwas unter dem Druck der Arbeit, auch wollte seine Zukunft noch immer keine feste Gestalt annehmen, da er von Wichern nicht los konnte und darum alle Aufforderungen, die an ihn kamen, ablehnte. Aber gerade in diesen Tagen wurde der Plan eines Knabenpensionats viel besprochen, dessen Leitung er einst übernehmen sollte. Wie immer blickte er düster in die Zukunft, und als er mich in mein Schlafkämmerlein begleitete, waren wir beide trüber gestimmt, als ich es am ersten Abend unseres Wiedersehens erwartet hatte.

Natürlich galt es zunächst, das Getriebe der Anstalt gründlich kennenzulernen, deswegen begleitete ich wiederholt die Kandidaten, die Fremde herumführten, ihnen alles erklärten und die Entwicklungsmöglichkeiten und Pläne darlegten. Ich erkannte mit Staunen, wie eine Rettungsanstalt fast zu einem kleinen Staat werden konnte, unabhängig beinahe von der Außenwelt. Waren auch erst die Ökonomie und die Buchbinderei vollkommen eingerichtet, so wurden den Kindern und Brüdern von Jahr zu Jahr durch die Heranziehung von Handwerksmeistern und der schließlichen Gründung eines Lehrlingshauses neue Gelegenheiten geboten, ihre ganze Ausbildungszeit im Rauhen Hause zu absolvieren. Manchmal erinnerte mich die ganze Anlage etwas an das Bild, das ich mir von den alten Klöstern und ihren Schulen machte. Mehr als dies Äußere interessierte mich naturgemäß die seelisch-religiöse Erziehung. Ich nahm deshalb nicht nur an den Stunden teil, in denen Wichern die Brüder in der Inneren Mission unterrichtete, sondern auch an dem Unterricht, den die Kandidaten den Kindern erteilten, sowie an dem allwöchentlichen Kandidatenkränzchen, in dem die Arbeiten und Ziele besprochen wurden. Ich hatte gar nicht geahnt, mit welchen Schwierigkeiten

hier zu rechnen war; wie sehr erschwerte es z. B. den Unterricht, daß, dem Charakter des Rettungshauses entsprechend, jederzeit Zöglinge aufgenommen wurden. Aber war es auch ein schweres Arbeitsfeld, so versprach es doch reiche Ernte.

In der übrigen Zeit saß ich bei Fritz und half ihm bei seinen Korrekturen oder schrieb an einem Aufsatz über Kindergottesdienste für die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause"; trotz des anstrengenden Arbeitstages, der schon um 5 Uhr morgens begann, verplauderten wir aber doch manche Stunde bei einem Glase Wein, Stunden, die mir noch wertvoll sind durch die tiefen Einblicke, die ich in das Leben so manchen Bruders tun durfte.

Am Sonntag machten wir den offiziellen Kirchgang in Wandsbeck mit, an dem Wichern, obwohl dort wenig zu holen war, streng festhielt, um seinen Zusammenhang mit der Kirche zu wahren. Das Schönste aber war der Sonntagabend, an dem wir in einer Laube zusammensaßen, „unsere Lieder" sangen und mit Wichern plauderten und – scherzten, denn es fehlte nie an echter Fröhlichkeit. Sogar ein Hausfest erlebte ich mit, bei dem der alte Wichern sich stets mitten in einem Trubel bewegte, der selbst über meine Kraft ging.

Auch nach Hamburg führte mich Fritz; wichtiger als die Sehenswürdigkeiten aber war es mir, wenn ich die Arbeiter der Stadtmission auf ihren Wegen begleiten konnte in die engen Gassen und Höfe mit ihrem äußerlichen und sittlichen Schmutz, oder sie mir die eleganten Häuser zeigten, in denen die Mätressen der reichen Hamburger Kaufleute wohnten, sowie die lange Reihe der öffentlichen Häuser.

Als ich die 60jährige Amalie Sieveking besuchte, die, trotz ihres weißen Haars und ihrer verfallenen Züge, noch die Arbeit von 75 Helfern in 250 Familien leitete, klagte sie über das Ermatten des ersten Eifers und die gesetzliche Herrschsucht Fliedners, die seine Diakonissen für sie unbrauchbar mache.

Nach zehn reichen Tagen schied ich von Hamburg, und nun ging es mit kurzen Unterbrechungen zur Besichtigung des Friederikenstiftes in Hannover und der jungen Duisburger Diakonissenanstalt (in Bielefeld gab es damals noch keine Anstalten für Innere Mission) zunächst nach Kaiserswerth, wo ich von Fliedner herzlich aufgenommen wurde. Von ihm ist mir besonders in Erinnerung geblieben, daß er bei der Morgenandacht zwei Kinder auf dem Schoße sitzen hatte und seinen Ausführungen Fragen an die Dienstboten einflocht. Während er mir die Anstalt mit den im Bau befindlichen Erweiterungen zeigte, sprach er sehr offen über seine Differenzen mit Wichern. – Noch je ein Aufenthalt in Düsseltal zum Missionsfest und in Elberfeld zur Kreissynode, schließlich ein Blick auf den schon tüchtig vorgeschrittenen Kölner Dombau; und nun endlich war ich bei Ludwig in Bonn! – Die ersten Tage durchstreiften wir die herrliche Umgebung, dann suchte ich Dorner auf. Ich fand ihn unter seinen Akten vergraben, gealtert und matt; was er jedoch

über die kirchlichen Zustände sprach, war geistvoll und anregend. Er lebte wieder als Junggeselle, und als er einmal uns beide zum Mittag einlud, mußte er das Essen aus einem Speisehause holen lassen; durch fehlende Teller und Löffel gab es dabei mancherlei Not, dafür aber guten Wein. Ludwig, dem er zuredete, sich sofort für Altes Testament zu habilitieren, da gerade für einen Privatdozenten Raum war, war außer sich, daß auch ich einstimmte, wies ihn doch seine Neigung auf Systematische Theologie. Schließlich ist er doch Alttestamentler geworden und hat dank seines Fleißes auch hier seinen Mann gestanden. – Als ich Dorner von meinen Bestrebungen für Innere Mission vorschwärmte, sah er mich enttäuscht an, er hatte mich sichtlich für die akademische Karriere bestimmt. Eben noch war Bunsen, der damalige Gesandte in London, bei ihm gewesen, um einen jungen Gelehrten zu suchen, der Syrisch konnte und ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten helfen sollte. Dorner hatte sofort an mich gedacht und stellte mich dem ältlichen, aber mit jugendlicher Begeisterung von seinen Plänen sprechenden Herrn vor. Es kam zu wiederholten Beratungen; zum Glück aber ist aus diesen zunächst auch mich reizenden Plänen nichts geworden, es hätte mich gänzlich aus meiner Bahn geworfen. – Auch ließ Dorner sich meine Ignatiusarbeit geben, lobte ihre Methode und sagte, die Untersuchung habe ihn so gespannt, daß er fast zu meiner Ansicht bekehrt wäre. Das alles hatte doch alte, längst beiseite gelegte Lieblingswünsche entzündet, deren Funken heimlich fortglühten.

Die Abende verbrachte ich meist mit Ludwig und einem ihm besonders lieben Freunde Wilhelm Ernst Möller, dem Sohn des Magdeburger Generalsuperintendenten, der bald auch mein Herz gewonnen hatte. Als ich einmal all die Herrlichkeiten schilderte, die ich auf meiner Schweizer Reise sehen wollte, schrieb er sofort an seinen Vater und bat um das Geld zum Mitreisen; und noch ehe die für Bonn bestimmten Tage vergangen waren, war das Geld da, so daß wir – meinem Reiseplan gemäß – das Nachtschiff rheinaufwärts benutzen konnten. In unserem ersten Nachtquartiere schlossen wir Brüderschaft – ich habe es nie zu bereuen gehabt, denn unsere Freundschaft hat sich während der Reise nur vertieft und gestärkt; nie hat ein Mißton sie getrübt. Wir waren auch durchaus von gleicher Gesinnung und gleichen Ansprüchen, und der Eifer für seine wissenschaftlichen Ziele (er beabsichtigte sich zu habilitieren) ging auch auf mich über.

In Straßburg, wo wir den starken französischen Rotwein nur mit Wasser vermischt trinken konnten und den deutschredenden Kellner in französischem Gelde bezahlen mußten, kletterten wir die Wendeltreppen bis zu der Spitze des Münsters hinauf, um die herrliche Aussicht zu genießen. Daraus wurde allerdings wenig, denn kaum waren wir oben angekommen, begannen die Glocken zu läuten und viele Menschen sammelten sich auf den Straßen. Endlich, als nun auch lebhafte Militärmusik heraufklang, begriffen wir. Der

Prinzpräsident war gekommen, um vor der Stadt Revue zu halten, und wurde im Münster erwartet. Rascher als hinauf eilten wir hinab, und gerade als wir vor der astronomischen Uhr standen, kam Louis Napoleon mit seinem Gefolge, um auch diese Sehenswürdigkeit in Augenschein zu nehmen. Er machte uns einen durchaus nichtssagenden Eindruck, und die geringe Beachtung, die ihm seine Begleiter zollten, ließ nicht ahnen, daß dieser Mann einst 20 Jahre lang die Geschicke Europas lenken werde. Die umherstehende Menschenmasse zeigte auch nur Neugier, nicht eine Spur von Begeisterung.

Der nächste Tag war Freiburg gewidmet, vor allem dem Dom, den wir sogar vor dem Morgenkaffee aufsuchten. Es herrschte daher noch fahle Dämmerung in der Kirche, nur einige bunte Fenster leuchteten daraus hervor, hier und da knieten Betende, und als nun noch die Lichter angezündet wurden, machte der Dom – trotz seiner Höhe – einen mehr zur Andacht einladenden Eindruck als die ungeheuren Räume des Straßburger Münsters.

Einen Regentag verweilten wir noch in Basel, teils im Missionshause, teils bei Pfarrer Sarasin, der uns mit seinen Missionsbestrebungen unter Gesellen und Lehrlingen bekanntmachte, dann begannen wir unsere Fußwanderung. Zunächst längs der smaragdgrünen Birs. Das freundliche Waldtal, zuweilen mit altertümlichen Schlössern geschmückt, ward immer felsiger und romantischer. Es war überall sonntagsstill, nur die Glocken läuteten in den Dörfern; ein rechter Feiertag. An einem der malerischsten Punkte lagerten wir und lasen das Sonntagsevangelium: „Sorget nicht!"

Wir hatten über diesen Eindrücken auch wirklich vergessen, um ein Nachtquartier zu sorgen, plötzlich ward es dunkel zwischen den himmelhohen Felswänden, und wir tappten uns mühsam vorwärts. Endlich öffnete sich der finstere Schlund, vor uns lag ein weites Tal mit einem Lichtlein darin: das Bärenwirtshaus in Court. Der Wirt im Leibrock, mit hohen Bäffchen und dem Hute auf dem Kopf – dem Sonntagsstaat der dortigen Bauern –, fragte uns nach einigen schwachen Versuchen, sich französisch mit uns zu verständigen: „Schwätze Sie nit Dütsch?"; und nun wurde es sehr behaglich in der einsamen Wirtsstube, denn auch die Wirtin setzte sich zu uns und unterhielt uns brav mit ihrem anheimelnden Schweizer Dialekt.

Obgleich wir rechtschaffen müde waren, hinderte der herrliche Mondschein uns noch lange am Zubettgehen, und auch am nächsten Morgen trieb es uns früh aus den hohen, thronhimmelüberdachten Betten; wir konnten es ja nicht erwarten, den ersten Blick auf die Schneeberge zu tun. Unser Weg führte uns zunächst am Bieler See vorbei nach Bern, wir mußten also als erstes die Jurakette übersteigen, was durch den ersehnten Rundblick, der unsere Träume noch weit übertraf, reich belohnt wurde.

Noch ein letztes Werk der Inneren Mission, die Bächtelen bei Bern, eine Erziehungsanstalt nach Art des Rauhen Hauses, suchten wir auf, dann wandten wir uns ganz der Natur und ihrer Pracht zu. Näher und näher, fast

beklemmend, rückten uns auf dem Wege nach Thun die Felsenmauern des Berner Oberlandes, man mußte sich an diese Majestät doch erst gewöhnen.

Mit dem Dampfboot über den See, Interlaken, das weiße Tal der Lütschine, Lauterbrunnen, Wengen und Grindelwald, das waren die nächsten Stationen unserer Reise. Ich führe nur die Namen an, denn beschreiben kann man diese überwältigenden Eindrücke nicht. Unsere erste Bergtour ging aufs Faulhorn, das uns jedoch böse genarrt hat, denn kurz bevor wir den Gipfel erreichten, ballten sich die Nebel, und um die berühmte Aussicht waren wir betrogen. Außerdem war es in unserem Zimmer so kalt, daß einem die Finger verklammten, wenn man schreiben wollte. Unten aber herrschten die Engländer und duldeten noch nicht einmal, daß man sich mit einer Zigarre die Zeit vertrieb. Da flüchtete ich in die Führerstube und rauchte dort ungestört.

Hoffnungsloser Nebelregen begleitete uns bergab und verhüllte die Schönheiten des Rosenlauigletschers und der Reichenbachfälle, und in ziemlich mißmutiger Stimmung wanderten wir das Aaretal hinauf. Schon waren wir der Aarebrücke unweit des Tamselfalles ganz nahe, als plötzlich der Nebelvorhang hinweggezogen wurde und das herrliche Haslital in vollem Sonnenglanze vor uns lag. Über dem gewaltigen Wasserfall spannte sich in glühenden Farben der Regenbogen. Das war ein Sonntagmorgen! Inmitten dieser Pracht lagerten wir uns und begannen unsere Morgenandacht mit dem 104. Psalm.

Stundenlang wanderten wir nun zwischen kahlen Felswänden über Eis und Schnee des Unteraargletschers, und es war ein seltsamer Kontrast, kurz darauf in den hellerleuchteten Speisesaal des Grimselhospizes das endlose Souper mitzumachen. Mir war der Vormittag lieber gewesen.

Unvergeßlich ist mir auch die Besteigung des Siedelhorns, das so spitz aufragt, daß wir beiden mit dem Führer nur eben Platz fanden. Nun wurde uns im Rundblick überreich ersetzt, was uns das Faulhorn versagt hatte. Als wir beim Abstieg an einer prächtigen Schneewand standen, forderte uns der Führer auf, sie auf dem Alpenstock reitend hinabzurutschen. Er machte es uns vor, aber da wir ziemlich unsicher und ängstlich waren, gerieten wir bald ins Rollen, und er mußte uns am ersten Absatz auffangen. Beim zweiten ging es schon besser, und zuletzt war es uns selbst eine Lust, zumal wir so im Fluge zum Todtensee gelangten.

Nachdem wir die Gegend des Vierwaldstädter und Zürcher Sees gründlich durchstreift hatten, brachte uns die Post nach Schaffhausen. Wieder war es ein Sonntag, als uns unser Gastwirt früh um vier durch die schlafende Stadt zu einer Höhe führte, um das herrliche Schauspiel zu sehen, wie ein graues Nebelmeer die Täler füllte und die Alpenkette erst gespensterhaft lichtlos dalag, bis allmählich die aufgehende Sonne sie mit goldenem Glanz umkleidete, und dann die Nebel wieder ihren Vorhang über den entzückenden Anblick breiteten. Das war der Schluß unserer Schweizerreise.

Während das Dampfboot uns langsam rheinaufwärts nach Konstanz brachte, formulierte ich mir, auf dem Verdeck auf und ab gehend, zum erstenmal die Lebensfrage: wissenschaftliche oder praktische Laufbahn, die mir die Reise gestellt hatte; doch mein Zusammenleben mit Möller hatte sie schon beantwortet. Daran konnte auch der Stuttgarter Kirchentag, der unter der Leitung Bethmann Hollwegs stattfand, nichts mehr ändern, obgleich er nach allgemeinem Urteil der großartigste von allen bisherigen war.

In der Zeit der schärfsten Reaktion, kurz nachdem die schleswig-holsteinische Geistlichkeit sich für das alte Landesrecht wider ihre Obrigkeit erhoben hatte, hielt Dorner seine tiefgründige Rede über das Verhalten der Geistlichen in politischen Dingen. Mit kühnem Mannesmut trat er für das ein, was doch zuletzt, man mochte es nennen, wie man wollte, das Recht der Revolution gegenüber der rechtbrechenden Obrigkeit war. Es kam zu einem harten Zusammenstoß, als Stahl gegen Dorner opponierte, da damals noch die politischen Gegensätze, die auf einem kirchlichen Grunde standen, zusammenhielten. Als aber der greise Generalsuperintendent Nielsen auftrat, dessen Haar der Jammer der letzten Jahre gebleicht hatte, und mit tiefbewegter Stimme das Verhalten seiner Geistlichkeit rechtfertigte und mit den Worten schloß: Betet für Schleswig-Holstein! – da blieb in der Kopf an Kopf gefüllten Hospitalkirche wohl kein Auge trocken.

Ich hatte Wichern zum erstenmal öffentlich reden gehört, als er im Kirchentag bei der Verhandlung der Sonntagsfeier mit gewaltigem Wort für ihre evangelische Begründung eintrat und einen Aufruf an das Volk verlangte, welcher bezeuge, daß die evangelische Kirche der Anwalt des Volkes sei; jetzt, auf dem Kongreß für Innere Mission, der sich dem Kirchentag anschloß, und wo er die Fortschritte im verflossenen Jahre schilderte, stand er da wie einer der alten Propheten, der, an Ezech. 37 anknüpfend, die Morgenröte einer neuen Zeit ankündigte. Als darauf Tholuck die Verhandlungen mit einem ergreifenden Dankgebet schloß, zweifelte wohl keiner mehr, daß die Zukunft des Kirchentages dem Werke der Inneren Mission gehörte. Aus diesem Gefühl heraus erhob sich die ganze Versammlung, und durch die weiten Hallen erscholl das Hand in Hand gesungene Bundeslied: „Die wir uns allhier beisammen finden . . .“

Ich war in dem wohlhäbigen Hause eines Kaufmanns Spring einquartiert und hatte es dort besonders gut getroffen. Es waren ein paar prächtige, alte Leute, die sich in Gastlichkeit nicht genug tun konnten und so auch nicht duldeten, daß ich sofort nach den anstrengenden Kongreßtagen abreiste, was mir sehr lieb war, da ich mit meinen Referaten für Reuter und Vaters Gemeindeblatt noch viel zu tun hatte. Der bequeme Schreibtisch in meinem Zimmer, auf dem immer die besten Zigarren standen, lud auch wirklich zur Arbeit ein. Abends hatten Springs mir zu Ehren einen Teil ihrer Verwandten und Bekannten eingeladen, alles Leute desselbigen Schlages, bieder, kirch-

lich und preußenfreundlich gesinnt, so fühlte ich mich schnell heimisch dort. Wenn ich später mit Begeisterung davon erzählte, wollte Tante Augustchen freilich nicht glauben, daß da nicht noch ein weiblicher Anziehungspunkt gewesen sei, und lange bin ich mit der „Stuttgarterin" geneckt worden. Es war aber wirklich keine da.

Fritz Oldenberg, der auch zum Kirchentag hier war, hatte mit mir eine Fußtour durch den Schwarzwald verabredet; Möller konnte leider nicht daran teilnehmen, so nahmen wir sehr herzlich Abschied voneinander. Er ahnte ja nicht, welch großen Dienst er mir geleistet hatte. — Wie groß war aber unsere Freude, als dafür Wichern sich uns anschloß! Zuerst ging es nach Kalw, wo wir bei Dr. Barth, der mir längst aus seinem Missionsblatt bekannt war, einen hochinteressanten Tag verlebten. Er zeigte uns sein Museum, erzählte fesselnd seine Missionserinnerungen; mit Stöcken vom Sinai und Libanon ausgerüstet, machten wir einen Spaziergang und aßen zum Frühstück Honig aus Jerusalem.

Leider wurde mir des Weiteren die Freude an der Wanderung durch heftige Fußschmerzen etwas gekürzt, ja in Baden-Baden wurden sie so arg, daß ich dort zurückbleiben mußte. Ich fuhr dann nach Rastatt, wo mein Freund Cosack als Militärprediger stand. Seine Frau pflegte mich mit mütterlicher Liebe — es hatte sich nämlich inzwischen herausgestellt, daß ich Fußrose hatte — währenddessen schwärmten er und ich von akademischen Zukunftsplänen, da seine Sehnsucht den gleichen Weg ging wie nun auch die meine.

So kam ich erst am 6. Oktober — nach fast vierteljährlicher Abwesenheit — ins Vaterhaus zurück, fand mein Stübchen bekränzt und mit allerlei Geschenken der Meinen geschmückt, und noch lange nachdem wir zu Bett gegangen waren, plauderten Vater und ich über die Reise, die über mein Leben entschieden hatte. Um mich für die praktische Arbeit auszubilden, war ich ausgezogen; mit dem festen Entschlusse, mich für die akademische Karriere vorzubereiten, kehrte ich heim.

Promotion und Habilitation

Vater war sichtlich erfreut über die Änderung meines Lebensplanes, obgleich seine Durchführung nicht so einfach war. Vor allem ließen allerlei Nebenbeschäftigungen mich wenig zu exakter wissenschaftlicher Arbeit kommen. Da mußten neue Privatstunden gesucht werden, um meine Kasse wieder etwas zu füllen; den Lehrlingsverein und die organisatorischen Arbeiten für den Parochial- und Stadtverein konnte ich auch nicht liegen lassen, und in der Kreissynode mußte ich protokollieren. Ferner galt es, Vater während einer längeren Dienstreise in seiner vollen Amtstätigkeit mit Einschluß des Volksfreundes und des Gemeindeblattes zu vertreten. Sein unermüdliches

Wirken auf kirchlichem und politischem Gebiet hatte endlich Anerkennung gefunden, er war zum Konsistorialrat ernannt, doch hat er oft gesagt, daß seine freie Wirksamkeit unter den Geistlichen einst einflußreicher war als jetzt die amtliche.

Schließlich mußte noch für das Reutersche Repertorium das de Wettesche Handbuch der Apokalypse besprochen und mit dem neu erschienenen Hengstenbergschen Kommentare verglichen werden. Es ist mir erfreulich zu sehen, daß mir schon damals die Grundauffassung der Apokalypse und ihrer Komposition feststand, wie ich sie heute noch vertrete.

Ludwig hatte jetzt, im Februar 1851, sein Lizentiatenexamen gemacht; das ließ mich natürlich nun auch nicht ruhen, und ich sprach mit Sieffert über das Thema meiner Lizentiatenarbeit, das mir bald von selbst aus meiner Beschäftigung mit dem ersten Petrusbrief erwuchs. Ich arbeitete oft bis über Mitternacht, jedoch ohne rechten Plan, wenn auch die neutestamentliche Exegese mich vorzugsweise beschäftigte. Ich war wohl etwas deprimiert durch die Nachricht, daß meine Ignatiusarbeit, von der Dorner gemeint hatte, daß sie reüssieren müßte, einer Umarbeitung bedürfe, ehe sie gekrönt und gedruckt werden könne. Diese Umarbeitung verlangte aber nichts weniger als die Rücknahme meines Resultates, auf das ich stolz war. Davon konnte also keine Rede sein.

Eine willkommene Ablenkung von allen Zweifeln und trüben Gedanken bot sich jedoch bald. Ich hatte meinen Verkehr im Hause des Kaufmanns Frisch gleich nach meiner Rückkehr wieder aufgenommen, auch wieder vertretungsweise die Stunden, die sonst mein Freund Hinz gab, übernommen, nun forderte mich Madame Frisch auf, an einer Reise nach Masuren in ihrem Reisewagen teilzunehmen. Wie wohl tat mir die Ruhe, die Einsamkeit und die erhebenden Natureindrücke, die die Wälder und vor allem die Seen boten. Dazu kam die romantische Stimmung, die über solch einer Reise im alten Stil lag; und all die kleinen Abenteuer in den elenden polnischen Gasthöfen, auf den grundlosen Wegen, Achsenbrüche oder nächtliche Irrfahrten erhöhten nur den Reiz, zumal unser wohlverproviantierter Reisewagen uns vor wirklichem Mangel schützte. Außerdem sah ich unseren früheren Hauslehrer, den jetzigen Pfarrer Anders, wieder und konnte eine Extratour nach Dönhoffstädt machen, so war die Reise wirklich eine große Erquickung und brachte mich dem Frischschen Hause immer näher.

Im übrigen nahm mich die Geselligkeit jetzt weitaus weniger in Anspruch. Zu Oldenbergs kam ich sehr selten, Rosalie sprach ich fast nie allein. Von den Kollegen war mir Passarge durch seine radikalen Sympathien ziemlich entfremdet, Hinz ging bald als Pfarrer nach Marienwerder, nur mit Retzlaff, der nun angestellter Lehrer war, verkehrte ich viel, zumal er auch in seinen religiösen Interessen mir sichtlich näher trat.

Wohl waren wir in Frödnau oder Dönhoffstädt oft sehr jugendlustig beisammen, doch war es nicht mehr der Kreis unserer „Zauberfeste“. Vielleicht

auch war nur ich durch die Eindrücke in der Fremde über diese harmlose Fröhlichkeit hinausgewachsen, mochte als Predigtamtskandidat auch eigentlich nicht mehr tanzen. Es lag über dieser Zeit etwas wie wehmütige Resignation, und dieses Gedicht galt wohl mehr für mich selbst als für das junge Paar, zu dessen Polterabend ich es gedichtet hatte.

Ein Märlein geht, daß einst in alter Zeit
Ein Hirtenknab' zum Königsthron erhoben
Und Ruhm und Glanz und Glück und Herrlichkeit
Mit niegeahntem Schimmer ihn umwoben.
Ihm aber blüht im stillen Kämmerlein
Ein schöner Glück als alles Glanzes Schimmer;
Dort kehrt er aus des Lebens Wirrsal ein
Und Ruh und Herzensfrieden fand er immer.
Denn drinnen weilt in stiller Einsamkeit
Er bei den Zeugen seiner Jugendtage,
Bei seinem Hirtenstab und Hirtenkleid,
Dort weckt er seiner holden Jugendzeit
Gedächtnis auf. – So ging die alte Sage. –

Dem Hirtenknaben sind wir alle gleich.
Es zieht uns aus der Jugend stillen Zeiten
(Wo uns des Friedens Wiesenteppich weich
Umfängt, und lieben, treuen Engeln gleich
Die Jugendträume segnend uns geleiten)
Das Leben in sein unermeßlich Reich
Mit seinem Schmuck und seinen Herrlichkeiten.
Doch wehe dem, der seiner Jugend Trachten,
Den Schmuck aus seiner Jugend Heiligtum
In falschem Hochmut waget zu verachten,
Stolz auf der neuen Würde Glanz und Ruhm!
Es wird das Glück von seinen Fersen weichen,
Ob rings auch Glanz und Schimmer ihn umgibt,
Es wird des Friedens Stern in Nacht verbleichen,
Ihn flieht die Liebe, die er einst geliebt.
Er greift umsonst nach Ruhm, nach Glück und Schimmer, –
Das schöne Jugendglück, das er verlor
Durch eigne Schuld, stellt strafend sich davor,
Es flieht vor ihm, und er erreicht es nimmer.

Doch selig, wer der Jugend Angedenken
In treuem Herzen, treuen Händen trägt,
Den Hirtenstab, das Kleid nur niederlegt,

Um stets aufs neue drein sich zu versenken:
Dem blüht der Jugend reines Lebensglück
Mit jedem neuen Tag in neuem Prangen,
Und jeder Frühling bringt ihm neu zurück
In frischem Schmuck die Zeiten, die vergangen.

*

Mit saueren Wochen begann das Jahr 1852. Von meiner Lizentiatenarbeit, in der ich die Eigenart der petrinischen Lehranschauung im Unterschied von der paulinischen darstellen wollte, reichte ich Ende Februar nur einen Teil lateinisch (wie vorgeschrieben) ein, das übrige deutsch. Dann noch ein Monat Galgenfrist zum Repetieren, bis am 2. April in der Wohnung des Dekans das vierstündige Examen begann.

Es war im Grunde doch ein Wagnis, da ich die drei Jahre nach dem Verlassen der Universität mich fast ausschließlich mit praktischen Arbeiten beschäftigt hatte. Dazu kam, daß in meinem Hauptfach Gebser examinierte, mich Röm. 6 lateinisch übersetzen und interpretieren ließ, was mir gar nicht geläufig war, für die Fragen aber, die mich eigentlich wissenschaftlich beschäftigten, auch nicht das geringste Interesse hatte. – Im Alten Testament, wo Sommer mir Psalm 32 vorlegte und Fragen aus der Einleitung und biblischen Theologie an mich richtete, war ich dagegen besser vorbereitet. Doch als nun mein alter Lehrer und Freund Sieffert und der an Lehnerdts Stelle eben berufene Jacobi, ein Schüler Neanders, mich in Dogmatik und Kirchengeschichte, und zwar beide ganz vorzüglich, prüften, blieb ich manche Antwort schuldig, so daß ich die Nacht darüber nicht schlafen konnte und mich noch lange über mich selbst gründlich geärgert habe.

Es war wohl nur der Gesamteindruck, der die Fakultät bewog, mich, wenn auch mit einem simplen cum laude, für bestanden zu erklären; aber ich hatte doch das Ziel erreicht, das ich mir vor anderthalb Jahren gesteckt hatte.

Wer niemals den schwülen Druck einer Vorbereitungszeit aufs Examen gekannt hat, der kann auch nicht das Glücksgefühl ermessen, mit dem man am Morgen danach erwacht, besonders wenn man nun keines mehr zu erwarten hat, denn den Doktor konnte man damals an einigen Universitäten noch in absentia machen; so schickte Gebser meine Lizentiatenarbeit nach Jena und pünktlich traf – allerdings auch für gutes Geld – das philosophische Doktordiplom ein.

Nun galt es nur noch, sich zur Disputation vorzubereiten. Rogge und Winkler aus dem theologischen Verein hatten sich zu opponieren erboten, wir einigten uns über die zu behandelnden Fragen und übten uns im Lateinsprechen. Nach damaliger Sitte lud ich beide mit Erbkam, der mir aus dem Kreise der Professoren opponieren wollte, vorher zum Frühstück bei mir ein

und fuhr mit ihnen zur Albertina. Eine glänzende Korona fand ich versammelt. Der Oberpräsident Eichmann an der Spitze des Konsistoriums, die theologische Fakultät, der Prorektor und namhafte Mitglieder anderer Fakultäten waren mit Geistlichen und Freunden erschienen. Ich hielt eine lateinische Ansprache und forderte meine Kandidaten in die Arena, mit denen ich dank unserer Vorbereitung leicht fertig wurde. Schwieriger wurde es, als Erbkam auftrat, auf dessen Einwürfe ich natürlich nicht vorbereitet war. Als er mir vorwarf, daß Petrus nach meiner Auffassung sozinianisch lehre, antwortete ich, meine Dissertation frage nicht, ob Petrus kirchlich korrekt gelehrt, sondern ausschließlich, was er gesagt habe. – Rosenkranz drückte mir nachher die Hand mit den Worten: „Sie haben Erbkam tüchtig heimgeleuchtet." Dann promovierte mich Sommer, als Dekan, zum Lizentiaten der Theologie.

Von den vielen Besuchen, die ich in der zwiefachen neuen Würde zu machen hatte, galt einer der ersten meinen lieben Cosacks, der seltsamerweise gerade in meinen Examenstagen einem Ruf als außerordentlicher Professor für Praktische Theologie hierher gefolgt war. Wir hatten also beide das Ziel erreicht, von dem wir in Rastatt geschwärmt hatten; er allerdings etwas müheloser.

Da ich jetzt mehr Zeit hatte, widmete ich mich wieder dem neukonstituierten Kandidatenkränzchen und vor allem der Inneren Mission. Der mit Giesebrecht begonnene Gesellenverein feierte bereits sein erstes Jahresfest, nun planten wir, gemeinsam mit Regierungsrat Schlott, einen Verein zur Unterbringung verwahrloster Kinder.

Die Ostbahn wurde gerade gebaut, so suchten wir den sich dort sammelnden Arbeitermassen das Evangelium zu bringen. An einer Waldecke wurde wohl eine schlichte Kanzel gezimmert und den auf selbst aufgeschlagenen Bänken sitzenden Arbeitern gepredigt. Ich habe so an verschiedenen Orten vor 100 bis 200 Menschen gesprochen.

Der alljährliche Sommerspaziergang mit den Lehrlingen war, obwohl mir Gustav und ein Kandidat Zacharias beistanden, eine fast über meine Kraft gehende Anstrengung. Um 6 Uhr wurde nach dem drei Stunden entfernten Preil aufgebrochen, dort den ganzen Tag mit den 42 Jungen gespielt, meist „Räuber und Soldat", wofür sich in den alten Wällen und Schloßgräben ein herrliches Terrain darbot. Außerdem hatten wir ihre Beköstigung zu beaufsichtigen. Um 9 Uhr abends waren wir wieder zu Hause, so todmüde aber habe ich mich selten gefühlt.

Neben der Druckbearbeitung meiner Ignatiusarbeit entwarf ich die zu meiner Habilitation noch notwendige Vorlesung, die das Verhältnis der Exegese zur biblischen Theologie behandelte. Sie gab im Grunde das Programm dieser damals noch jungen Wissenschaft, ist in der „Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" gedruckt worden und hat mit

einem fast gleichzeitig erschienenen Aufsatz von Schenkel ihr Wesen dargestellt, wie es weit über ein Menschenalter allgemein anerkannt ist. Als ich sie am 27. Juli absolviert hatte, stand meiner Ferienreise nichts mehr im Wege, die ich ob meiner jungen Privatdozentenwürde wahrhaft genießerisch auskostete.

Tante Emilie und Hannchen waren schon nach Lapöhnen vorausgefahren und hatten in einem geräumigen Fischerhause Wohnung gemietet, ich aber wollte zu Fuß gehen, um die Schönheit des samländischen Strandes recht auszukaufen.

Der Morgenwind wehte frisch, die kaum über den Horizont gestiegene Sonne leuchtete noch ohne zu wärmen, als ich auf der Fuchsberger Chaussee hinauspilgerte. Das Trenker Waldhäuschen lockte mich nicht, ich war noch zu frisch, und mein Sinn stand hinaus nach den Wellen der See, den hohen Ufern und dunklen Wäldern.

Die Chausseesteine sind wie das Ticken der Uhr: ihr Vorüberfliehen treibt rastlos vorwärts. Im Eulenkrug frühstückte ich und freute mich an dem anmutigen Rendezvous der hoffnungsvoll-freudigen Gesichter der an die See Gehenden, mit den sonnengebräunten, gesundgebadeten der von der See Kommenden. Das Posthorn schmetterte, auch das lockte mich nicht, lieber ergriff ich meinen Wanderstab aufs neue und nahm das Blasen des Schwagers als Marschlied. Wie klingt dieser Ton, voll Lust und Wehmut, wenn er im Wald erschallt und das Echo ihn von den Bäumen widerhallend durch ein offenes Ohr in morgenfrische Sinne trägt!

Von früher Kindheit an bin ich fast alljährlich an der See gewesen, so kann ich eines ersten Eindrucks mich nicht entsinnen. Jetzt aber, nachdem ich jahrelang nicht dort war, überwältigte mich das Wiedersehen ähnlich wie der erste Blick auf die in der Morgensonne blitzenden Firne der Alpen. Ist es nicht das größte Heiligtum, größer als alle Tempel, von Menschenhänden gebaut, wenn so die Unendlichkeit in die Endlichkeit unseres Gesichtskreises hineinschaut?

Ich kam nach Neukuhren. Von meinem etwas abseits gelegenen Platz beobachtete ich die Gasthaus- und Badegesellschaft. Links eine Gruppe von Gelehrten. Man stritt über Louis Napoleon und seine Kaiserpläne, dann über den Ursprung des Bernsteins und den unentdeckten Bernsteinbaum. Dort eine Gruppe von Geistlichen. Man stritt über Baptisten und die Gemeindeordnung. Rechts saßen die Löwen der Saison am Gartentisch, beim Zeitungsblatt oder vor dem Bierseidel, während im Garten die Paare, meist in Balltoilette, promenierten. War ich darum der Stadt entflohen, um ihre Streitigkeiten und eintönigen Freuden hier in vermehrter Auflage wiederzufinden?

Eilig brach ich auf, vermied die legitimen Wege, und kam so, wenn auch nicht gerade bequem, so doch ohne geputzte Menschen zu treffen, zur Lapöhner

Spitze. Da lag die ganze unbeschreiblich schöne samländische Nordküste vor mir, und zu meinen Füßen die See, spiegelglatt; wie in leisem Atemholen nur hob und senkte sich die blaue Fläche... Lange stand ich, auf meinen Stab gelehnt, bis die langgewordenen Schatten zum Aufbruch mahnten und alles in dem duftigen Violett des Abends versank.

In Lapöhnen traf ich außer den Meinen – Gustav war inzwischen auch herausgekommen – Rosalie Oldenberg und Schmelings. Nun begann ein köstliches Schlaraffenleben, das Hannchen und Gustav mit ihrem unerschöpflichen Humor würzten. Schon vor dem Morgenkaffee gingen Gustav und ich zum Baden, oft in den unglaublichsten Aufzügen; unter dem großen Ahorn vor unserem Hause wurde Schach gespielt oder David Copperfield gelesen, wobei ich gern zeichnete. Wollte ich Rothes Ethik studieren, so lagerte ich im Walde oder auf der Lapöhner Spitze.

Der Hauptanziehungspunkt war jedoch ein ganz anderer. Rosalie hatte uns schon viel von der jungen Frau Hauptmann von Scheffer vorgeschwärmt, deren Kinder sie unterrichtete, und die auch für den Sommer nach Lapöhnen hinausgekommen war. Jetzt sollten wir sie kennenlernen. Wie stark der Eindruck war, daß wir uns geradezu kopfüber in diese Freundschaft stürzten, beweist am besten ein bal champêtre, den wir bereits am dritten Tage nach unserer Ankunft unter dem Ahornbaum ihr zu Ehren veranstalteten. Er wurde mit allen Schikanen exekutiert, wenn auch die Tanzmusik gesungen werden mußte.

Wer war froher als ich, daß ich dabei eine Wette an sie verlor und ihr ein Büchlein mit Strandansichten und dazu passenden Gedichten, die ich mit einem aus eigener Fabrik einleitete, überreichen durfte!

Es verging nunmehr kein Tag, an dem nicht etwas gemeinsam unternommen wurde; ein ähnlicher Kreis, wie seinerzeit um Frau Dr. Mangold, bildete sich um Frau von Scheffer, die mit frischester Jugendlust und gewinnender Herzensfreundlichkeit auf all unsere Liebhabereien einging. Sie selbst war ja auch erst dreißig Jahre. – – Dann ging es wohl nach Tykrehnen, um „Schmand mit Glumse“ oder „Flinzen“ zu essen, oder nach Rauschen. Unvergeßlich ist mir dies stille Kesseltal, so nahe den Wogen des Meeres und doch so fern, so eng verschlossen und doch so unermeßlich weit, es mahnte mich an die Stelle in unserem Leben, wo auch der Kindheit Frieden und der Jugend unendliche Seligkeit sich noch einmal zusammendrängt in der übervollen Brust, ehe es hinausgeht in des Lebens Ernst, unter die Bürde der Pflicht, in das Tosen des Kampfes; wo auch des Lebensmeeres Wogen ganz nahe brausen und doch nicht gehört werden, wo auch das Menschenherz sich gebannt sieht in den engen Kreis eines treuen Augenpaares und doch so unendlich weit ist, daß es einen ganzen Himmel voll Seligkeit in sich fassen könnte. – – Wenn wir dann nach Hause wanderten und der stille Frieden der Sommernacht erquickend auf Berg und Tal ruhte, der Sternenhimmel flimmerte,

hoch oben im Blau und tief unten im Wasserspiegel in gleicher Klarheit, aus dem Erlengebüsch aber das melancholische Lied der Nachtigall erklang, dann standen wir wohl schweigend, ernst-andächtig:

Denn was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht –
Bei Tag hat's keiner nachgedacht
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Aus unsrer ewigen Heimat weht,
Ein wortlos Schauen, tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Waren wir tagsüber in Lapöhnen geblieben, so sammelte sich des Abends unser Kreis in dem erleuchteten Schefferschen Zelt neben dem Ziehbrunnen am Ausgang des Dorfes, wo wir deklamierten oder sangen. Es hatte sich bald ein richtiges Quartett gebildet, das Gustav, mit der wohlbetroddelten Samtmütze auf dem Kopf, dirigierte. Ältere und jüngere Zuhörer bildeten mitten auf dem Hofe in behaglichen Gruppen das Auditorium, in naiver Gemeinschaft mit dem eben heimgetriebenen Vieh, das etwas von Arionstönen zu merken schien und die Freude der Menschen nicht störte. Manchmal sang auch Frau von Scheffer uns die entzückenden, von ihrem Bruder Franz von Woyna gedichteten und komponierten Lieder vor, von denen vor allem „Und der Hans schleicht umher" sich heute noch großer Beliebtheit erfreut.

Als der Tag der Schefferschen Abreise gekommen war, waren Gustav und ich wie verzweifelt. Wir irrten in den „Katzengründen" umher, und der Refrain all unserer Betrachtungen war: Jetzt werden wir in der Stadt eine feierliche Visite bei ihr machen und zu einer steifen Gesellschaft eingeladen werden, dies entzückende Zusammenleben aber ist für immer vorbei. – Es kam sehr anders. In ihrem Hause habe ich das Glück meines Lebens gefunden.

Bald kehrte auch ich in die Stadt und zu meinen Arbeiten und Ämtern zurück; doch meine Gedanken waren noch nicht recht dabei, ihnen folgte ich, als ich für die „Ostpreußische Zeitung" ein Feuilleton schrieb, das in einer fingierten Strandreise alle Schönheiten der samländischen Küste schilderte und das ich mit all meinen poetischen Jugendschwärmereien umkleidete. Ich sagte niemandem, daß es von mir sei, machte nur Hannchen auf die erste Nummer aufmerksam und begann mit ihr aufs eifrigste nach dem Verfasser zu forschen. Nummer für Nummer wurden die Anspielungen auf unser gemeinsames Strandleben deutlicher und die Frage schwieriger, bis ich mit der Schlußnummer in der Hand selbst den Autor vorstellte.

Noch einmal wurde meine Arbeit unterbrochen. Die Cholera herrschte in der Stadt, und auch ich wurde oft von so argem inneren Frost geschüttelt, daß ich auf dem Sofa liegen mußte. Als ich einmal zu Ludwig darüber klagte, sagte er in seiner trockenen Weise: „Das ist bei der Cholera sehr häufig, sie ist ja eigentlich ein inneres Erfrieren.“ Ich muß aber doch noch zu viel Lebenswärme gehabt haben, denn bald saß ich wieder über den Vorbereitungen zu meiner Antrittsvorlesung, während als Motto durch meine Seele klang, was wir in unserem Kreise so oft gesungen:

Neuen Lebenslauf beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder tönen darein!

Drittes Kapitel

Privatdozentenjahre

Enttäuschungen

Am 25. Oktober 1852 habe ich, wenig über 25 Jahre alt, mein erstes Kolleg gehalten. Die Genehmigung meiner Habilitation war nicht rechtzeitig eingetroffen, so konnten meine Vorlesungen nicht mehr in den Katalog kommen. Es war daher kein Wunder, daß ich beim Beginn eines fünfstündigen Privatums über die synoptischen Evangelien nur zwei Zuhörer fand. Trotzdem empfand ich es als bittere Enttäuschung, als ich meine, auf eine größere Korona berechnete, sorgfältig vorbereitete Ansprache, die meine akademische Tätigkeit eröffnen sollte, nun vor ihnen halten mußte. Die Zahl wuchs freilich bis auf sieben, und ebensoviel Zuhörer hatte ich in meinem Publikum über die beiden Petrusbriefe, was für die damalige Theologenzahl durchaus nicht wenig war.

Die Vorlesung, zu der ich bald eine Stunde hinzunehmen mußte, machte mir viel Arbeit, ich konnte mit ihrem Fortgang kaum Schritt halten; und zum ersten Male mußte ich erfahren, was der nagende Kummer selbst in meinen glänzendsten Zeiten gewesen ist, daß die exegetischen Vorlesungen sehr unregelmäßig gehört zu werden pflegen.

Da ich von den Kollegienhonoraren natürlich nicht leben konnte, übernahm ich den Religionsunterricht am Friedrichskollegium. Es war ein eigenartiges Gefühl, als ich mich nun denen, die vor acht Jahren meine Lehrer gewesen waren, als Kollege vorstellte. Im übrigen war es nicht leicht, mit den Schülern bekannt zu werden, da ich in jeder Klasse nur zwei Stunden wöchentlich gab, und ich mußte wegen meines schlechten Physiognomiegedächtnisses immer mit dem Verzeichnis in der Hand aufrufen. Auch wurde es schwer, bei den Schülern Eingang zu finden, die immer geneigt sind, die Religionsstunden, die auf die Versetzung keinen Einfluß haben, für nebensächlich zu halten.

Die Disziplin hat mir indes im Anfang keine Not gemacht, bis auf einen Konflikt mit einem Quintaner, dem ich eine Ohrfeige geben mußte und der sich dagegen aufbäumte, weil er „mit Liebe erzogen sein wollte". Als ich mich ihm nach langen Jahren auf dem Schloßball vorstellte – er nahm unter zwei Kaisern eine sehr hohe Stellung ein –, hatte er diese Szene wohl verwunden, denn wir sind die besten Freunde geworden.

Mehr Freude machte mir der Religionsunterricht in der von Fräulein Höpfner eben eröffneten Mädchenschule, da ich es hier nur mit ganz wenig Schülerinnen aus ersten Kreisen zu tun hatte.

Meine Arbeiten für die Innere Mission sowie die verschiedenen Kränzchen füllten die übrige Zeit, es war also ein arbeitsreicher und leider auch recht trüb gestimmter Winter. Nur zweier Lichtblicke kann ich mich entsinnen, zunächst eines Besuches von Wichern, dessen ständiger Adjutant ich während der acht Tage seines Hierseins sein durfte. Rührenderweise verkehrte er nicht nur bei dem kommandierenden General von Dohna, dessen Damen sich sehr für sein Wirken interessierten, und beim Oberpräsidenten Eichmann, sondern saß auch stundenlang bei den Verwandten seines Oldenberg oder bummelte in seiner gemütlichen Art mit mir durch die Stadt. — Der zweite Lichtblick war, daß meine düsteren Ahnungen über das Aufhören des Verkehrs mit Scheffers sich nicht erfüllten, ich im Gegenteil bei dem jüngst geborenen Arnold zum Paten gebeten wurde, wodurch meine Stellung als Hausfreund besiegelt war. — Überhaupt nahm ich wieder viel an der Geselligkeit teil, ich bedurfte bei der angestrengten Arbeit eben einer Ablenkung und Erholung.

Am Abiturientenexamen mußte ich nun nicht bloß teilnehmen, es sogar mit Gebet eröffnen und mit der Religionsprüfung beginnen. Das war auch nicht leicht für den Anfänger. Ein Schüler stand besonders bedenklich; er hatte sichtlich geleistet, was er vermochte, den Anforderungen des Reglements genügte es allerdings nicht. Es sollte abgestimmt werden, und ich als der Jüngste hatte zu beginnen. Mit etwas unsicherer Stimme begann ich zu erklären, warum ich unter diesen Umständen ..., da unterbrach mich der Schulrat: Sie dürfen nur reif oder unreif sagen! So sagte ich denn in Gottes Namen „reif". Die Abstimmung ergab Stimmengleichheit. „So lege ich den calculus Minervae zu" sagte der Schulrat lächelnd, und der Arme war gerettet.

Kurz danach siedelten wir in ein neues Gebäude über, und wir Lehrer mußten beim Abschiedsgottesdienst mit allen konfirmierten Schülern zum Abendmahl gehen, was zugleich mein Abschied vom ersten Semester war.

Der Sommer brachte einen Zuhörer mehr, und große Hitze. Ich las über das Johannesevangelium und als Publikum Leidensgeschichte. Es war die Zeit, in der die Tübinger Schule den heftigen Kampf um die Echtheit des Johannesevangeliums erregt hatte. So sehr ich auf seiten der Apologeten stand, hatte ich doch den Eindruck, daß Baur erst das richtige Verständnis der Komposition des Evangeliums angebahnt hatte. Als ich darüber im Professorenkränzchen Vortrag hielt, stieß ich auf lebhafte Opposition, nur Vater pflichtete mir bei.

Meine Gesundheit machte mir wieder zu schaffen, und nur durch tägliches Baden konnte ich mich bei der Sonnenglut so weit aufrecht erhalten, daß ich meine Vorlesungen nicht abzubrechen brauchte, denn mir war ein Hörer

bis zum Schluß treu geblieben! Der Arzt selbst wußte kein rechtes Mittel für meinen Zustand; es war mir ja auch nicht mit Medizinen zu helfen. Das so hoffnungsvoll begonnene neue Leben hatte mich unbefriedigt gelassen.

Seit die Jugendschwärmereien verflogen waren und sich mein Verhältnis zu Rosalie zu einer segenswarmen, aber schlichten Freundschaft herabgestimmt hatte, fehlte mir ein Mittelpunkt für mein innerstes Herzensleben.

Durch dies ganze Jahr zieht sich als roter Faden die Sehnsucht, meine ehemalige Lieblingsschülerin Gertrud Bannasch wiederzusehen. Ich kannte sie zwar gar nicht näher, und es war ein reines Idealbild, dem ich meine Liebe widmete, aber je weniger der Erfolg der seltenen Fälle, wo ich ihr in Gesellschaft begegnete, mich befriedigte, desto brennender wurde das Verlangen; doch nicht das Verlangen, mit ihr zu schwärmen, – ich wollte sie besitzen. Noch eben hatte ich das junge Eheglück meiner beiden Freunde Retzlaff und Schiewe gesehen; warum sollte mir, der ich nun ein gemachter Mann war, nicht ein gleiches beschieden sein?

Endlich ertrug ich es nicht länger; es mußte ein Ende gemacht werden, so oder so. Ich schrieb an den Vater, der mir immer freundlich entgegengekommen war, gestand ihm meine Liebe und bat, mir Gelegenheit zu geben, mich der Tochter zu nähern und um sie zu werben.

Die mit fieberhafter Spannung erwartete Antwort muß nicht ungünstig gewesen sein, doch auch keine direkte Einladung enthalten haben. Da fuhr ich zu meinem alten Kommilitonen Corsepius, der in dem nahe bei dem Bannaschschen Gute Perkau gelegenen Dorfe Schönbruch Pfarrer war, um von hier aus die Entscheidung herbeizuführen. Es war viel Besuch in Perkau, eine arge Geduldsprobe für mich. Endlich konnte ich die Mutter allein sprechen, wobei sie mir mitteilte, daß Gertrud mit einem Offizier so gut wie versprochen sei, wovon der Vater allerdings noch nichts wisse.

Mir war, als ob mein ganzes Lebensglück zertrümmert vor mir lag. Zum ersten Male mußte ich erfahren, daß Gott auch heiße Gebete versagen kann, wenn er Besseres zu geben beschlossen hat. – Soviel ist gewiß: Mein Leben als Sohn eines wohlhäbigen Gutshauses wäre ein sehr anderes geworden als das arbeitsreiche, das nun vor mir lag. Sicher hätte ich aber dann nicht die Ziele erreicht, die mir zugedacht waren.

Am Tage nach meiner Rückkehr von der unglücklichen Brautfahrt erhielt ich die Nachricht, daß Fritz sich mit Eleonore Sieveking verlobt habe, und als man mir bei Oldenbergs die Briefe des Brautpaares zeigte, konnte ich mich so recht des sonnigen Glückes freuen, das endlich dem zu düsteren Gedanken neigenden Freunde aufzugehen schien. Mir freilich lächelte es auch im neuen Semester nicht. Im Römerbrief fand ich einen Zuhörer, und auch als die Zahl sich auf vier erhob, kam es vor, daß ich das Auditorium leer fand und nach Hause gehen mußte. Das Publikum über die johanneischen Abschiedsreden brachte ich gar nicht zustande. Es war der Tiefpunkt meiner

akademischen Tätigkeit, und ich war so deprimiert, daß ich den Oberpräsidenten um eine Anstellung an der Bibliothek bat. Er aber schlug meine Bitte ab mit der Versicherung, er werde schon für meine Beförderung an der Universität sorgen.

Schließlich besann ich mich auf meine belletristischen Interessen, besuchte viel das Theater und las neuere Sachen, wie den anonymen Roman „Eritis sicut deus", der damals großes Aufsehen erregte, rezensierte auch zuweilen.

Auch die sehr lebhafte Geselligkeit dieses Winters half über vieles hinweg. Oberpräsident Eichmann, Präsident von Rohr und General von Hohlfelder bildeten einen Kreis, in dem auch ich mehrmals eingeladen war; so ganz behaglich war es mir aber dort, wo die prononziertesten politischen und kirchlichen Anschauungen herrschten, nicht. Lieber verkehrte ich bei Cosacks, Frau von Ernest und Frau von Reichenbach; am liebsten aber natürlich bei Scheffers, wo ich fast täglich war.

Trotzdem hob erst im Sommer 1854 sich allmählich der Druck, der auf mir lag, wozu am meisten die Bekanntschaft mit Georg Voigt beitrug. Fast zwei Jahre waren wir als Lehrer an der Höpfnerschen Schule nebeneinander hergegangen, ohne einen Anknüpfungspunkt zu finden, bis er eines Tages bei mir erschien und einen gemeinsamen Seeaufenthalt proponierte.

In Neukuhren mieteten wir ein großes Zimmer in einem am Ausgang des Dorfes gelegenen Hause, und erstaunlich schnell lebten wir uns miteinander ein. Literarische Interessen und das wissenschaftliche Streben — er war eifrig mit den Vorarbeiten zu seinem Pius II. beschäftigt — verbanden uns, nur meinem religiösen Standpunkt stand er fern. Trotz seiner scharfen Satire gegen alles ihm Unsympathische hat er mich doch nie durch ein Wort darüber verletzt. Wir hatten beschlossen, uns nicht aneinander zu binden, aber wir genossen doch alle Freuden des Strandlebens gemeinsam.

Auch fehlte es nicht an geselligen Anknüpfungspunkten. In Tykrehnen wohnte Sommer, der alljährlich eine Orientreise plante und immer wieder dort strandete, in Lapöhnen Sieffert̄s und Cosacks, in Neukuhren selbst Schmelings und Frau Dr. Wald. Die größte Anziehungskraft besaß jedoch ein freundliches Häuschen auf hoher Düne, mit rotem Ziegeldach, einer schlanken Birke davor und einem Zelt daneben; immer, wenn wir aus dem Fenster schauten, mußte unser Blick als erstes darauf fallen. Hier wohnte Frau von Plessen mit ihrem Töchterlein Hedwig, die unsere Schülerin war und bei uns nur „the sweet child" hieß; hier war vor allem Marie von Reichenbach zu Besuch.

Ein eigener Zauber echter Weiblichkeit umgab dies Mädchen wie eine halberblühte Knospe; sie hatte bald unser beider Herzen gewonnen. Doch wir waren nicht eifersüchtig aufeinander. Mir war ja auch seit Perkau alles, was an Heirat erinnern konnte, gründlich verleidet, aber ich fühlte jetzt wenigstens wieder, daß das Herz noch jung war und ich wieder schwärmen

und glücklich sein konnte. Anfangs blickten wir nur mit scheuer Sehnsucht zur Lampe ihres Zeltes empor, bis wir dann doch ganz heimisch dort oben wurden. Marie teilte unsere Schwärmerei für Poesie und Natur, so unternahmen wir fast alles zusammen, machten Ausflüge, lagerten am Strande oder im „Wäldchen", lasen oder deklamierten Gedichte oder sahen stumm die Gluten des Abendrots über dem Meeresspiegel verschwinden. Es war so recht eine Zeit nach meinem Herzen, deren Nachklänge mich noch weit ins neue Semester hinein beschäftigten.

Marie, die sehr gut zeichnete, hatte uns ein Bild geschenkt, und zur Revanche überreichten wir ihr ein Album mit Strandansichten, zu denen diesmal meine Strandskizzen den Text bildeten, die ich mit einem Nachtrag versah unter dem Titel „Zwei Jahre später". In ein Gespräch mit dem Bächlein im Neukuhrener Grunde verflocht ich die schönsten Reminiszenzen unseres Strandlebens, während Georg in klassischem Stil das Widmungsgedicht verfaßte:

Siehst von der Höhe dort am Meeresstrande
Ein freundlich Leuchten du hinüberblinken,
Aus jenem Zelt der Lampe Schimmer winken?
So schaut der Schiffer nach dem Heimatlande,
Wenn lang umhergetrieben auf dem Meere
Sein Kiel durchfurcht die seelenlose Leere.

Wohl fügt sich nach des schwülen Tags Beschwerde
Ein trauliches Gespräch im engen Kreise,
Es zieht uns an mit sinnig heitrer Weise
Und lächelt uns mit freundlicher Gebärde;
Wie nach der Sonne Glut — der Lampe Schimmern
Folgt holdem Sein ein liebliches Erinnern.

So lauteten die beiden Schlußverse, in denen mein lieber Voigt das Sommererlebnis zusammenfaßte. Mir aber war das schönste Erbe der Zeit seine Freundschaft. Fast täglich sahen wir uns, gingen gemeinsam spazieren und lasen an einem Abend der Woche Shakespeare, englisch natürlich.

Zum Besten des Stadtvereins für Innere Mission fand zuweilen ein Vortragszyklus statt, dessen Arrangement mir stets viel Arbeit machte. Voigt, der über Romeo und Julia sprach, Dr. Wald, Gustav, der eben seinen Dr. phil. gemacht hatte, zuweilen Major von Scheffer und ich pflegten dann wohl in einer Weinstube die „Nachlese" zu halten, die oft das Interessanteste der ganzen Veranstaltung war.

Sehr erschütterte mich die Nachricht, daß die junge Frau Oldenberg bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben war. Fritz kam Ende November, um Rosalie abzuholen, die Mutterstelle an dem kleinen Hermann vertreten

sollte; — das war ein wehmütiges Wiedersehen! Und ihm folgte der definitive Abschied von Rosalie, die eine so bedeutsame Rolle in meinem Leben gespielt hatte.

Trotzdem: Als das Jahr zu Ende ging, hatte ich doch den Eindruck, daß aus den Trümmern, die es zurückgelassen hatte, sich ein Neubau zu errichten begann. Das dankte ich wohl namentlich der Freundschaft mit Georg.

Das Erstlingswerk

Im Jahre 1855 machte ich mich an die Durcharbeitung meiner Lizentiatenarbeit für den Druck. Der eifrigere Besuch meiner Vorlesungen hatte mir gezeigt, daß ich bereits in der Studentenschaft Fuß zu fassen begann; so mußte ich doppelt eifrig danach streben, durch Vollendung eines Buches bekannt zu werden.

Daß ich nicht zu einseitig in meine Arbeit versank, dafür sorgte der gesellige Verkehr. Mit Voigt las ich Shakespeare, Milton, Byron abwechselnd mit griechischen Tragikern, bei denen sich wohl auch Gustav uns anschloß. Dem Schefferschen Hause stand ich näher denn je. Als ich den Plan zu einer Reise nach Berlin und Hamburg faßte, mußte ich Frau von Scheffer versprechen, ihr Elternhaus aufzusuchen. Ihr Vater, ein General von Woyna, lebte jetzt, nachdem er ein Menschenalter lang Kommandeur des Kulmer Kadettenhauses gewesen war, in Berlin. Er hatte zum zweiten Male geheiratet, und an dem einzigen Töchterchen dieser Ehe hing Frau von Scheffer mit halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit.

Im Mai hatte ich mein Buch bis auf die letzte Durchfeilung vollendet und trat auf Umwegen, da die Niederung überschwemmt war und die Post dort nicht verkehren konnte, die Reise nach Berlin an. Meine erste Aufgabe war, einen Verleger für meinen „Petrinischen Lehrbegriff" zu suchen, den ich nach einigen Fehlschlägen in dem gegenwärtigen Besitzer der einst mir so befreundeten Wohlgemutschen Buchhandlung fand. Man bewilligte mir für den Bogen 17 Mark, im ganzen etwa 475 Mark.

Sodann mußte ich den Referenten für Universitätssachen im Kultusministerium aufsuchen, einen alten Geheimrat Schulze, der mit väterlicher Vertraulichkeit die jungen Gelehrten zu beraten pflegte. Er stellte mich dem Minister von Raumer vor, der mich sehr kalt, steif und wortkarg empfing; ich schien ihm keinen sonderlich günstigen Eindruck zu machen.

Endlich machte ich den versprochenen Besuch im Woynaschen Hause. Offenbar aufs beste empfohlen, empfingen der alte General und seine noch sehr junge Gattin mich wie einen Bekannten. Die neunzehnjährige Tochter Hermine schien aber den Erwartungen, die die begeisterten Schilderungen ihrer Stiefschwester in mir geweckt hatten, nicht entsprochen zu haben; das einzige,

was mir von ihr erinnerlich geblieben, ist das helle Kleid mit den bauschigen Ärmeln, in dem sie bei ihrem Nähtischchen am Fenster saß. Als ich am folgenden Abend bei ihnen den Tee trank, wobei ich nach meiner damaligen Art sehr lebhaft von all meinem Leben und Treiben erzählte, war sie von einem gerade zu Besuch kommenden Leutnant so beansprucht, daß sie wohl kaum zuhörte.

Am Pfingstsonnabend kam ich im Rauhen Hause an, wo ich während der Festtage bei Fritz und Rosalie Oldenberg blieb. Wir hatten uns ja so viel zu erzählen; Fritz von seiner Lolly, zu deren Grab er mich führte, ich von Königsberg und all unseren gemeinsamen Bekannten. Doch auch Wichern suchte ich auf und besah alle Neueinrichtungen des Rauhen Hauses, vor allem das Knabenpensionat, das Fritz unterstellt war.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin traf ich nun auch Tante Philippine und Otto, der soeben eine Anstellung in Dessau erhalten hatte, was wir durch den Besuch des Balletts Ballanda im Opernhaus feierten.

Noch immer war die Niederung überschwemmt, aber ich war ja kein freier Studio mehr, der sich auf der Reise Zeit lassen und Wetterunbilden abwarten konnte, sondern mußte dem Ruf meiner mannigfachen Verpflichtungen folgen. Es gelang gottlob mit einem Segelboot, freilich bei starker Strömung und heftigem Winde, das jenseitige Ufer zu erreichen.

Das erste, was sich in Königsberg ereignete, wenige Tage nach meiner Rückkehr, war eine Schulvisitation durch Geheimrat Wiese, bei der ich mir vor der Lehrerkonferenz einen harten Tadel wegen meines Religionsunterrichts in der Sekunda gefallen lassen mußte, den ich übrigens reichlich verdient zu haben mir bewußt war. Nein, ein Schulmeister war ich ebensowenig wie ein großer Prediger. Nur gut, daß mein Buch im Druck war und neue Aussichten dadurch sich öffneten. Diese Zersplitterung durch die Universitäts-, Schul- und Innere Missionsverpflichtungen ging nachgerade über meine Kraft. – Die sprichwörtliche Zerstreutheit des Professors hatte ich auch erreicht, so fand ich mich manchmal vor meinem schon ganz ansehnlich gefüllten Bücherschrank, ohne zu wissen, welches Buch ich mir holen gewollt hatte; mußte da nicht bald die ersehnte Ernennung folgen?

Dieses Jahr gingen Voigt und ich für die Ferien nach Rauschen, wo wir uns nicht nur des üblichen Badelebens freuten, sondern einen länger gehegten Plan miteinander ausführten.

Unsere englischen Studien hatten uns auf Thomsons „Jahreszeiten" geführt, und es schien uns, als ob die wundervollen Naturschilderungen des Buches durch die damit verflochtenen breiten und altmodischen didaktischen Partien um ihre Wirkung gebracht würden. Wir sonderten deshalb die eigentlich schildernden Abschnitte aus, rundeten sie zu einem kleinen Ganzen ab und verteilten die einzelnen Abschnitte unter uns zum Übersetzen. Daß zwei junge Gelehrte, die an ihren Erstlingswerken druckten, zuletzt auch eine

Veröffentlichung dieser poetischen Versuche in Aussicht nahmen, versteht sich von selbst. Leider gelang es uns nicht, einen Verleger dafür zu finden, und wir mußten es selbst drucken lassen, doch da unsere Mittel nicht erlaubten, eine glänzendere Ausstattung daran zu wenden, ist das bescheidene Büchlein wohl ziemlich unbeachtet geblieben. Nur unsere Schülerinnen erkannten unter der durchsichtigen Chiffre leicht die Verfasser, und wir konnten unseren vielen Freundinnen eine Freude damit machen.

Noch eine Enttäuschung wartete meiner bei der Rückkehr aus Rauschen. Scheffers waren nach Danzig versetzt; ich fand sie bereits abreisebereit. Wieder war eine der Blüten meines Lebens geknickt, denn die eifrigste Korrespondenz konnte doch das persönliche Zusammensein nicht ersetzen.

Gerade zu Vaters Geburtstag, am 13. September, kamen die Exemplare meines Erstlingswerkes; so konnte ich ihm das Buch, das ihm gewidmet war, auf den Gabentisch legen.

Erst heute ist mir recht klar, welch ein Wagnis es war, mit einem Erstlingswerk hervorzutreten, welches eine seit 30 Jahren eingewurzelte Ansicht bestritt. Die Erklärung des ersten Petrusbriefes, den ich neben den Reden in der Apostelgeschichte ausschließlich zugrunde legte, hatte stets unter dem Vorurteil gelitten, daß derselbe durchweg von paulinischer Lehre beeinflußt sei. Es gelang mir, in vielen Punkten die Eigenart des Briefes und seine Selbständigkeit gegenüber der paulinischen Lehre unzweifelhaft darzutun. Das verwickelte allerdings der ebenso unzweifelhaften Tatsache gegenüber, daß sich schriftstellerische Beziehungen zwischen den petrinischen und den paulinischen Briefen finden, in ein ungemein schwieriges Problem. Auch diese Tatsache konnte ich näher begrenzen und fixieren, allein die Art, wie ich sie zu erklären versuchte, sowie die damit verbundenen Anschauungen über Zeit und Leser des Buches widersprachen so sehr den tief eingewurzelten Vorurteilen, daß sie nur selten Zustimmung gefunden haben, obwohl ich sie bis heute in allem Wesentlichen für die richtige halte.

Dennoch konnte ich mit dem Erfolge des Buches bei der gesamten Richtung der Theologie, der ich angehörte, zufrieden sein. Als erster schrieb Albrecht Ritschl, damals Privatdozent in Bonn, eine sehr lobende Kritik; ähnlich urteilten Julius Müller, Jacobi, auch im Namen seiner Kollegen Tholuck und Moll, Weizsäcker und Uhlhorn. Beyschlag erklärte, daß die Schrift durch die Einfachheit, Ungezwungenheit und Selbstverständlichkeit ihrer Resultate den Eindruck mache, als habe man bisher den Wald vor Bäumen nicht gesehen. – Besonders aber freute mich, daß Dorner die ganze Anlage des Buches eine wahrhaft künstlerische nannte. So hatten die literarischen Liebhabereien meiner Jugend doch auch für meine wissenschaftliche Arbeit Frucht getragen. Ausdrücklich hob er hervor, daß dies Urteil von seinen Kollegen geteilt werde, und teilte mir ein Gutachten Bleeks an den Minister mit, welches, obwohl es sich gegen einige Resultate des Buches verwahrte, es für eine

bedeutende Erscheinung erklärte, die ob ihres Scharfsinns und der schriftstellerischen Gewandtheit vollkommen zur Berufung auf einen theologischen Lehrstuhl berechtige.

Eine größere Ehre aber konnte meinem Buche nicht widerfahren, als daß der Altmeister der kritischen Schule, Baur selbst, auf 80 Seiten seines Jahrbuches es zu widerlegen suchte und mit den schärfsten Invektiven gegen das Buch schloß, welche deutlich zeigten, wie unbequem es ihm geworden war.

Man sollte meinen, daß die apologetische Richtung die ihr in dem Buche dargereichten Waffen begierig aufnehmen werde. Dem war aber nicht so. Teils die festgewurzelte traditionelle Auffassung des Briefes, teils der Geist der freien Forschung machten es der positiven Richtung unsympathisch.

So kam es, daß das Buch all meinen Hoffnungen den Todesstoß gab. Hengstenberg, den man allgemein die „Nymphe Egeria" des Ministers nannte, hatte gesagt: „Der Mann hat keine Zukunft", daher antwortete der Minister auf die Befürwortung meiner Beförderung auf Grund des Buches: nach den von ihm eingezogenen Gutachten (vgl. das von Bleek) sei es nicht bedeutend genug, und meine Beförderung müsse ausgesetzt bleiben, bis weitere Leistungen dazu genügenden Anlaß böten.

Warum drängte es mich eigentlich so sehr, zur Professur zu gelangen? Ich war jetzt dreieinhalb Jahr Privatdozent, meine akademischen Erfolge waren sichtlich im Steigen begriffen, konnte ich da nicht zufrieden sein? Auch hatte ich ja das Glück, im Vaterhaus wohnen zu können, ohne das geringste Gefühl, dort beschwerlich zu fallen. Meine bescheidenen persönlichen Bedürfnisse waren durch Stunden, Kollegien und literarische Arbeiten reichlich gedeckt.

Freilich ahnte ich nicht, wie bald die Verhältnisse sich völlig ändern würden und wie dringend nötig mir die Beförderung werden sollte.

Die Verlobung

Es war ausgemacht, daß ich Scheffers in den ersten Ferien in ihrer neuen Heimat besuchen sollte; Ostern aber hatte es ihre neue Versetzung nach Graudenz verhindert, und jetzt, im Sommer, wäre auch nichts daraus geworden, hätten nicht von Sandens, die unter Scheffers wohnten, mir ihr Fremdenzimmer zur Verfügung gestellt, da Woynas mit Hermine die Scheffersche Gastfreundschaft zur selben Zeit in Anspruch nahmen.

Ich hatte während des ganzen Sommersemesters an kaltem Fieber gelitten, eine Luftveränderung tat mir deshalb sehr not; in welchem Hause aber hätte ich meine Ferien schöner verbringen können?

Am Weichselufer empfing mich Scheffer mit dem alten General und führte mich zur Festung hinauf, wo der Major einquartiert war. Prächtig war der

Blick über die Niederung, als der Weg sich höher hinaufwand, nur die Hitze war drückend.

Die Frau Majorin begrüßte mich mit alter Herzlichkeit, mit Jubel die Kinder, ja selbst Frau von Woyna und Hermine boten mir sehr freundschaftlich die Hand. Ich war aber doch froh, als ich nach Tisch allein in meinem kühlen Zimmer war, in das das Sonnenlicht gedämpft durch grüne Epheuranken fiel, und von der nächtlichen Fahrt und dem heißen Wege ausruhen konnte.

Innerhalb des Festungsrayons lag der Ressourcengarten, in dem nach dem Kaffee sich die ganze Familie zu gemeinsamer Lektüre versammelte. Man war gerade mit Wildenhahns Spener beschäftigt, und ich übernahm gerne die Rolle des Vorlesers. Das wiederholte sich alle Tage, denn unser Leben war sehr geregelt. Gegen 7 versammelten wir uns zur Morgenandacht, saßen lange plaudernd beim Kaffee, während auf dem Hof die Militärmusik spielte, wonach ich mich zum Arbeiten auf mein Zimmer zurückzog, bis uns das Frühstück wieder vereinte. Dann erst begann das gemütliche Leben, das ich ja längst aus dem Schefferschen Hause kannte. Ob ich bei der Hausfrau saß, mit Scheffer durch die Festungswerke ging oder mit dem General einen Spaziergang auf dem hohen Weichselufer machte, stets fühlte ich Verständnis und Interesse für alles, was ich erzählte, seien es Jugend- oder Reiseerinnerungen, seien es religöse Fragen und Kämpfe.

Das schönste aber waren die Abende, an denen musiziert wurde. Die Musik hatte ja seit Generationen in unserer Familie eine dominierende Rolle gespielt und auch in meinen Jugendjahren mich so oft erfreut, nur unter den Mühen und Sorgen des Berufslebens war diese Kunst mir wieder fremd geworden, um hier wieder zu schönerem, bedeutungsvollerem zu erwachen. Frau von Woyna war eine hochbegabte Sängerin, und die Stimme der Frau Majorin war mir aus dem häuslichen Leben längst vertraut, da sie oft mit ihren Kindern sang. Nun sangen sie einzeln, Duette, oder mit Hermine Terzette.

Wunderbar ergriff mich die Stimme des Mädchens, dessen Bild für mich durch die vielen Erzählungen Frau von Scheffers stets mit einem geheimen Zauber umgeben und, trotz der flüchtigen Begegnung in Berlin, ein Traumbild geblieben war. Nun – unter den süßen Klängen – bekam dies Bild Leben und Wirklichkeit.

Gleich in den ersten Tagen bot sich bei einer großen Gesellschaft bei von Sandens Gelegenheit, sie mit dem anderen bunten Damenflor zu vergleichen, und ich hatte den Eindruck, daß sie die einzigste war, mit der zu verkehren lohnte. Wir saßen nebeneinander, und die Frucht unseres Tischgesprächs war, daß wir gemeinsames Interesse für englische Literatur entdeckten. Es wurde also beschlossen, das lange Schlummerstündchen, das bei Scheffers nach dem Mittagessen gehalten zu werden pflegte, lieber in der Laube bei der Lektüre Thomas Moorescher Romanzen zu verbringen.

So ging es einen Tag wie den anderen, und schon kam ich enttäuscht von unseren Spaziergängen zurück, wenn sie nicht bei meinen Gesprächen mit der Mutter oder Schwester zugegen war, die ja im Grunde mehr ihr galten als jenen.

Es war am zweiten Sonntag, den ich in Graudenz verlebte, als Hermine sich ans Klavier setzte, und ich ihrem Spiel lauschen konnte. Wer ihren seelenvollen Vortrag gekannt hat, wird es begreifen, wie unter den Klängen Beethovens mir das ganze Herz aufging und ein neues Jugendglück erblühte. War es Zufall, daß wir am Abend dieses Tages das erstemal allein miteinander gingen und ich alles, was ich sprach, in ihr widerhallen spürte? Wir ruhten unter einer Platane von unserer Wanderung aus; der Sonntagsfriede lag auf mir und ein unbeschreibliches Glück.

So entglitt die Zeit, und Wehmut schlich sich ins Herz, wenn wir mit den Kindern „Müde bin ich, geh' zur Ruh" anstimmten. Wieder ein köstlicher Tag zu Ende! Unentwegt suchte ich nach Gründen, mit Hermine allein zusammensein zu können, vergebens, bis ihr Zeichentalent zu Hilfe kam. Am hohen Weichselufer, dicht am Rande einer Schlucht fanden wir ein Plätzchen, von dem Hermine die Gegend aufnehmen wollte. Ich lagerte zu ihren Füßen und suchte meine alten Zeichenkünste wieder hervor. Es wurde aber nicht viel daraus; ich hatte genug damit zu tun, ihr zuzusehen oder Gedichte herzusagen, besonders das Geibelsche Minnelied, das ich nun erst ganz verstand. Unser Ehrenwächter war die Schildwache, die vor dem nahen Pulverhaus patrouillierte. Es bedurfte auch dessen nicht. Nie haben wir ein Wort von Liebe gesprochen. — Diese Stunden, die doch noch schöner waren, als die englischen Lesestunden, wurden fortgesetzt, bis das Bild vollendet war, das noch heute die Schreibmappe schmückt, auf der ich all meine Bücher geschrieben habe.

Um diese Zeit kam die Schwester der Frau Majorin, eine Frau Rätin Engel, Gattin eines Bromberger Justizbeamten, mit ihrer Tochter Gretchen zu Besuch. Mein Tagebuch, das seit Graudenz in Versen geführt wurde, erhielt an ihrem Ankunftstag den Eintrag:

Heut sind die Fremden eingekehrt,
Das heißt: vier Augen mehr.
Der Liebe süß Geheimnis stört
Ihr ahnend Forschen sehr.
Vorbei die Zeit, da man sich gehn
Und arglos plaudern ließ.
Doch sei's, wie's sei; und wenn sie's sehn,
Nun gut, dann sehen sie's.

Drei Verse geht es noch ähnlich weiter, stets mit dem Refrain: doch sei's, wie's sei..., bis in der Schlußstrophe ich etwas mehr Mut gefunden habe:

Drum forscht nur ruhig weiter, ihr
Vier fremden Augen mehr,
Ihr wandelt doch den Lenz in mir
In Winter nimmermehr.
Und sagt ihr einst: Nun ist's geschehn,
Wie wir es längst gesagt! — —
Gott gäb', daß den Triumph zu sehn
Euch bald der Morgen tagt.

Wie sehr ich jedoch Hermine liebte, fühlte ich erst an einem Tage, an dem ich sie nicht sah, da sie sich nicht wohl fühlte. Bisher hatte ich mich an unserem Zusammensein gefreut, ohne weiter an die Zukunft zu denken; dieser eine Tag aber, an dem ich sie Stunde um Stunde entbehren mußte, zeigte, daß ich nicht ohne sie leben konnte. Meine Gedanken wurden zu heißen Gebeten; mir war, als müsse Gott mir ein Zeichen geben, wann und wie das Wort gesprochen werden sollte, das über mein Leben entschied. Das Zeichen kam; wenn auch sehr anders, als ich erwartet und erhofft.

Am nächsten Nachmittag machte ich einen Spaziergang mit Scheffer, mit dem der Verkehr immer vertraulicher geworden war. Da er wohl gemerkt hatte, was in mir vorging und mich vor herben Enttäuschungen bewahren wollte, machte er mir Andeutungen über schwere Erfahrungen, die die Jugend Hermines, die mir immer so sonnenhell erschienen war, verdunkelt hatten.

Woynas hatten jahrelang mit der Familie eines Barons von Eberstein zusammengelebt, deren Tochter Ottilie die Herzensfreundin Hermines war. Es machte sich also wie von selbst, daß sie und Ottiliens jüngster Bruder Alfred ein Paar werden mußten. Bis der alte General jeder Verbindung der jungen Leute ein Ende machte, da beide Familien vermögenslos waren, und Alfred, der bei der Garde in Potsdam stand, noch lange an Heiraten nicht denken konnte. Wie weit Hermine sich trotzdem noch gebunden fühlte, wußte Scheffer nicht, allein dies genügte, um mich zu treffen wie ein Donnerschlag. Sollte ich noch einmal zu spät gekommen sein? — Noch war ja alle Hoffnung nicht verloren; doch nun mußte die Entscheidung meines Lebens fallen.

Die folgenden Tage waren dazu freilich denkbar ungünstig. Der alte Woyna wollte die Nähe von Kulm benutzen, um noch einmal die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit aufzusuchen — mir war es wie eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Orte, an dem Hermine geboren und groß geworden war.

Unerwarteterweise fügte es sich jedoch schon am ersten Abend, daß wir allein auf dem Kasernenhofe promenierten. Mir brannte das Wort der Entscheidung auf der Seele, doch fand ich nicht den Mut, da eine Silbe meine letzten Hoffnungen zerstören konnte.

Dabei neckten uns die Kinder schon immer wegen unseres häufigen Zusammenseins, behaupteten, daß „Tante Munni" nur mitspielte, wenn ich mich auch hinzugesellte, ja, sie riefen uns sogar schon nach: „Na, ihr Brautpaar!" O Kindermund!? –

Am nächsten Vormittag gingen wir auf den Klosterberg, um uns von den Barmherzigen Schwestern das Krankenhaus zeigen zu lassen; und während die Kinder in dem alten Gemäuer herumkletterten, ging ich mit Hermine in ernsten Gesprächen. Sie sagte, wie schön es doch sein müsse, in solcher Liebesarbeit sein Leben zuzubringen. Das war auch nicht sehr ermutigend. So blieb ich wiederum stumm, nur ins Tagebuch schrieb ich:

Komm fort, komm fort! Nicht im Kloster allein
Kannst heiliger Liebe dein Leben du weihn,
Nicht hier nur spendet ein herzlich Erbarmen,
Erquickung den liebeverlassenen Armen.

O komm, ich zeige dir gern den Ort,
Wo heilen du könntest mit Wunderwort,
Wo auch, um rettend zu segnen ein Leben,
Ein Opfer es gilt: Dich selber zu geben.

Doch so konnte es nicht weiter gehen. Schon fühlte ich mich wieder körperlich so elend, daß ich täglich den Wiederausbruch des kalten Fiebers erwartete. Endlich gelang es mir, in einem schattigen Laubengang Frau von Scheffer allein zu treffen, der ich nun mein ganzes Herz ausschüttete. Sie konnte mir wenig Ermutigendes sagen, entließ mich aber doch nicht hoffnungslos und versprach, mit der Schwester zu reden. –

Ich kehrte auf mein Zimmer zurück und wartete zwei bange Stunden auf ihren Bescheid. Schließlich brachte sie doch keine Entscheidung; Hermine hatte sich Bedenkzeit erbeten. Meine Kraft aber war erschöpft. Mit heißen Tränen fiel ich Frau von Scheffer um den Hals, und sie tröstete mich, „wie einen seine Mutter tröstet".

„Befiehl du deine Wege" lasen wir am nächsten Morgen bei der Andacht; dann wurde die Rückreise nach Graudenz angetreten, bei der ich Hermine gegenübersaß. Meine Augen hingen an ihren Blicken; sie suchten vergebens eine Aufmunterung darin. Es wurde immer trüber in mir. –

Inzwischen war der 13. August herangekommen, als Frau von Scheffer mich in Hermines Stube gehen hieß. Ich trat in das Zimmer, in welchem ich so manche glückliche Stunde verlebt, mir versagte die Stimme, doch als ich sie in ihrer stillen, friedevollen Weise an einem Tischchen stehen sah, wich alle Bangigkeit, und ich konnte ihr alles sagen, was sie ja schon längst wußte. Da trat sie mir entgegen, bot mir freundlich die Hand, während eine Träne in ihrem Auge blitzte. Sie hatte mit ihrem Gott geredet und wußte, was

sie zu tun hatte. Kein Schatten von Zweifel, keine Spur vergangener Kämpfe lag mehr auf diesem klaren, kindlich reinen Angesicht. Ich schloß sie in meine Arme und wir waren verlobt. – Die Mutter und Scheffers kamen gratulieren, der alte General machte seinen Spaziergang. Er mag es verzeihen, daß wir stets diesen Tag als unseren Verlobungstag gefeiert haben. Ehe er zurückkehrte und sein Jawort geben konnte, kam der Fieberanfall wieder, so daß der Regimentsarzt jeden Versuch, aufzustehen, verbot.

Am anderen Morgen ließ mich der General rufen. Er schien sich nicht so leicht mit einem Schwiegersohn aus einer ihm so fremden Welt abfinden zu können, auch machte ihn unsere Zukunft besorgt, kannte er doch nur eine Karriere, wo man in geregelten Fristen aszendierte, und die Zukunft hat leider gelehrt, wie sehr seine Befürchtung berechtigt war, daß das bei der Akademikerlaufbahn nicht der Fall sei.

Dann führte er mich zu meiner Braut, legte unsere Hände ineinander, und nun erst durften uns alle Glück wünschen. Genossen haben wir doch erst den 14. als unseren Verlobungstag.

Abends sangen die beiden Frauen; wir standen am Fenster und blickten in die mondhelle Nacht hinaus. Da ergriff mich die ganze Wehmut des Gedankens, daß das Fieber wiederkehren und wir aufs neue getrennt sein würden. Hermine aber sagte, nach oben weisend, sie wisse schon ein Mittel, uns einen ungetrübten Tag zu verschaffen, und aus ihren hellen Augen brach ein Strahl zärtlichster Liebe. Das Fieber ist nicht wiedergekehrt, und wir konnten die letzten Tage unseres Zusammenseins ungetrübt genießen.

Rückhaltlos sprachen wir über unsere beiderseitige Vergangenheit, sie auch über ihr Verhältnis zu Alfred. Aus dem Zeichnen und der englischen Lektüre wurde dabei natürlich nichts rechtes; mein Tagebuch weiß sich darüber hinwegzusetzen mit dem Verse:

Doch du sprichst: „So kommt's im Leben
Ja zu unserem Lesen nie!"
Liebchen, sieh, das ist ja eben
Erst die wahre Poesie!

Ja, es war wahre Poesie – nur zu kurze. Am 20. wehten von den Fenstern der Festung die Abschiedstücher, und während der Zug mich in die Heimat brachte, schrieb ich meinen ersten Brautbrief ...

Es war wahrhaft herzerquickend, wie warm mir von allen Seiten zu meiner Verlobung gratuliert wurde. Auch die Mädels in der Höpfnerschen Schule hatten natürlich auf den ersten Blick meinen Ring erspäht und konnten nur mit Mühe ihr Kichern und Plaudern darüber unterdrücken. – Besonders aber freute mich ein Brief Dorners, der mir Mut einsprach. Er hatte mit Nitzsch gesprochen, der gemeint, ich hätte den Bescheid des Ministers

zu schwer genommen, er wolle selbst an maßgebender Stelle für mich reden. Auch Generalsuperintendent Hoffmann aus Berlin sprach hoffnungsvoll über meine Zukunft, da ihn mein Buch „bis in die Zehen erquickt und erfreut habe". Wie froh war ich, meinem Lieb' nun etwas bessere Zukunftsaussichten machen zu können. Und da der Oberpräsident sich dem alten General gegenüber ähnlich ausgesprochen hatte, schien diese dunkle Wolke endgültig verschwunden zu sein.

Dafür zog eine andere herauf. Ottilie von Eberstein vermochte sich in das Geschehene nicht zu finden. Sie glaubte, ihre liebste Freundin für immer verloren zu haben und konnte es ihr nicht verzeihen, definitiv mit der Vergangenheit gebrochen zu haben. Dabei hatte Hermine den letzten Brief Alfreds in Händen, der sie bat, jeden Gedanken an ihn aufzugeben, da, dem entschiedenen Widerstand der Eltern gegenüber, das allein Gottes Wille sein könne. — Es hat Hermine, die mit zärtlichster Liebe an ihrer Jugendfreundin hing, tausend Tränen gekostet; aber der Glut meiner Liebe und meinem unwandelbaren Vertrauen, daß Gott mir dies Herz und Leben geschenkt habe, gelang es, sie zur Ruhe zu sprechen.

Auch ein Brief der Frau Oberst von Eberstein, in dem sie schrieb: „Ich habe einen Engel gefunden, wie es wohl wenige auf Erden gebe", beruhigte sie etwas.

Uns aber half auch diese Prüfung, unsere Liebe zu vertiefen und zu verklären; es hat kaum eine Zeit gegeben, wo mein religiöses Leben intensiver und wärmer war, als die Zeit meines jungen Liebesglücks.

Leider zeigte es sich bald, daß doch nur die freudige Erregung der letzten Graudenzer Tage dem Fieber Einhalt getan hatte; es kehrte wieder, und der gute Generalarzt Linden mußte ernstlich einschreiten. Er verlangte, daß ich einige Zeit mit der Schule aussetzte, und mir waren diese unfreiwilligen Ferien ganz angenehm, um die angesammelten Kirchenzeitungen zu einem Halbjahrsbericht durchzuarbeiten und einmal wieder in Ruhe zu lesen. Vor allem Wiesingers neuesten Kommentar zu den Petrusbriefen, der noch ganz in den alten Bahnen ging und sich recht unfreundlich darüber aussprach, daß ich seine Zirkel kreuzte, dann Vilmars „Theologie der Tatsachen" und Mangolds „Irrlehre der Pastoralbriefe".

Vater ließ es sich nicht nehmen, von Danzig aus, wohin ihn eine Pastoralkonferenz geführt hatte, mit Hannchen einen Besuch in Graudenz zu machen. Er hat es oft in seiner humorvollen Weise geschildert, wie ihm eine junge Dame entgegengekommen sei und er gedacht habe: sein Sohn habe doch einen soliden Geschmack; sie sei ja reizend, aber doch nicht mehr so ganz jung. Natürlich war es meine Schwiegermutter, von der beide ganz bezaubert zurückkehrten; doch auch mein Bräutchen hatten beide sofort ins Herz geschlossen. Wie schön war es nun für mich, daß ich im Elternhause von meiner „Munni" schwärmen konnte und auf Verständnis traf. Ich

kam Vater in dieser Zeit wieder besonders nahe, und wir besprachen oft meine näheren Zukunftspläne.

Mir lag vor allem daran, mich durch ein neues Werk auszuweisen, wie Raumer verlangt hatte. Es ist das einzige Mal in meiner literarischen Tätigkeit gewesen, daß ich nicht aus innerem Drang die Feder ergriff, sondern nach einem Thema suchte. Ich wollte mich als Exegeten auf einem Gebiete zeigen, das nicht nach links und rechts Angriffspunkte bot. Der Philipperbrief schien mir dazu geeignet, und ich mußte zu dem Ende nicht nur die kleinen paulinischen Briefe, sondern die gesamte exegetische Literatur über diesen Brief durcharbeiten, um zu zeigen, daß ich keine Mühe gescheut, alles zu prüfen.

Im übrigen füllten die gewohnten verschiedenen Tätigkeiten und Kränzchen meine Tage aus. Viel Extraarbeit machte mir die Durcharbeitung der Gutachten der sogenannten „Monbijou-Konferenz", die der König zur Klärung verschiedener Fragen einberufen hatte, wie: obligatorische Durchführung der Gemeindeordnung, Berufung einer Landessynode, Einführung eines Diakonats, worüber von Wichern ein 70 Seiten langes Gutachten vorlag, die Ehescheidungsfrage und liturgische Pläne, kurz, lauter Themen, die im Brennpunkt des Interesses standen. Trotz der ziemlich einseitigen Zusammensetzung dieser Versammlung kirchlicher Notabeln fielen die Resultate günstiger aus als erwartet, worüber ich mit Freuden im Gemeindeblatt berichtete.

Von der Geselligkeit hatte ich mich fast ganz zurückgezogen, höchstens daß ich einmal nach dem Lehrlingsverein mit Gustav zu Minna Oldenberg ging oder mit Voigt englisch las und das Theater besuchte, in dem wir Devrient als „Hamlet" und in der „bezähmten Widerspänstigen", Dawison als „Richard III.", in den „Räubern" und in „Lorbeerbaum und Bettelstab" und Johanna Wagner als „Iphigenia" sahen.

Mir war es trotz aller Einschränkung noch immer zu viel, waren doch die Abendstunden die einzigen, in denen ich mit meinem Bräutchen, das inzwischen wieder nach Berlin zurückgekehrt war, plaudern konnte.

Verständigerweise hatten wir beschlossen, uns nur wöchentlich einmal Briefe zu senden, da das Briefporto damals 30 Pfennige kostete; es dauerte freilich lange, bis wir uns in diese Ordnung fanden. Geschrieben wurde natürlich täglich, mußte ich doch mein Mädchen in mein Arbeitsstübchen und den Freundeskreis einführen. Auch referierte ich ihr über Vaters Predigten, sie mir über Büchsels, dessen Konfirmandin sie gewesen war. Als sie sich ihm als Braut vorstellte und er erfuhr, daß ihr Bräutigam Kandidat der Theologie sei, sagte er: Na, weniger kann einer auch kaum sein!

Auch sonst hatte sie immer ebensoviel zu erzählen wie ich. Sie malte bei Professor Hanstein, sie begleitete die Mutter in die Singakademie oder in Konzerte, sie begründete mit ihren Freundinnen, den Töchtern des

Präsidenten Götze, von Büchsel nur „Götzenkinder“ genannt, einen Nähverein. Im Hause ging viel Besuch aus und ein, da der General durch seine Beziehungen zu Kulm und Danzig einen ausgedehnten Bekanntenkreis hatte; auch bekannt gewordene Künstler und der spätere Reichskanzler Caprivi waren unter den Gästen.

Als nun auch Olly Eberstein aus Magdeburg kam, fanden die Freundinnen sich schnell wieder zusammen, so daß die Vergangenheit endgültig überwunden zu sein schien. Hermine las aus meinen Briefen vor, worauf Ottilie mich nicht nur grüßen ließ, sondern mich bat, sie mit in mein Gebet einzuschließen, was ich übrigens auf meines Mädchens Wunsch längst getan.

Unversehens war die uns beiden so liebe Adventszeit herangekommen und wir konnten schon die Tage bis zu unserem Wiedersehen zählen; denn daß ich zu Weihnachten kommen mußte, stand außer Frage.

Die Arbeit war rechtzeitig abgeschlossen, so stand nur noch ein böser Feind zwischen uns: die Weichsel. Tagelang verfolgte ich in den Zeitungen die Trajektberichte, die bei dem ewigen Wechsel von Frost und Tauwetter sehr bedenklich lauteten. In der Tat war es etwas unheimlich, als das Boot uns bei heftigem Sturm über die Nogat und das Überschwemmungsgebiet führen mußte; doch als wir an den Weichseltrajekt kamen, schimmerten schon die Lichter von Dirschau herüber, und die kolossalen Brückenbauten ragten gespenstisch gegen den dämmernden Morgenhimmel.

Noch einen jähen Schreck bekam ich durch die Nachricht, daß niemand ohne Paßkarte nach Berlin hineingelassen würde und ich, der ich keine hatte, riskierte, die Nacht auf der Hausvogtei zubringen zu müssen. Aber der Diener meines Schwiegervaters führte mich auf Schleichwegen aus dem abgesperrten Bahnhof, und wir langten glücklich in der Potsdamer Straße 134a an.

Aus dem hellerleuchteten Korridor eilte mir mein Mädchen in hellem Kleide entgegen, und ich war geborgen.

So schloß das für mich so entscheidende Jahr mit Festwochen, wie ich sie noch nicht erlebt, da wir zum erstenmal ganz ungetrübt uns unserer Liebe freuen konnten.

Früh morgens arbeitete ich einige Kommentare durch, die ich mir aus der Bibliothek geholt hatte weil sie in Königsberg nicht zu bekommen waren, bis mein Liebling erschien und böse wurde, wenn „der dicke Hölemann“ nicht schleunigst vom Tische verschwand. Dann folgte das reizende Kaffeestündchen, nach dem wir den Bogatzki lasen, der uns in Graudenz so viel geworden war, und den ich mit einem freien Gebet beschloß.

Wir mußten viel Brautvisiten machen, gingen mit Mama in die Sachsesche Kunstausstellung oder in die Transparentbilder der Akademie, bei denen der Domchor sang; manchmal begleitete ich auch den Schwiegervater, der mir an seinem Geburtstag bei einem Glase Sekt das „Du“ angeboten hatte, nach Moritzhof, wo er im Kreise alter Militärs seinen Kaffee trank.

Unsäglich glücklich waren wir unter dem Lichterbaum und an den Festtagen. Wir gingen zu Büchsel in die Kirche oder zu Strauß in den Dom, wo der ganze Hof anwesend war; ferner wurde an den Festtagen viel Musik gemacht und es war köstlich, wenn der Schwiegervater wieder seine Geige hervorholte und die Beethovenschen oder Mozartschen Symphonien, die Mutter und Tochter quatremains spielten, begleitete.

Das Schönste aber war doch, wenn wir uns in das dunkle Stübchen zurückzogen, um ganz unserer Liebe zu leben, bis uns Papa mit dem Schreckenswort aufscheuchte: „So schließt euch denn, ihr angenehmen Stunden." Dann saß ich wohl noch lange bei meiner Arbeit oder in Gedanken an mein süßes Lieb, das sich schon in holden Träumen wiegte; saß in Zukunftshoffnungen, in Zukunftssorgen ...

Viertes Kapitel

Die außerordentliche Professur

Die Ernennung

Das neue Jahr, 1857, fand mich wieder in meinem Stübchen in Königsberg bei der Arbeit am Philipperbrief. Von 30 Kommentaren umgeben nahm ich nun nach einer Übersicht über den Gedankengang jedes Abschnitts Vers für Vers durch, verfolgte die ganze Geschichte seiner Auslegung, bis meine oben dargestellte Auslegung als notwendiges Resultat derselben sich ergab. Eine Arbeit, die sehr langsam voranschritt, zumal ich mich ja nicht allein darauf konzentrieren konnte. Neben den Kollegs und Schulstunden, den Berichten für Kirchenzeitungen und den Gemeindeangelegenheiten, war noch der Lehrlingsverein, der jetzt 90 Mitglieder zählte, sonstige Innere Missionsarbeiten, Geselligkeit, das Professorenkränzchen, in dem ich einen Vortrag über „Die Lehre des Paulus vom Zustand nach dem Tode" hielt, und die Disputationen im Theologenkränzchen, auf die ich mich immer ziemlich gründlich vorbereiten mußte.

Ganz abgesehen von den Stunden, die meine Gedanken in Berlin weilten. Es war doch nicht leicht, nachdem wir in den Weihnachtstagen unser Glück so reich genossen, nun wieder zur Feder greifen zu müssen. Manchmal klingt wohl in jubelnden Akkorden das Geibelwort, daß Munni mir im ersten Brautbrief schrieb, hindurch:

„Keine Ferne darf uns kränken,
Denn uns hält ein treu Gedenken."

Aber dann kamen trübere Sehnsuchtsstunden, und mitten im bunten Treiben des Tages fühlten wir uns unsäglich vereinsamt. Dazu kam, daß wir getrennt waren, ohne feste Heiratsaussicht oder auch nur auf ein Wiedersehen. Wir träumten zwar von einem Zusammensein in Königsberg, aber mein Schwiegervater hielt es für unschicklich, daß eine Braut in das Haus ihres Bräutigams zu Besuch käme. Wie groß war daher unsere Freude, als er am 10. März, Hermines Geburtstag, auf einen Brief meines Vaters hin doch die Erlaubnis gab.

Ich hatte solch frohe Aussicht aber auch nötig, denn sonst gab es mancherlei Trübes. Aufs neue hatte sich die Fakultät mit dem Gesuch um meine

Beförderung an den Minister gewandt, wozu ich eine Reihe von Rezensionen meines Buches zusammenstellen mußte. Es kam keine Antwort. –

Büchsel, der meinetwegen bei Hengstenberg gewesen war, konnte nur den Rat bringen: ich möge mich nach einer Pfarrstelle umsehen; nun ich ein anderes Leben an das meinige gebunden, dürfe ich nicht auf die völlig ungewisse akademische Karriere meine Zukunft gründen.

Das war naturgemäß auch die Meinung von Hermines Eltern und Verwandten, nur sie selbst hat nie mit einem Wort mich angetrieben, auf mein schönstes Lebensziel zu verzichten.

Sartorius hatte mich wegen einer möglichen Berufung für den eben verstorbenen Credner nach Gießen an den Prälaten Zimmermann gewiesen. Seine Antwort forderte mich zur Mitarbeit an seiner Kirchenzeitung auf – von einer Professur verlautete nichts.

Auch Umbreit aus Heidelberg schrieb, als ich ihm meine Abhandlung über die Gesetzesauslegung Jesu in der Bergpredigt für die „Studien und Kritiken" sandte, daß sie den neuen Jahrgang damit eröffnen würden – von einer Professur war ebensowenig die Rede.

So mußte ich wohl allmählich mich selbst an den Gedanken gewöhnen, zur praktischen Laufbahn überzugehen.

Pfarrer Hitzigrath in Groß-Wolfsdorf, dessen Pfarrhaus dicht bei der uns einst so vertrauten Schloßpfarre in Dönhoffstädt lag, war schwer erkrankt, und es schien außer Zweifel, daß er seine Stelle nicht wieder werde übernehmen können. Meine und der Meinigen Augen richteten sich auf diese, übrigens reich dotierte, Stelle.

Die Gräfin Dohna war wieder einmal in der Stadt und versammelte in ihrem prachtvoll eingerichteten Hause ihren Bekanntenkreis, bei dem wir nie fehlen durften. Als sie hörte, daß ich in den Osterferien nicht zu meinem „Bräutchen" gehe, drang sie darauf, daß ich zu ihr nach Dönhoffstädt käme, und da Gustav, der schon mehrmals eingeladen war, dieses Mal sich auch zur Annahme der Einladung entschloß, fuhr ich mit.

Als wir am Gründonnerstag in Langheim die Post gegen den gräflichen Vierspänner vertauschten, fiel uns auf einmal das etwas Abenteuerliche unserer Situation auf die Seele. Welche Rolle würden wir in dem glänzenden Schlosse spielen? Doch es war zum Umkehren zu spät, schon rasselte der Wagen die stattliche Rampe hinan, und die Dienerschaft führte uns in ein hohes, helles, aufs komfortabelste eingerichtetes Zimmer. Da die Damen mit dem Tee auf uns warteten, mußten wir uns mit dem Umkleiden eilen und konnten uns daher keinen weiteren Spekulationen über unsere Lage hingeben. Kaum aber saßen wir in dem großen, herrlichen Gartensaal, so war jedes Unbehagen geschwunden und die Unterhaltung im vollsten Fluß. – Zum Abschluß des Tages lasen wir eine Andacht aus den Besserschen Bibelstunden und schauten dann noch durch die hohen Glastüren hinaus in den weiten, mondbeschienenen Park.

Nachdem wir morgens auf unserem Zimmer, in Rokokosessel gelehnt, den Kaffee getrunken, nahmen wir an den Hausandachten teil, zu denen die Gräfin die gesamte Dienerschaft um sich versammelte, besahen dann den Park und das Schloß, vor allem den Wintergarten und das Muschelkabinett, oder stöberten in der Bibliothek mit ihren Kunstschätzen. Im Kabriolett fuhren wir mit der Gräfin in den Hirschgarten, wo die Hirsche in Rudeln von ungefähr 100 Stück an uns vorüberjagten und von uns mit Kastanien gefüttert wurden. Urkomisch erschien es uns allerdings, wenn wir in Dinertoilette mit weißen Handschuhen zu Tisch gerufen wurden, die alte Gräfin mir, die junge Gräfin Schwerin Gustav den Arm gab und wir nun durch die Prachtsäle ins Speisezimmer gingen, wo hinter jedem Stuhl ein galonierter Diener stand. Doch das Gespräch ging so lebhaft und heiter, ja oft recht hausbacken hin und her, als säße man im gemütlichsten Kreise. In einer lauschigen Ecke des Gartensaales wurde der Kaffee genommen, dann entließ uns die Gräfin auf unser Zimmer, damit wir uns noch „ein kleines Vergnügen machten". Die Damen hatten längst gemerkt, daß wir das Rauchen, das selbst im Park verboten war, nicht wohl entbehren mochten.

Der Ostermorgen fand mich im Park beim Memorieren meiner Predigt. Es war rechte Festtagsstimmung in der Natur, die Sonne blitzte auf dem großen Teich, über den die Schwäne majestätisch dahinruderten, während an den Waldgehängen die Hirsche lustwandelten.

Auch in die Kapelle funkelte durch die hohen, bunten Fenster der Sonnenschein.

Das war der Tag, an dem ich zum erstenmal die Liturgie halten durfte! Die Predigt über das Festevangelium schien der Gräfin wohlgetan zu haben, wenigstens bat sie später meine Cousine Bertha, sie ihr abzuschreiben. Auch war sie nun noch liebenswürdiger zu uns, versuchte uns zum Bleiben zu bereden oder wenigstens die letzten Tage noch recht auszukaufen.

So machten wir in feinster Equipage, die der Jockei vom Pferde aus lenkte, eine Ausfahrt, bei der ich mich nicht enthalten konnte, einen Brief von meinem Lieb aus der Tasche zu ziehen. Ich hatte nämlich vor der Abfahrt den Postboten abgefangen, worüber die Damen böse wurden, denn sie hatten sich so darauf gefreut, mir selbst den Brautbrief zu überreichen.

Am selben Tage, nach dem Tee, gings in die Nacht hinaus, heimwärts. Doch die Wege waren selbst für vier gräfliche Rappen zu schlecht; dicht vor Langheim stürzten die Pferde, rissen die Stränge und brach die Deichsel. Wir mußten durch unergründlichen Schlamm bei der allmählich verlöschenden Kutscherlaterne uns zur Station tappen, wo wir zum Glück die Post noch erreichten.

Das Sommersemester begann und brachte mir so schlecht besuchte Kollegs wie seit langem nicht, so daß der Gedanke an die praktische Laufbahn mir immer sympathischer wurde. – Die Gräfin hatte bereits Vater wegen der

voraussichtlich frei werdenden Wolfsdorfer Pfarre konsultiert und war freudig überrascht, daß ich darauf reflektierte.

Mir lag freilich in diesen Tagen nur ein Gedanke am Herzen: am 7. Mai sollte Hermine hierher abreisen! Da erkrankte sie an den Masern, und wenn diese auch keinen bösartigen Charakter annahmen, so wollten sie doch ihre Zeit haben, während der die gute Mama unseren Verkehr vermittelte, weshalb die Liebesergüsse natürlich etwas gedämpft werden mußten. Doch wiederum mußten wir erfahren, daß Gott nur versagt, um reicher zu geben. — Der Arzt verlangte, daß ich in den Ferien an die See ginge, und schon hatten Hannchen und ich ein Häuschen in Neukuhren gemietet, worin sie alle Seebedürftigen unseres Kreises aufnehmen wollte.

Da kreuzten sich die Briefe von Tante und Mama, in denen jede den Vorschlag machte, Hermine möchte dem Besuch auf dem Tragheim einen längeren Seeaufenthalt anschließen. Das übertraf doch unsere kühnsten Hoffnungen!

Und nun kam der heißersehnte 12. Juni, an dem ich meinem Lieb bis Wolittnick entgegenfuhr und sie samt Scheffer, der sie von Dirschau an begleitet hatte, begrüßte. Rührend war es, wie die Meinigen ihr die Stätte bereitet hatten. Die bisher weißgetünchte Konfirmandenstube war zierlich ausgemalt und mit einer ganz neuen Einrichtung zu ihrem Schlafzimmer ausgestattet. In diesem lauschigen Kabinett, wo man durch grüne Weinranken in den blühenden Garten blickte, feierten wir ihre Einkehr ins Vaterhaus. Es mag für Hermine nicht ganz leicht gewesen sein, in den ihr noch so fremden Kreis zu treten, wo jedes Auge mit Gespanntheit ihr entgegensah; doch kein Schatten von Bangigkeit trübte ihre Freude.

Nun begann ein buntes Treiben. Besuche und Geselligkeit wechselten mit Besichtigungen von Stadt und Umgebung. Selbst Vater war unermüdlich, Gesellschaften ihr zu Ehren zu geben oder Partien mit ihr zu machen, ich mußte ja Stunden geben und Vorlesungen halten. Aber wenigstens auf den Philipperbrief mußte die Welt 14 Tage länger warten — ich konnte ihr nicht helfen.

Hermine hielt den Trubel dieser Tage nicht nur aus, sie, die ich oft eine Fanatikerin der Ruhe genannt habe, klagte auch niemals. Allerdings wußten die Meinen uns auch Stunden zu verschaffen, in denen ich mit meinem Lieb allein sein und ihr die Schauplätze meiner Kindheit und goldenen Jugendzeit zeigen konnte.

Schon sammelten sich die Teilnehmer an Hannchens „Pensionat", und am 1. Juli ging die Expedition nach Neukuhren. Ich konnte leider noch nicht mit, da ich neben meinen eigenen Verpflichtungen den erkrankten Gustav in der Schule vertreten mußte, doch fuhr ich allsonntäglich hinaus, und sofort nach Schulschluß begann auch für mich das köstliche Strandleben, von dem ich meiner Braut so oft vorgeschwärmt hatte und das nun durch sie noch einen ganz neuen Zauber erhielt.

Plötzlich erschien noch Voigt mit Valesca von der Groeben, die er uns als seine Braut vorstellte – da war der Jubel über die zwei Brautpaare natürlich groß. Doch noch einen anderen Grund hatte die freudig-stürmische Begrüßung. Sie brachten meine Ernennung zum außerordentlichen Professor mit. Ich weiß nicht, durch wen die Nachricht, daß ich eine Pfarrstelle anzunehmen beabsichtige, nach Berlin gelangt war, denn zweifellos war sie die Ursache zu der unerwarteten Ernennung, in der indes die Bestimmung über mein Gehalt ausdrücklich vorbehalten wurde. So waren wir eigentlich schlimmer daran wie zuvor, denn sollte das erwartete Gehalt nicht auskömmlich sein, so hatte ich mir die Aussicht auf Erreichung unseres Zieles durch die Pfarrstelle mit der Annahme der Professur verscherzt. Aber nie hat mein süßes Mädchen auch nur mit einem Worte der Möglichkeit gedacht, daß ich auf die akademische Karriere verzichten könnte.

Am 9. August fuhren wir mit der Journaliere nach Königsberg zurück, erfrischt und gekräftigt von der See und der schönen Zeit. Hermine blieb noch wenige Tage, um auch einmal eine Predigt von mir zu hören, die ich in der Altstädtischen Kirche zu halten versprochen hatte, dann reiste sie nach Weichselmünde, wo Scheffers badeten.

Wir konnten beim Abschied nicht traurig sein. Das Glück, das wir zwei Monate genossen und das nie auch nur durch den Schatten eines Mißverständnisses getrübt war, erfüllte uns mit zu heißem Dank gegen Gott. Als Vater am Tage nach ihrer Abreise seinen Morgenspaziergang im Garten machte, ging ich zu ihm, um auch ihm zu danken für die Freude, die er mir bereitet. Seine Stimme war weich, als er von Hermine sprach, ihm schienen die Tränen nahe zu sein, wie ich es noch nie gesehen hatte.

Lange mußte ich auf die Bestimmung meines Gehaltes warten. Als sie endlich kam, war es noch weniger, als ich gefürchtet hatte, nämlich 200 Taler! Mir klang das fast wie Hohn, und es konnte mich wenig trösten, daß Sieffert erzählte, sein Anfangsgehalt sei auch nicht höher gewesen. Es lag auch wirklich nicht am Minister, geschweige denn an Eichmann; es war, wie so oft im preußischen Staat, eben kein Geld da.

Fast schämte ich mich, es nach Berlin zu schreiben, wo die Kunde auch ganz so auf Hermine wirkte, wie ich befürchtet hatte. Nun begriff auch sie nicht, wie ich mich so ruhig in die völlige Aussichtslosigkeit unserer Zukunft ergeben konnte. Ach, sie ahnte ja nicht, wie schwer ich mir diese Ergebung abgerungen hatte – wurde es mir doch selbst manchmal zweifelhaft, ob es wirklich der Wille Gottes gewesen war, den wir in seinen Fügungen zu erkennen geglaubt, und nicht bloß meine alte Neigung zur akademischen Karriere, der ich unsere Zukunft opferte.

Vater machte mir ernste Vorwürfe über meine Undankbarkeit und meinen Unglauben. Ich fühlte auch, daß er recht hatte, aber es war eben so namenlos schwer für mich, in diese neue Prüfung mich zu finden. Schließlich

klingt aber durch unsere Brautbriefe wieder die frohe Zuversicht, daß Gott, der uns so viel gegeben, uns auch das Letzte geben werde, das er uns verheißen, indem er uns zusammenführte.

Es war aber doch gut, daß wir nicht vorher wußten, welch langes Warten uns noch beschieden sei.

Das erste Semester in meiner Professur ließ sich nicht sehr hoffnungsvoll an. Das Publikum über den Paulinischen Lehrbegriff war ja sehr besucht; aber das Privatkolleg über die kleinen Paulinischen Briefe kam überhaupt nicht zustande. Ich tröstete mich jedoch damit, daß diese Zeit für den Philipperbrief gewonnen sei. Auch mußte ich in diesem Winter, um die Schloßvorlesungen zum Besten der Inneren Mission aufrechtzuerhalten, selber ein Thema übernehmen. Ich wählte „Der Kampf um die christliche Freiheit im apostolischen Zeitalter", ein Vortrag, über den die Meinigen und die Kollegen sich recht günstig äußerten. Da brachte Vater die Nachricht, daß Sartorius ganz empört über meine Ausführungen sei. So schwer es mir wurde, ging ich doch selbst zu ihm, wo er die absurdesten Mißverständnisse vorbrachte. Und einmal im Flusse, schüttete er ein ganzes Füllhorn von Vorwürfen über mich aus wegen meiner Arbeiten, vom Petrinischen Lehrbegriff bis zu dem unschuldigen Jahresbericht des Stadtvereins. Aus allem gehe hervor, daß ich ein ganz unkirchlicher Mensch sei, und der Minister habe ganz recht, mich nicht zu befördern. Kurz, es war der verbitterte Hengstenbergsche Parteimann, der mir gegenübertrat, ohne mir Zeit zur Entgegnung zu lassen. Natürlich ging ich sofort zum Kurator Eichmann, wo ich den Eindruck hatte, daß er in seinem Urteil doch nicht so abhängig von Sartorius war, wie man gemeinhin nach ihrer Freundschaft annahm; immerhin konnte der Zwischenfall eine Verzögerung meiner Laufbahn bedeuten, was mich recht deprimierte. Der Weihnachtsbesuch in Berlin erfrischte mich jedoch derart, daß ich mit neuem Mut alle Hoffnungen auf den Philipperbrief setzte.

Bei harter Arbeit und sehnsuchtsvollem Liebesgeplauder der Briefe verging das Jahr 1858. Wie wunderbar sind doch die Wege Gottes! Als ich von einem Osterbesuch bei meinen lieben Scheffers zurückkehrte, erhielt ich die Nachricht, daß Voigt an die Historische Kommission in München als Professor berufen war, ohne sich dessen freuen zu können. Hatte er mir doch schon früher einmal gesagt, das einzige, was ihm beim Heiraten schwer werde, sei das Fortziehen aus dem Elternhause. Und gar nach München! Zum Glück blieb er noch vier Monate in Königsberg, so brauchte ich doch in dieser bangen Wartezeit den Freund nicht zu missen.

Dies kleine Erlebnis ereignete sich wenige Tage, nachdem ich einen Brief von Hermine erhalten hatte, in dem sie von einer nahenden Vakanz in Basel träumte. Nun fühlte ich doppelt ihre Liebe, da sie so selbstverständlich bereit war, auszuziehen „aus ihrem Vaterlande und ihrer Freundschaft".

Dabei war der Sommer wirklich nicht leicht für sie. Verlobung folgte auf Verlobung in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreise, und alle konnten hoffnungsvoller in die Zukunft schauen als sie, die nun schon fast zwei Jahre Braut war. Am meisten freute mich, daß Olly Eberstein sich mit einem Baron von Lüdinghausen-Wolff verlobte – nun mußte ja über dem bräutlichen Glück der letzte bittere Gedanke aus ihrem Herzen weichen. Ferner gaben Mariechen Scheffer einem Herrn von Bülow und Hermines Bromberger Cousine Gretchen Engel einem Freiherrn von Meerscheidt-Hüllessem das Jawort.

Da ich Engels seit dem Graudenzer Zusammensein trotz häufiger Einladungen nur einmal flüchtig wiedergesehen hatte, schien es mir angebracht, auf meiner nächsten Fahrt nach Berlin, wo ich einen Verleger für mein neues Buch suchen mußte, einen Zug in Bromberg zu überschlagen und persönlich zu gratulieren. Mein Bräutchen aber antwortete auf diesen Vorschlag mit einem kategorischen: das verbäte sie sich. Sie würde sich des Abends auf die Treppe setzen und mich erwarten; ich würde sie doch hoffentlich nicht die Nacht über da sitzen lassen.

Also fuhr ich am 2. August direkt nach Berlin, fand in dem Verleger Wilhelm Hertz einen geistvollen Mann, der nicht nur den Philipperbrief, sondern die meisten meiner späteren Bücher verlegte, und hatte nun fünf Wochen vor mir, die ganz meiner Munni gehörten, höchstens daß ich durch die Korrekturbogen beschäftigt war, wobei sie mir redlich half. Allerdings gab es auch unerquickliche Verhandlungen mit dem Drucker, der mich wegen allzu umfangreicher Korrekturen in den Druckbogen koramierte. Ich war eben noch Anfänger im Drucken eigener Werke!

Unsere Zukunft hatten wir jetzt ganz in Gottes Hand gelegt und konnten daher ohne Zweifel und Sorgen unser Zusammensein genießen, was wir auch weidlich taten.

Kaum nach Königsberg zurückgekehrt, erschien uns das allerdings wieder sehr leichtsinnig, denn neue Hindernisse schienen aufzutauchen.

Der Prinz von Preußen war an Stelle des schwererkrankten Königs zum Prinzregenten ernannt, und alles wartete gespannt auf die „neue Ära", der nur die konservative Partei mit schweren Besorgnissen entgegensah. Sie fürchtete die Wiederkehr des Ministeriums Schwerin, von dem für mich noch weniger zu hoffen war.

Selbst die Eltern wurden nun ungeduldig, worüber Hermine ganz verzagt schrieb. Ich antwortete, daß ich nur noch den Ausgang der Krisis abwarten wolle, dann sei ich entschlossen, ins praktische Amt zu gehen. Aber davon wollte sie nichts wissen.

Unter diesen Umständen beruhigte mich sehr die Nachricht, daß Fritz Oldenberg mit Rosalie nach Moabit übersiedelte, wohin er als Prediger ans Zellengefängnis berufen war. So hatte sie wenigstens zwei mir nahe stehende Königsberger in der Nähe, bei denen sie sich aussprechen konnte. –

Im Wintersemester waren, wie zur Belohnung für die Überwindung meiner Verzagtheit, die Vorlesungen über alles Erwarten gefüllt, und auch die politische Katastrophe brach herein und brachte günstigeren Wind für mein Lebensschifflein, als ich erhofft hatte. Wahlen waren ausgeschrieben. So wenig ich mit dem Mißtrauen einverstanden war, das der Ultrakonservatismus dem Prinzregenten entgegenbrachte, von dem man munkelte, er sei Freimaurer, konnte ich doch meine alte Fahne nicht verlassen. Natürlich wählte ich – wie stets – mit der Minorität.

Das ganze Ministerium wurde nun neubesetzt, und an Raumers Stelle trat von Bethmann Hollweg, der Freund Wicherns, Dorners und Hoffmanns. Wir durften aufatmen.

Wenige Tage darauf kamen die Freiexemplare meines Buches, und ich konnte in den Begleitbriefen gleich meinen Gönnern und dem neuen Minister das Kritische meiner Situation klarmachen.

Ich hatte in der Einleitung des Philipperbriefes mich namentlich mit den verschiedenen Auffassungen der geschichtlichen Verhältnisse des Briefes beschäftigt, über die ich eine andere Anschauung als die bisherige gewonnen hatte. Auch die Form des Kommentars war durchaus anders als gewöhnlich. Bei jedem Abschnitt folgte auf die mit leiser Hand verbesserte Luthersche Übersetzung eine Paraphrase, in welcher die Resultate der Einzelexegese in fließender Darstellung des Gedankenganges nach allen seinen Beziehungen zur Anschauung zu bringen versucht war. In einigen Punkten, zum Beispiel bei der Erklärung des dritten Kapitels, hatte ich auch ganz neue Wege gesucht.

Das Buch fand jedoch nicht die Aufnahme, die ich erwartet. Selbst Dorner, dem es gewidmet war, blieb bei aller Anerkennung zweifelhaft, ob es mir gelungen sei, die Schwierigkeiten der mir gestellten Aufgabe ganz zu überwinden. Unter diesen Umständen mußte ich zufrieden sein, wenn die Fakultät, anstatt um eine Beförderung nur um eine Zulage für mich einkam, die mir ermöglichte, die Schulstunden aufzugeben. Der Alttestamentler Simson, der auch von Raumer zurückgestellt war, hatte nämlich gleichzeitig einen Antrag auf Beförderung zum Professor gestellt; so wäre es unklug gewesen, wenn ich ein Gleiches getan.

Dieses Mal wurde es mir nicht leicht, zum drittenmal als aussichtsloser Bräutigam in Berlin aufzutreten, doch als der Tag der Abreise nahte, schwanden diese Gedanken vor der wonnigen Freude auf das Wiedersehen. Auch nahm ich die feste Hoffnung mit, daß dies mein letzter Brautbesuch sei, was zum Glück kein Irrtum war. – Gott hatte kein Wunder getan, wie wir ihn so heiß angefleht; aber er hatte die Dinge doch so gefügt, daß wir mit guter Zuversicht in das neue Jahr hineingehen durften, und wenn es auch noch durch dunkle Wartezeiten hindurchging, sollte es uns doch zum Ziele führen.

Die Hochzeit

Die politischen Verhältnisse im Jahre 1859 verwickelten sich immer mehr. Der Minister hatte ein Dissidenten- und ein Ehegesetz vorgelegt, über welche die äußerste Rechte empört war. Der „Preußische Volksfreund", von dem es ein öffentliches Geheimnis war, daß mein Vater ihn schrieb, richtete die heftigsten Angriffe gegen den Mann, von dessen Wohlwollen meine Zukunft abhing. Darüber wurde die Beratung des Budgets weiter und weiter hinausgeschoben, und man sprach schon davon, das Herrenhaus werde es verweigern, um den Minister zu stürzen; Fritz Oldenberg aber hatte mir geschrieben, daß meine Sache erst nach Feststellung des Budgets erledigt werden könnte.

Wir waren so töricht gewesen, schon einen bestimmten Tag gegen Ende April als unseren Hochzeitstag in Aussicht zu nehmen, und Hermine hatte sich so in den Gedanken hineingelebt, daß sie schon die Tage bis dahin zählte. Nun mußte ich, der ich bis dahin zu feige dazu gewesen war, ihr klar machen, daß daran nicht zu denken und überhaupt einen bestimmten Termin für die Hochzeit festzusetzen ganz unmöglich sei. Doch gerade als mein Mädchen dadurch ganz mutlos geworden war, kam Oldenberg, der durch die Innere Mission Beziehungen zu Bethmann Hollweg hatte, mit der Nachricht, der Minister hielte die Erhöhung meines Gehaltes für völlig gesichert.

Nun riet Vater selbst, eine Wohnung zu mieten, zumal sich gerade eine passende bot. Sie lag in der Pulverstraße, gegenüber einer großen Handelsgärtnerei, über die hinweg man die Fenster des Tragheimer Pfarrhauses sehen konnte; „wir brauchten also keine 101 Salutschüsse, wie der Kronprinz, um die Geburt eines Stammhalters kundzutun", meinte Vater. Das Haus war eins der ersten, die ganz im Berliner Stil eingerichtet waren, wir hatten allerdings nur die vier Zimmer nebst Küche der dritten Etage, bezahlten aber auch nur 140 Taler.

Als kurz darauf Hermine trotz der günstigeren Aussichten – wohl von der Mutlosigkeit der Eltern angesteckt – einen Klagebrief schrieb, schickte ich als Antwort den Plan unserer Wohnung, und der helle Jubel, in den sie darüber ausbrach, war auch ein Sonnenstrahl für mich.

Nicht ohne Stolz bezahlte ich am 1. April zum erstenmal meine Miete, ließ den von einem Herrn von Kröcher aus Breslau zur Hochzeit geschenkten Flügel nicht ohne Schwierigkeiten die drei Treppen hinauf in unsere Wohnung schaffen und begann nun die mündlichen und schriftlichen Verhandlungen wegen der Möbel. Da, wie beim Flügel sich herausgestellt hatte, die Transportkosten unverhältnismäßig hoch waren, hatten die Eltern mich mit der Beschaffung der Möbel betraut. Ich glaube es gut getroffen zu haben – den Eschenmöbeln in Eß- und Schlafzimmer sowie den Mahagonimöbeln sieht man heute noch nicht an, daß sie über 50 Jahre in Gebrauch sind.

Auch in Berlin wurde emsig an der Ausstattung gearbeitet, und oft mag es schwer für mein Bräutchen gewesen sein, ihre bescheidenen Anschaffungen mit denen Gretchen Engels, die für die letzten Einkäufe nach Berlin gekommen war, zu vergleichen; doch ein kleines Intermezzo an Gretchens Hochzeitstag zeigte mir, daß sie nicht allzu lange den kindlichen Humor darüber verloren hatte. Ich hatte nämlich für Gretchen einen Kranz bestellt und konnte nicht umhin, einen gleichen an mein Herzblatt senden zu lassen. Sie war sehr selig darüber und schrieb: dafür wolle sie mich auch zu ihrer Hochzeit am ...... einladen, worauf ich erwiderte: es täte mir sehr leid, diese Einladung nicht annehmen zu können, da ich gerade auf denselben Tag meine Hochzeit angesetzt hätte.

Endlich erhielt ich durch Professor Schubert, der vom Landtag zurückgekehrt war, den ersten sicheren Bescheid, was denn eigentlich im Etat bewilligt war. Die 1000 Taler, die für ein Extraordinariat in der theologischen Fakultät ausgeworfen, waren zwischen mir und Simson geteilt worden. Ich sollte also vom 1. Juli ab 500 Taler Gehalt bekommen.

Als mein Schwiegervater das hörte, meinte er, daraufhin könne von Heiraten keine Rede sein, und war entschlossen, selbst zu Bethmann Hollweg und zu Olshausen zu gehen. Vater und mir war der Gedanke natürlich entsetzlich, doch unsere dringenden Bitten, es zu unterlassen, kamen zu spät. Die Herren hatten freilich auch nur sagen können, daß sie tun wollten, was sie vermöchten, dabei aber so warmes Interesse für mich ausgesprochen, daß der gute Papa ganz entzückt nach Hause kam und den 15. Juni als Hochzeitstag ins Auge faßte.

Die Sache war auch wirklich nicht so schlimm, hatte ich doch noch 200 Taler von der Schule; die Kollegiengelder und literarischen Einnahmen waren auch nicht unbedeutend, und im Notfall versprach Vater das Honorar für meine Mitarbeit am Gemeindeblatt zu erhöhen. Von dem Schwiegervater haben wir nie mehr begehrt, als die 60 Taler, die er seiner Tochter von jeher als Taschengeld gegeben hatte. So schien alles geordnet, bis auf die amtliche Bestätigung der privaten Mitteilungen, und da die Welt von Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt war, die Mobilmachung sogar schon vor der Tür stand, war ich meiner Sache immer noch nicht sicher.

Da kam ich am 26. Mai ermüdet mit Vater aus einer Sitzung. Keiner sprach ein Wort, wir konnten nicht mehr von der Verzögerung reden, ich wagte kaum noch nach Post zu fragen. Auf meinem Pult aber erwartete mich ein Brief meines Mädchens. Olshausen war im Auftrag des Ministers bei den Eltern gewesen mit der Nachricht, daß nunmehr alles geordnet sei!

Mir treten noch die Tränen in die Augen, wenn ich den Brief meiner Braut und meinen Antwortbrief lese. Draußen blühte der Frühling in üppiger Pracht, in unserem Herzen aber war ein anderer Frühling aufgegangen — warmer, seliger Liebesfrühling. Ich lebte wie im Traum. Alles Zagen und

alles Leid dieser Jahre waren verflogen, wir wußten nur noch zu reden von dem unaussprechlichen Segen, den uns die Wartezeit gebracht, ein seliger Sabbatfrieden lag auf uns.

Als Vater am Sonntag Rogate die Aufgebote verkündigte, schloß er: Zuletzt habe ich noch die große Freude, erstmalig aufzubieten meinen lieben Sohn – seine Stimme wurde unsicher, ich merkte an der langsamen Sprache die tiefe Erregung, als er für uns betete, daß der Zuruf des Sonntags Rogate uns in den Ehestand begleite. Sein Gebet war bereits überreich erhört, das Thema unserer letzten Briefe war nur noch ein Wort aus Hermines Spruchbüchlein: „Es fehlte nichts an allem Guten, das der Herr geredet hatte. Es kam alles."

Am 8. Juni saß ich zum letzten Male allein mit Vater und Tante in traulichem Gespräch. Zweiunddreißig Jahre war mir vergönnt gewesen, im Vaterhaus zu wohnen, heut sollte das Kabinett, in dem ich mit Vater so lange geschlafen, vereinsamt bleiben, während ich die Nacht hindurch nach Berlin eilte, zu einem Wiedersehen, dem keine Trennung mehr folgen sollte.

Am 15. Juni sind wir in der Matthäikirche getraut worden. Vater sprach über das Wort aus der Hochzeit zu Kana: „Was er euch saget, das tut", und Büchsel ließ es sich nicht nehmen, als er uns nach der Sitte der Gemeinde die Traubibel überreichte, noch eine zweite Traurede hinzuzufügen. So war unser Bund doppelt besiegelt.

Der Abschied vom Elternhaus, der sonst so oft für die Braut einen Schatten auf den Festtag wirft, wurde meiner Munni nicht schwer, da wir nach der Hochzeitsreise noch einmal nach Berlin kamen – in ungetrübter Freude stiegen wir in den Magdeburger Zug.

Zu einer längeren Reise reichten die kurzen Pfingstferien nicht, wir wollten nur in den ersten Tagen unseres Ehеglücks Bäume, Berge und Einsamkeit um uns haben und glaubten dies in dem kleinen, am Fuße des Harzes gelegenen Badeorte Suderode zu finden, eine Erwartung, die sich in reichem Maße bestätigte. Außerdem hatte ich nun die Freude, vom Wagen aus meinem Lieb all die Wege und Plätze zu zeigen, die ich vor zwölf Jahren, als wir beide noch nichts voneinander wußten, zu Fuß durchstreift hatte, wie das Bodetal, wo wir traditionsgemäß im Waldkater Rast hielten, Mägdesprung und den Stufenberg.

Schon an meinem Geburtstage waren wir wieder in Berlin, packten noch das Letzte, und die große Reise nach Königsberg konnte angetreten werden, die wir allerdings in Bromberg unterbrachen, um uns auszuruhen und Engels sowie das junge Hüllessemsche Paar zu begrüßen.

Gegen Mittag kamen wir in Königsberg an, und hochklopfenden Herzens führte ich mein junges Weib zu unserer mit Blumen geschmückten Wohnung hinauf, wo Hannchen mit einem Willkommahl und ein Tisch voller Geschenke uns erwartete.

Es begann nun ein köstliches Leben, obgleich äußerlich mein gewohnter Pflichtenkreis bald wieder den größten Teil meiner Zeit forderte. In welch anderem Lichte erschien jedoch alles, und wie freute ich mich auf das Nachhausekommen! Immer noch fand sich etwas einzuräumen, aufzuhängen oder sonst in unserem Heim zu verändern, das unter den Händen meines Weibchens sich immer schmucker gestaltete.

Ein reger, fast täglicher Verkehr begann nun zwischen dem „Tragheim" und dem „St. Bernhard", wie die Meinen unsere Wohnung getauft hatten. Daß wir Sonntags zu Vater in die Kirche gingen und dann zum Essen dortblieben, war selbstverständlich. Doch auch anderweitiger Verkehr beanspruchte uns ziemlich stark; kaum hatten wir unsere Antrittsbesuche beendet, so begann eine förmliche Wallfahrt von Neugierigen, die das Nest des jungen Paares kennenlernen wollten. Und selbst Logierbesuch kam früher als wir ihn uns wünschten, gottlob aber nur Minna Oldenberg und Scheffer, die beide unser Glück nicht störten.

An eine Sommerreise war bei unserer Finanzlage natürlich nicht zu denken. Wir bedurften auch einer Erholung nicht. Ich benutzte die Ferien, um mich an Hand von Hilgenfelds „Evangelien" ernsthaften synoptischen Studien zuzuwenden, wobei mir klar wurde, daß die Lösung des synoptischen Rätsels im Markusevangelium stecke. Ich machte mich deshalb an eine selbständige kritische Durcharbeitung des Markus unter Hinblick auf sein Verhältnis zu den Parallelen.

Über mein junges Liebesglück vergaß ich aber auch meine alte Liebe nicht: die Innere Mission. Vor allem galt es jetzt, den vielen beim Festungsbau beschäftigten Arbeitern das Evangelium zu predigen. Auch ich sprach mehrmals und hatte die Freude, wohl 150 Leute um mich versammelt zu sehen.

Was bedeutete aber diese Freude gegen die, die wie eine segenvolle Wolke über uns lag und die uns hoffen ließ, daß der kommende Frühling uns eine neue Blüte unserer Liebe bringen würde.

Die Ordination

Es konnte nicht ausbleiben, daß allmählich auch kleine Sorgen in unserem Heime einzogen; was tat das aber gegenüber dem großen Glück, das wir erleben durften!

Zunächst zeigte unser Jahreskassenschluß ein kleines Defizit, das ich durch Übernahme neuer Schulstunden jedoch bald decken konnte. Wir mußten uns nur fortan etwas von der Geselligkeit zurückhalten, um uns keine kostspieligen Verpflichtungen aufzuladen. So sahen wir außer den Verwandten bloß Erdmanns, Cosacks und die Familie unseres Vizewirts, eines Herrn von Schlemmer, ab und an bei uns, was mir auch wegen Hermines Gesundheit

sehr recht war, da sie sich häufig schwach und elend fühlte. Wir kamen dadurch auch mehr zum Lesen; ich habe meiner Frau bis an ihr Ende jeden gesellig nicht besetzten Abend vorgelesen, was mir selbst insofern großen Vorteil brachte, indem es mich vom späten Arbeiten abhielt.

Meine Zeit wurde durch Rezensionen theologischer Novitäten für die Kirchenzeitungen ziemlich in Anspruch genommen; ich schrieb über Düsterdieks Apokalypse, Neanders Korintherbriefe, Wieselers Galaterbrief und Hosemanns Bibelstudien. Diese Mehrarbeit war mir jedoch nicht unlieb, da sie mich von den sorgenden Gedanken um Hermine ablenkte, die ihrer schweren Stunde entgegenging. Mama war auch schon zur Pflege aus Berlin gekommen; ich räumte ihr mein Bett ein und schlief fortan in meiner Stube.

In der Frühe des 26. Mai, eines Pfingstsonnabends, begannen bei Hermine die Wehen, doch auch für mich waren die Stunden nicht viel leichter. Sein Liebstes so leiden zu sehen, ohne helfen zu können, ist doch unsäglich schwer. Zuerst versuchte ich durch die Lektüre von Freytags „Soll und Haben" über die Wartestunden hinwegzukommen, bald aber konnte ich mich nicht mehr von der Stube trennen, in der Hermine lag. Gegen Mittag wurde uns ein Töchterchen geboren. – Nie habe ich begreifen können, daß man bei solch einem Gottesgeschenk darüber reflektieren kann, ob man sich einen Sohn mehr gewünscht hätte.

Sobald mein Schwiegervater in Königsberg ankam, wollten wir taufen. Da mein Vater natürlich taufen sollte, mußten wir uns seinem Wunsche fügen, die Taufe in der Kirche nach Schluß des Gottesdienstes zu vollziehen, obwohl Hermine dabei nicht gegenwärtig sein konnte. Vater sprach über das Wort eines „Alttestamentlichen Großvaters", 1. Mos. 48, 9: „Bringet sie her zu mir, daß ich sie segne", und während der eine Großvater die Kleine hielt, taufte der andere sie auf den Namen Hedwig. Das Kindchen war während der Taufe ganz still und lag mit klaren Äuglein da, während sie mit den Händchen umherfocht und nach des Großpapas Orden griff.

Zu dem Frühstück auf dem St. Bernhard, an dem die nach Königsberger Sitte recht stattliche Zahl der Paten teilnahm, hatte der alte General einige Flaschen Sekt gestiftet. Mehr jedoch sorgte meine Munni für Festtagsstimmung in mir, die in ihrem weißen Kleid mit blauen Schleifen zum erstenmal wieder frisch und wohl aussah.

Es begann nun wieder unser stilles häusliches Leben, nur zuweilen unterbrochen durch Sorgen um Hermines und Klein-Hedwigs Gesundheit oder allerhand Ärger mit den Ammen. Hermine war nämlich das Nähren verboten; der Arzt hatte sogar einen Seeaufenthalt für sie dringend proponiert, woran aber bei unserer knappen Kasse gar nicht zu denken war. Da forderte Frau Cosack, die für den Sommer an die See ging, Hermine auf, mit der Kleinen bei ihr zu wohnen, ein Vorschlag, der natürlich gern akzeptiert wurde.

Ich war also Strohwitwer und, wie in alter Zeit, meist auf dem Tragheim. Damit die Trennung jedoch nicht zu schwer wurde, beauftragte mich das Konsistorium mit Vertretungspredigten in Cranz, von wo aus ich dann stets für den Sonntag Nachmittag mein Frauchen in Neukuhren besuchen konnte.

Wie oft war ich einst mit jubelnder Freude auf das romantische Seeleben hinausgezogen. Jetzt konnte ich nicht begreifen, was mich damals so glücklich gemacht; ich kannte nur noch ein Glück, das mich in dem Dachkämmerlein bei meinem süßen Weib und dem Krahlen und Lächeln meines Kindes erwartete.

Im übrigen benutzte ich die Zeit meiner Einsamkeit zu eifriger Arbeit, vor allem brachte ich endlich meinen „Johanneischen Lehrbegriff" zum Abschluß, der dann bei W. Hertz erschien. Auch beteiligte ich mich an dem Streit zwischen Holtzendorff und Oldenberg wegen der Brüderschaft des Rauhen Hauses.

Die durch Sartorius' Tod erledigte Generalsuperintendentur war inzwischen mit dem Hallenser Professor Moll besetzt, was für mich speziell dadurch bedeutsam war, daß eine seiner Töchter mit meinem alten Freunde Möller verlobt war. So konnte ich ihn nach zehn Jahren in Königsberg wiedersehen.

Sichtlich erfrischt kehrte Hermine nach fast neunwöchigem Seeaufenthalt heim, und selbst Hedwig, deren Lebenslichtlein durch englische Krankheit und Keuchhusten dem Verlöschen nahe gewesen war, schien gekräftigt und ist fortan auch das kräftigste und gesündeste unserer Kinder geblieben.

So nahte die Krönungswoche heran, der ich nicht ohne Sorge entgegensah, da Hermine sich wieder guter Hoffnung fühlte und der Trubel dieser Tage ihr leicht zu viel werden konnte. Eben noch hatte Scheffer bei uns logiert, der wieder nach Königsberg versetzt worden war und Wohnung suchte, jetzt zog Büchsel bei uns ein, da auf dem Tragheim bereits Generalsuperintendent Hoffmann einquartiert war.

Am 15. Oktober hielt das Königspaar seinen Einzug, den Hermine, wie auch den sich daran anschließenden Zug der Gewerke von einem günstig gelegenen Fenster aus ansehen konnte. Wir Professoren standen in unseren Talaren auf der großen Freitreppe des Schlosses, um dort den Majestäten vorgestellt zu werden. – Den Minister Bethmann Hollweg, den ich bei der allgemeinen Vorstellung in der Aula bereits flüchtig gesprochen hatte, und den Präsidenten des Oberkirchenrats vou Uechtritz lernte ich bei einer geistlichen Soiree bei Moll näher kennen. Die Krönung König Wilhelms fand am 18. statt. Hoffmann hatte mich als Korrespondenten der unter seiner Ägide stehenden Meßnerschen Kirchenzeitung beglaubigt, wodurch ich berechtigt war, vom Orgelchor der Schloßkirche aus der Krönung und von einem Fenster des Moskowitersaales dem Festakt auf dem Schloßhof zuzuschauen.

Abends schlenderten wir dann wohl mit Büchsel durch die festlich geschmückten Straßen und erfreuten uns an der Illumination und am Feuerwerk.

Mir brachte die Krönungswoche eine Entscheidung, die all unserer Not abhalf. Schon vor anderthalb Jahren hatte Hinz den Wunsch ausgesprochen, aus der Divisionspredigerstelle in ein ländliches Pfarramt überzugehen, worauf ich sofort mein Augenmerk auf jene richtete. Vater war anfangs dagegen, weil er die Stelle wegen einer möglichen Mobilmachung für unvereinbar mit der Professur hielt, was sich bald genug als richtig bewähren sollte. Ich reichte aber schließlich, da auch Eichmann dafür war, meine Bewerbung ein. Der Minister gestattete im Einverständnis mit dem Oberkirchenrat die Annahme der Stelle, falls das Konsistorium sie mir übertrage. Ich mußte eine Probepredigt halten und um Erlaß des sonst von einem Divisionsprediger geforderten Oberlehrerexamens einkommen, auch verzögerte sich die Erledigung der Pobethener Stelle, auf die Hinz reflektierte. So saß ich lange in Ungewißheit und wartete der Ernennung, bis endlich in diesen Tagen Vater in seiner Weise aus dem Konsistorium ein Zettelchen sandte mit den lakonischen Worten: Sie ist da! Nach neun Jahren konnte ich endlich von der Höpfnerschen Schule Abschied nehmen und mich ganz der Theologie widmen.

Als erstes mußte ich den höheren Offizieren meine Antrittsvisite machen, von denen mir einige, vor allem der kommandierende General Werder, längst bekannt waren — nur bei dem Kommandeur des mir speziell anvertrauten 2. ostpreußischen Grenadierregiments Nr. 3 war das nicht nötig, das war ja mein lieber Schwager, mit dessen Hause ich eben noch die Geburt eines Töchterchens begrüßt hatte.

Am 26. November wurde ich nach einer ergreifenden Ansprache von Moll über Jes. 50, 4 ordiniert. Vater und Kähler, Cosack und Erdmann, Wald und Sieffert legten mir die Hände auf, als mich Moll nach einem heißen Dank- und Bittgebet einsegnete mit dem Spruche: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.

Am 1. Adventsonntage wurde ich von Kähler in der Schloßkirche eingeführt und hielt meine Antrittspredigt. Am gleichen Tage mußte Hermine ein Debut geben: sie hatte zum ersten Male ein großes Herrendiner herzurichten. Beides verlief zu allgemeiner Zufriedenheit.

Als Divisionsprediger hatte ich alle 14 Tage zu predigen, wenn mir nicht Kähler, was er gern tat, noch seine Sonntage überließ. Es war übrigens eine ziemliche Anstrengung, in der von Truppen dicht gefüllten Schloßkirche zu sprechen, da durch die Uniformen jede harmlose Bewegung ein Geräusch hervorbrachte, das durch Verstärkung der Stimme überwunden werden mußte, zumal die der Kanzel gegenüberliegende Königsloge ohnehin den größten Teil des Schalls verschlang. Auch hatte ich in Scheffer stets einen scharfen Kritiker meiner Predigten.

Ferner war mir das Lazarett anvertraut, in dem ich für die freien Sonntage Gottesdienste einrichtete und regelmäßig einmal wöchentlich seelsorgerliche Besuche machte, die mich selbst am wenigsten befriedigten. Meine Kasualreden arbeitete ich in der ersten Zeit auch sorgfältig aus. Die erste hielt ich bei der Taufe unseres lieben Gretchens von Scheffer.

Das kleine Defizit, mit dem das Jahr schloß, konnte uns nicht mehr beunruhigen, da die Predigerstelle unsere finanzielle Lage völlig sicherstellte. Vielmehr hatte das Jahr unser Leben durch meine mich vollbefriedigende Wirksamkeit und die Gemeinschaft mit den geliebten Scheffers so über Bitten und Verstehen gesegnet, daß wir es nur mit dem heißesten Dank gegen Gott beschließen konnten.

Der Abschied von Königsberg

In die Predigertätigkeit lebte ich mich schneller ein, als ich nach den Schwierigkeiten, mit denen ich früher vor allem beim Lernen der Predigt zu kämpfen hatte, erhoffen konnte. Bald brauchte ich, nachdem ich die Predigt die Woche über durchdacht, sie erst am Sonnabend auszuarbeiten und in der Sonntagfrühe zu lernen. Für die Amtshandlungen hatte ich mir eine Anzahl Texte mit geeigneten Dispositionen gesammelt und konnte an ihrer Hand leicht extemporieren, nur die Begräbnisse und zuweilen auch die Traureden forderten ein näheres Eingehen auf den speziellen Fall.

Da die Schloßkirche unheizbar war, mußte ich im strengen Winter die Predigt sehr abkürzen; verließ ich mich jedoch aufs Wetter bei meinem Präparieren und es wurde plötzlich milde, so mußte ich einen zweiten Teil extemporieren, was mir nun keine Schwierigkeiten mehr bereitete. Nicht wenig anstrengend war dagegen das Austeilen des Abendmahls, da oft mehrere Hunderte tags zuvor zur Beichte gegangen waren. Schon das Halten des metallenen Kelchs war bei der Eiseskälte eine Anstrengung.

Von der Geselligkeit brauchten wir uns nicht mehr so ängstlich zurückzuziehen, nur Hermines Zustand forderte gewisse Beschränkungen, da ihr die neuen Hoffnungen auch die alten Beschwerden wiederbrachten. Sie fühlte sich oft recht unwohl, und das schlimmste Zeichen dafür, wie das auf ihre Stimmung einwirkte, ist das schreckliche Wort: „Streit mit Hermine", das ich etliche Male in meinem Tagebuch finde und mir noch immer wie ein Dolchstich durchs Herz geht, da ich fürchte, durch mangelnde Rücksichtnahme auf ihren Zustand die Differenzen veranlaßt zu haben.

Ungetrübte Freude aber hatten wir an unserer kleinen Heti, die nun fast zwei Jahre alt war. Der 25 Wochen lange Keuchhusten war ganz verschwunden, sie bekam ohne Schwierigkeiten ihre Backzähne, trampelte schon ganz selbständig durch alle Stuben, wischte Staub und verwahrte die Sachen.

Auch fing sie an, „Mama" und „Papa" zu sagen, was ihr aber immer noch schwer wurde. Sie trank Wein und aß Fleisch und Kartoffelbrei, auch etwas Obst.

Am 20. Mai kamen die Eltern an, Mama wohnte bei uns, Papa bei Scheffers und am 30. wurde uns der ersehnte Junge geboren. Diesmal taufte Vater an meinem 35. Geburtstag in unserer Wohnung den Kleinen auf den Namen Siegfried.

Mitte Juli schloß ich meine Vorlesungen zum letzten Male in der alten Albertina, denn jetzt endlich war das neue Universitätsgebäude auf dem Königsgarten gebaut worden. Zur Abschiedsfeier in der alten Aula kam der Kronprinz, der an Stelle des verstorbenen Königs das Rektorat übernommen hatte, hielt in dem für ihn angefertigten Ornat eine Ansprache an die Studierenden und übergab dann den Ornat dem Prorektor. Neben ihm fuhr er dem Zuge zur neuen Universität voran, wo in der mit den schönen Rosenfelderschen Bildern geschmückten Aula die Einweihung stattfand.

Am zweiten Festtage wurden der Minister von Mühler und ich zu Doktoren der Theologie honoris causa promoviert, und am Abend feierte ich zum letzten Male auf dem Festkommers den Landesvater, der mir immer so weihevoll gewesen war, bei dem aber, da ich vergessen hatte, meine Studentenmütze aufzusetzen, mein schöner Zylinder erbarmungslos durchstochen wurde.

Der Sommer war unter gewohnter Arbeit und glücklichen Erholungswochen in Cranz vergangen, als Ende Oktober eine schwere Heimsuchung über unser so schönes häusliches Leben hereinbrach. Unser kleiner Siegfried erkrankte an Brechdurchfall. Es war herzzerreißend, das Kind so hinsiechen zu sehen und trotz aller Sorgfalt nicht helfen zu können. Und doch flackerte immer wieder Hoffnung auf, bis am 6. November eine Darmlähmung eintrat und unser Liebling ausgelitten hatte. Wir bahrten die kleine Leiche, die lieblich und unverändert aussah, im Eßzimmer an der Stelle auf, wo das Taufbecken gestanden hatte, und Vater sprach über den Tauftext. Dann betteten wir unseren Siegfried in die Grabstelle, die Vater für sich selbst reserviert hatte, während der Männerchor ergreifend sang.

Unter den Neujahrsbriefen 1863 fand ich einen mit fremder Handschrift und fremder Marke – er sollte meinem Leben eine neue Richtung geben. Professor Fricke aus Kiel fragte an, ob ich geneigt wäre, wenn die Fakultät mich vorschlüge und die Regierung mich beriefe, einen Ruf dorthin in die Stelle des nach Greifswald berufenen Professors Wieseler anzunehmen. Eine Aussicht, die viel Verlockendes hatte. Meine hiesigen amtlichen und außeramtlichen Verpflichtungen hatten mich allmählich mit solch einem Netz andersartiger Arbeiten umsponnen, daß mir für das wissenschaftliche Fortarbeiten, das mir doch Herzenssache war, wenig Kraft übrigblieb. Und so

wohl ich mich auch in dem Kreis der Verwandten und Freunde fühlte — mich reizte der Gedanke, in der ersten Manneskraft mir noch einmal ein ganz neues Leben aufzubauen.

Die Stelle war zwar zunächst für Neues Testament bestimmt, aber das Alte war in Kiel nur durch den Orientalisten versehen, so daß der Neutestamentliche Exeget auch darin aushelfen mußte. Das hinderte mich nicht, die Anfrage zu bejahen. Ich hatte mich stets gern mit alttestamentlichen Studien beschäftigt, und bei dem damaligen Stande dieser Disziplin konnte ich mir wohl die Fähigkeit zutrauen, Vorlesungen darin zu halten.

Daß weder Hermine noch den Meinen die Trennung von Königsberg leicht werden würde, konnte ich mir selber sagen; doch hat keiner mich zu beeinflussen versucht.

Schließlich war noch die finanzielle Seite zu erwägen. Nach allem, was mir Fricke vorrechnete, stand ich dort nicht so günstig wie in Königsberg, aber wir hatten ja die Vorteile meiner hiesigen Finanzlage kaum genossen und waren nicht verwöhnt.

Als ich Eichmann um Rat fragte, riet er mir zu, da ich hier doch auf kein Ordinariat rechnen könne und leichter von einem ausländischen auf einen preußischen Lehrstuhl zurückkäme, als wenn ich ihn als preußischer Extraordinarius erwartete. Das entschied. Ich war entschlossen, den eventuellen Ruf anzunehmen und es ganz Gott anheimzustellen, ob sich diese Aussicht verwirklichen sollte.

Heute noch kann ich die Stelle auf dem Königsgarten bezeichnen, auf der, als ich den Antwortbrief an Fricke zur Post trug, mich plötzlich der Gedanke überfiel an die schweren politischen Verwicklungen, die erst jüngst über Schleswig-Holstein hereingebrochen waren. Für solche Kämpfe fühlte ich mich doch zu ungeschult, ich war ja im Grunde eine unpolitische Natur. Schließlich tröstete ich mich aber damit, daß derartige Katastrophen sich in einem Menschenalter nicht wiederholen würden, und steckte den Brief in den Kasten.

Soviel auch die Frage der Übersiedelung im engsten Kreise besprochen wurde, hielten wir den Plan doch geheim, bis ich amtlichen Bescheid hatte, auf den ich immer ungeduldiger wartete, da Fricke den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß ich schon im Sommersemester meine Vorlesungen begönne. Es wurde also nachgerade Zeit, denn so ohne Weiteres konnte ich meine mannigfachen hiesigen Verpflichtungen nicht lösen. Auch kamen politische Verwicklungen, die eine Mobilmachung befürchten ließen. Wirklich wurden wir seitens der Division benachrichtigt, daß die Marschbereitschaft angeordnet sei. Kam es zum Ausmarsch, so mußte ich natürlich mit an die polnische Grenze, und mit meiner akademischen Tätigkeit war es zu Ende. Einstweilen wurde freilich der Ausmarsch suspendiert, nur Scheffer mußte mit seinem Regiment ausrücken und kehrte zu meiner Zeit nicht mehr zurück.

Da endlich erhielt ich Nachricht, wonach ich von der Fakultät einstimmig primo loco vorgeschlagen war, und daß das Kuratorium meine Berufung mit möglichster Beschleunigung bei der Regierung beantragt hatte. Fricke betrachtete die Sache bereits als abgemacht und begann mit mir über Vorlesungen und eine Wohnung zu verhandeln. Mir erschien das etwas optimistisch. Seit aus so manch geheimer Hoffnung, die mir einflußreiche Gönner gemacht, nichts geworden, fühlte ich mich erst ganz sicher, wenn ich die Ernennung in Händen hielt. Aber ich konnte doch jetzt den Freunden meine Aussicht mitteilen und das Einverständnis des Ministers einholen, der mir auch zur Annahme des Rufes riet.

Am 15. April kam endlich das ersehnte Schreiben des Kurators, der mir im Namen des dänischen Königs die Professur mit 1350 Talern Gehalt und 375 Talern Umzugskosten anbot. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Ich mußte um die Entlassung aus meinen beiden Ämtern einkommen und eine Yacht mieten, die unseren Hausrat zur See nach Kiel bringen sollte, obgleich uns der Gedanke, all unser Hab und Gut nicht nur den Wellen, sondern auch fremden Leuten anzuvertrauen, nicht ganz geheuer war. Da erschien ein altes Dienstmädchen, unter dessen Augen ich aufgewachsen war, und erklärte: „Sie habe gehört, der Bernhard wolle nach Kiel gehen; das sei aber nicht möglich, wenn sie nicht als Köchin mitkäme.“ Natürlich wurde ihr Anerbieten, mit unseren Sachen hinzufahren, mit Freuden angenommen.

Nun kamen die Tage, an denen die vielen Bande, die mich an die Heimat fesselten, gelöst werden mußten. Sie waren wehmütig genug und wurden mir durch Hermines beängstigend schwankende Gesundheit noch erschwert; es hatte sich nämlich herausgestellt, daß Gott uns einen Ersatz für unseren verlorenen Liebling schenken wollte.

Noch einmal versammelte ich die Stadtmissionare und nahm in der Sitzung des Stadtvereins, den ich nun fünfzehn Jahre lang gepflegt, Abschied, ebenso im Gesellen- und Lehrlingsverein. Gustav übergab ich mein Exzerptebuch, da er die Vierteljahrsberichte fortsetzen wollte, auch schrieb ich einen Abschiedsgruß für das Gemeindeblatt.

Am Sonntag Misericordias Domini hielt ich meine Abschiedspredigt, deren Grundton mir immer noch nachklingt; Sonntag Jubilate waren wir zum letztenmal bei Vater in der Kirche. Danach wurde ich zu einer Nottaufe beim Graf Rittberg berufen, die meine letzte Amtshandlung war. Abends gab Moll eine größere Gesellschaft, bei der ich von meinem lieben Möller Abschied nahm. Wie wunderbar sind doch die Wege Gottes! – er, der mich einst zur akademischen Karriere angeregt, ging nach mehrjähriger, unbefriedigender Privatdozententätigkeit ins Pfarramt, und ich dem Ziel entgegen.

Am 22. April schliefen wir das letztemal unter unserem eigenen Dach, dann siedelten wir auf den Tragheim über. Nur einmal noch gingen wir,

von den kahlen Wänden Abschied nehmen, in denen wir so glücklich gewesen waren, und zum Kirchhof hinaus, wo unser Kindlein schlief.

Der letzte Tag gehörte ganz dem Vaterhause. Vormittags gingen wir mit allen Unsrigen und Scheffers zum Abendmahl, abends saßen wir zusammen, während im Nebenzimmer: „Ach bleib mit deiner Gnade" und „Der Herr ist mein Hirte" erklang – der Abschiedsgruß von Hannchens Gesangverein.

Das war mein Abschied von der Heimat, dem in Berlin die erste längere Trennung von meinem Weibe folgte. Allein fuhr ich einer mir gänzlich unbekannten, aber mit größter Spannung erwarteten Zukunft entgegen.

Man pflegt zu sagen, Kiel sei für Professoren nur ein Durchgangspunkt: ich sollte vierzehn Jahre, die schwersten, aber auch die reichsten meines Lebens, dort verweilen.

Zweiter Teil

Kiel

1863–1877

Fünftes Kapitel

Sieben schwere Kieler Jahre

Die neue Heimat

Der Morgen des 8. Mai 1863 fand mich in der Eisenbahn zwischen Hamburg und Kiel. Während der reizlosen Fahrt übte ich, das dänische Geld, mit dem ich mich beim Wechsler reichlich versorgt hatte, in preußische Münze umzurechnen, was ziemlich schwierig war, da man immer mit Brüchen zu rechnen hatte. Als ich nachher mit meinem dänischen Gelde bezahlen wollte, wurde ich bei kleinen und großen Kaufleuten abgewiesen, denn die Schleswig-Holsteiner hielten, den Dänen zum Trotz, die gern in den Herzogtümern ihre Münze einführen wollten, an dem Hamburger Schillingsgelde fest. Ich konnte von Glück sagen, daß ein mir befreundeter Kaufmann, der mit Dänemark in Geschäftsverbindung stand, mir meinen ganzen Vorrat abnahm.

In Kiel empfing mich am Bahnhof der Universitätspedell und brachte mich in die von Fricke mir besorgte provisorische Wohnung, die an der Ecke der Dammstraße lag und einen hübschen Blick auf den „Kleinen Kiel" und die Stadt hatte.

Sobald ich mich an dem bereitstehenden Frühstück gestärkt hatte, ging ich zu Fricke, der mich sehr liebenswürdig empfing. Der überaus lebhafte Mann, dem die Worte nur so hervorsprudelten, während die Zigarre in seinem Munde unglaublich schnell verschwand, war der Dogmatiker; er war überzeugt, streng orthodox zu sein, obwohl er sich die Dogmen philosophisch zurechtlegte. Mit ihm ging ich zur Universität, die in einem Flügel des Schlosses in sehr verfallenen und unzureichenden Räumen untergebracht war. Er tröstete mich jedoch damit, daß auf Anregung des Philosophieprofessors Thaulow in dem wohlhabenden Lande eine Sammlung veranstaltet würde, die bereits genug ergeben hätte, um der Universität zu ihrem Anno 65 bevorstehenden 200jährigen Jubiläum ein eigenes Gebäude zu schenken. Klugerweise hatte die dänische Regierung dieser offenbaren Demonstration dadurch die Spitze abgebrochen, daß sie einen schönen Bauplatz im Schloßgarten zu schenken versprach. So schien die beste Aussicht, daß wir in nächster Zeit neue Räume beziehen würden; daß es noch dreizehn Jahre bis dahin dauern würde, ahnten wir ja nicht.

Im Schloß war auch die Bibliothek untergebracht, in der mich Fricke dem gegenwärtigen Rektor, Konferenzrat Rathjen, vorstellte, der ursprünglich

Jurist, dort Bibliothekar war. Auch er kam mir mit herzlicher Freundlichkeit entgegen und stand mir während des Einlebens in die neuen Verhältnisse oft mit Rat und Tat zur Seite. Seine Frau, eine stattliche Erscheinung, war eine Schülerin von Claus Harms, und die Übereinstimmung unserer religiösen Anschauungen hat uns rasch nahe befreundet werden lassen.

An der table d'hôte in Brands Hotel lernte ich den Archäologen Forchhammer kennen; trotz seiner interessanten Unterhaltung zog ich aber doch bald vor, in einem bescheideneren Restaurant zu essen. Ich hatte nämlich am 1. Januar zuletzt mein Gehalt bekommen und erhielt es hier postnumerando erst am 1. Juli, so daß ich einstweilen von geliehenem Gelde leben mußte und zu sparen genötigt war.

Bald suchte ich natürlich auch die Kollegen meiner Fakultät auf. Kirchenrat Lüdemann, der die Praktische Theologie vertrat, war ein alter Rationalist, der noch kürzlich in der altgläubigen Pastorenschaft großes Ärgernis eregt hatte durch eine Broschüre, in der er die Anbetung Christi für einen Eingriff in die Prärogative Gottes erklärte. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die feierliche Trias von „Gutem, Wahrem und Schönem" in seinen Toasten anzubringen.

Der Kirchenhistoriker Thomsen – wie Lüdemann ein alter schleswig-holsteinischer Kirchenrat – ließ dagegen nie etwas von seinem theologischen Standpunkt blicken. Er hat meines Wissens auch nie etwas geschrieben. Mit unermüdlicher Treue arbeitete er jedes Semester neu seine Kollegienhefte durch, trug alle Neuerscheinungen ein, so daß sie immer mehr anschwollen und er nie fertig wurde. Man erzählte sich, er sei mit einem Kolleg über das Leben Jesu nicht über die Geburtsgeschichte hinausgekommen.

Mit dem Orientalisten Dillmann verständigte ich mich rasch dahin, daß er mir die Genesis, die für ihn kein sprachliches Interesse hatte, sowie die Kleinen Propheten überließ. So konnte ich zum erstenmal ein alttestamentliches Kolleg vorbereiten, wozu ich allerdings erst meine für die Kleinen Propheten noch sehr dürftige Bibliothek vervollständigen mußte.

Als ich nun aber meine Vorlesungen am Schwarzen Brett ankündigen wollte, erklärte mir der Kurator, ein Graf Reventlow, daß ich, solange meine offizielle Ernennung nicht eingetroffen sei, höchstens „Gastvorlesungen" geben dürfte. Würde sie überhaupt noch kommen? Weder Rektor noch Dekan noch Kurator konnten eine Antwort geben, sie zuckten die Achseln: „Ja, die dänische Regierung!" und versuchten mich zu trösten. Noch viele Wochen sollte die Ungewißheit mir verdunkeln, und da ich Hermine nicht das Herz mit diesen Sorgen und Zweifeln beschweren wollte, fühlte ich die Verantwortung doppelt auf mir lasten. Bei solch mangelhafter Ankündigung mußte ich mit je sieben Zuhörern in den beiden Kollegs wohl zufrieden sein.

Verstärkt wurde diese Depression wohl auch durch körperliches Unwohlsein; offenbar bekam mir, der ich an den Familientisch gewöhnt war, das Essen im

Gasthof nicht. Die gute Frau Fricke, eine wohlhäbige lebhafte Sächsin, die es liebte, neu Anziehende zu bemuttern und sich lebhaft an meinem Suchen nach einer Familienwohnung beteiligte, muß es gemerkt haben. Sie machte mir den Vorschlag, für den Preis, den ich im Restaurant zahlte, an ihrem häuslichen Tische mitzuessen. So nahm ich nun täglich in dem kinderreichen Hause, in dem es — trotz beschränkter Verhältnisse — nie an Gastlichkeit fehlte, am Mittagstisch teil.

Meine Haupterquickung war die Korrespondenz mit meinem Frauchen, wenn wir uns auch mit dem Absenden der Briefe etwas bescheiden mußten, da jeder „Auslandsbrief" 50 Pfennige kostete. Die Briefe dieser Zeit zeigen noch ganz den Ton der Brautbriefe: bald zärtlichstes Liebeskosen, bald ernster Gedankenaustausch über die bisherigen Erfahrungen unseres Ehelebens — immer aber waren sie voll Lob und Dank über unser Glück und voll treuer Fürbitte. Und doch hatten wir einen unermeßlichen Schatz seit unserer Brautzeit gewonnen, die kleine Heti, von der zu erzählen Hermine kein Ende finden konnte. Sie sei in Berlin schnell der Verzug und der Liebling von Großeltern und Freunden geworden, so daß sie ihre Mutti nur noch „olle Mutter" nenne, sie habe „Wurstärmchen" und ein „Speckhälschen" bekommen und sähe in dem weißen Kleidchen „zum Einbeißen" aus.

Da gleichzeitig mit mir der Historiker Junghans berufen war und man bei allen Kollegen Besuch zu machen pflegte, entwickelte sich eine sehr rege Geselligkeit, indem wir beide reihum von den Kollegen eingeladen und betoastet wurden. Die Bewirtung war damals noch sehr einfach; es gab Tee mit kalter Küche, die freilich reichlich und mannigfaltig war, und zur Zigarre ein Glas Wein. Häufig wurde politisiert, besonders über die Zukunft der Herzogtümer, und zwar, der Richtung der Mehrzahl entsprechend, in liberalem Sinn. Doch auch sonst gab es mancherlei Anregendes. Der Physiker Karsten zeigte sehr interessante telegraphische Experimente, der Astronom Weyer beobachtete mit uns eine totale Mondfinsternis. Einmal trug der Germanist Weinhold Robin Hood in Grimmscher Übersetzung vor; er war ein schlesischer Pfarrerssohn, der ein schweres Leben hinter sich hatte, zweimal war ihm sein Arbeitszimmer mit einem fertigen Manuskript und allen Vorarbeiten dafür ausgebrannt. Das hatte ihm etwas Moroses gegeben, während seine katholische Frau von Lebenslust sprudelte. Er wurde mir ein Freund, dem ich viel verdanke.

Im übrigen machte ich bei den beiden Geistlichen der Nikolaikirche, Hasselmann und Schrader, bei Dr. Ahlmann, dem Besitzer einer Kieler Zeitung, und bei dem durch seinen milden Pietismus mir besonders sympathischen Kaufmann Brauer und seinen Schwiegersöhnen Klemm und Faber Besuch, spielte mit Weyer Schach, besuchte den von Fricke geleiteten Gustav-Adolf-Verein oder machte, meist in Begleitung von Kollegen, Ausflüge in die schöne Umgebung.

Inzwischen hatte ich in der Muliusstraße eine Wohnung gemietet, mit schönem Blick auf die Stadt und den Kleinen Kiel und mehr Raum, als unsere Königsberger. Die Yacht mit der alten Sophie und unserem fast unverletzten Hausrat kam Mitte Juni, und nun ging's eifrig ans Einräumen.

Darüber wurde es Sommer, und ich konnte das mir so liebe und unentbehrliche Baden beginnen. In der Mitte des Hafens lag das Badefloß, zu dem man im leichten Kahn übersetzte, um dann mitten in das freie Wasser zu springen, eine Freude, die nur manchmal durch Unmengen von Quallen beeinträchtigt wurde.

Und nun noch wenige Tage, dann war der Juni und mit ihm dieses Interim zu Ende! Ich konnte es kaum erwarten, Hermine in das Kieler Universitätsleben einzuführen, von dem ihr Dorner in Berlin schon so viel vorgeschwärmt hatte.

„Das dute Papachen wird sagen: wo bloß diese Weiberchen herkommen?" hatte Heti bei der Abreise geäußert – mir blieb aber über der Wiedersehensfreude keine Zeit zum Verwundern, höchstens über das blühende Aussehen der Kleinen und meiner Munni, die hoffnungsfroher denn je war und keinen Augenblick zweifelte, daß Gott ihr einen Ersatz für den verlorenen Liebling bescheren würde.

Es dauerte zwar noch eine Weile, bis die Wohnung ganz nach Hermines Wünschen eingerichtet war, dann aber gestaltete sich unser Familienleben schöner und reicher fast als in Königsberg. Vor allem erfreute uns das Fleckchen Garten, das uns zugewiesen war, und unsere Laube, in der wir oft Kaffee tranken oder des Abends bei der Lampe saßen, wenn wir nicht einen Spaziergang nach Düsternbrook oder Krusenrott mit den Waldgehängen des Viehburgerholzes und den schönen Blicken auf die Stadt vorzogen.

Nun erhielten wir auch unsere erste gemeinsame Einladung, und zwar von dem Juristen Plank, der wohl erkannt hatte, daß er für seine hohe musikalische Begabung bei Hermine viel Verständnis fand. Es war dies eine jener reizenden Gesellschaften, die das Kieler Leben so charakterisierten. Man fuhr im Segelboot nach der Baumschule, wo im Grünen das Abendbrot eingenommen wurde. Während dann die anderen zu Schiff heimkehrten, gingen Plank und ich durch die Felder nach Hause, wo wir erst gegen Mitternacht anlangten. Nach diesem Auftakt begann, trotz des Sommers, für uns eine gesellig sehr bewegte Zeit, die uns selbst in die Dienstwohnungen der Mediziner in den Krankenhäusern hoch über dem Schloßgarten führte. Und am 7. August mußten wir bereits unsere erste Gesellschaft geben. Natürlich begannen wir mit dem Tischgebet, was hier ganz unbekannt war und manchmal Schwierigkeiten machte, wenn der fast taube Harms, der keine Ahnung hatte, worum es sich handelte, ziemlich laut mit seinem Nachbar fortplauderte.

Überhaupt mußte man sich an manche Eigenheiten erst gewöhnen. Als mein Schwiegervater in seiner umständlichen Weise an den „Königlich Dänischen Professor" schrieb, erschraken wir förmlich, denn solch ein Titel klang hier wie Hochverrat. Daß der dänische König nur Herzog des durch Personalunion mit ihm verbündeten Schleswig-Holstein war, galt als das A und O aller Politik. So fand ich auch in dem von Frau Fricke geerbten Gesangbuch an der Stelle: „Bau unseres Königs Thron" das Wort „König" dick durchstrichen und „Herzog" darüber geschrieben. In diesem Gesangbuch, das aus der Cramerschen Zeit stammte, waren freilich die alten Lieder bis ins Ungeheuerlichste verwässert und durch eine Fülle ödester Reimereien vermehrt, doch tagte bereits eine Gesangbuchkommission, in der die Vertreter der beiden Richtungen einen fast komischen Tauschhandel trieben, um beiden gerecht zu werden.

Als Agent des Zentralausschusses fühlte ich mich verpflichtet, auch hier etwas für die Innere Mission zu werben, die unter den Orthodoxen des Landes bisher wenig Beifall gefunden hatte. Nachdem ich mich mit Pastor Schrader, Buchhändler Homann und Brauer ins Einvernehmen gesetzt hatte, wagten wir eine größere Versammlung zur Gründung eines Vereins für Innere Mission, in der ich die Hauptrede hielt. Es kam aber zu unerquicklichen Diskussionen, selbst mit meinem lieben Fricke und dem Redakteur Dr. Volbehr, so daß die Konstituierung des Vereins einem Pyrrhussieg gleichkam, zumal wir unter den Stürmen der nächsten Zeit rettungslos alles Gewonnene wieder einbüßten. Ich hatte zu bauen begonnen, ohne den Baugrund zu kennen.

Trotz unseres gesellig bereits ziemlich bewegten Lebens fand ich hier doch mehr Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Auch hatte ich mir angewöhnt, morgens um 6 Uhr aufzustehen. Die gute alte Sophie sorgte dafür, daß ich mein Frühstück, im Winter auch die brennende Lampe und eine warme Arbeitsstube vorfand. Um 7 Uhr ging ich eine Stunde spazieren, sonst hatte ich, außer dem Kolleg, den ganzen Tag für mich. Da ließ sich schon etwas schaffen zur eigenen Fortbildung im Alten und Neuen Testament. Vor allem vertiefte ich mich in Renans „Leben Jesu", das damals großes Aufsehen erregte.

Nun kam auch unser erster Logierbesuch, Scheffer, mit vielen Grüßen aus der alten Heimat, wofür wir ihm die Schönheiten der neuen vorzuführen suchten. Selbst eine Segelbootfahrt nach der kleinen, halbverfallenen Festung Friedrichsort konnten wir mit ihm machen und so diesen herrlichen Blick auf das offene Meer gemeinsam mit dem lieben Freund und Schwager zum ersten Male genießen.

Wenige Tage später kamen Cosacks. Da sie schlechtes Wetter mitgebracht hatten, konnten wir mit ihnen keine Partien machen; wir waren nicht böse darum, saßen wir doch am liebsten gemütlich plaudernd oder beim Schachspiel zusammen. Es war das letztemal, daß ich den mir so lieben Freund sah; sein Halsleiden entwickelte sich zu einem Kehlkopfkrebs, an dem er trotz einer Operation frühzeitig gestorben ist.

Ihnen folgten Konsistorialrat Dryander und der eben nach Halle berufene Professor Beyschlag. Sie blieben über den Sonntag, an dem ich zum ersten Male in der Nikolaikirche predigte. Es machte mich doch etwas befangen, als ich sie in der von Kollegen dicht gefüllten Universitätsloge sah, da ich, wie gewöhnlich, zu lang zu werden fürchtete.

Wenige Sonntage danach wurde kirchenordnungsgemäß von derselben Kanzel eine Eidespredigt gehalten. Wir hörten sie und ahnten nicht, wie bald die Eidesfrage alles in Flammen setzen und das hoffnungsvolle Glück, das wir hier gefunden, für lange Zeit begraben sollte.

Die politische Katastrophe

Im Laufe des Sommers war der Bruder des dänischen Königs gestorben, jetzt, am 16. November, kam die Nachricht, daß auch der König gestorben sei. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Schleswig-Holsteiner. Es schien die Stunde gekommen, die endlich das unselige Band, das die Herzogtümer an Dänemark fesselte, löste, denn der nach dänischem Erbrecht folgende König hatte auf sie keinen Anspruch. In Kopenhagen aber wollte man jeder Einmischung Deutschlands zuvorkommen und forderte von allen Beamten binnen drei Tagen den Huldigungseid für den neuen König.

Was mir einst bei meiner Berufung nach Kiel als Schreckgespenst vorschwebte, von mir jedoch als gänzlich unwahrscheinlich verscheucht wurde, war tatsächlich eingetreten: der politische Konflikt war da.

Für mich war die aufgetauchte Frage eine äußerst schwierige, da mir alle geschichtlichen und rechtlichen Vorkenntnisse fehlten, um mir ein vollständiges Urteil über die Rechtslage zu bilden, über die selbst die Rechtskundigen damals noch stritten. Verdächtig war mir, dem in konservativen Kreisen Aufgewachsenen, daß der Liberalismus an der Universität die Fahne der Eidesverweigerung erhob.

Das Konsistorium der Universität wurde zusammenberufen, darüber zu beraten. Die Universität sollte, wie in der ersten schleswig-holsteinschen Bewegung, mit dem Beschluß der Eidesverweigerung dem ganzen Lande die Parole geben. Es kam zu stürmischen Auftritten. Rathjen, dessen ganze Natur dem Ansturm nicht gewachsen war, legte das Rektorat nieder, der schneidige Jurist Plank übernahm es als Prorektor. Es wurde eine Kollektiveingabe beschlossen, deren Wortlaut in der nächsten Sitzung beraten werden sollte. Die Besonneneren wollten sie dahin gestalten, daß auch der Schein einer revolutionären Agitation vermieden würde; doch eine solche war ja sichtlich die Absicht der Führer der Bewegung.

Am folgenden Tage erhielt ich einen anonymen Drohbrief, der mir in Aussicht stellte, daß all meine Studenten mich verlassen würden, falls ich

der Sache des Vaterlandes untreu würde. Ich ging zu Rathjen, wo ich den Kurator traf, der sich eifrig bemühte, uns gegen die Eidesverweigerung einzunehmen. Seine Erörterungen kamen mir aber so gewunden und advokatisch vor, daß mir die Sache, die nur mit solchen Gründen verfochten wurde, als keine saubere erschien. Was sollte ich tun? Infolge der mißlungenen Bewegung 1848 waren zahllose Beamte entlassen und brotlos gemacht worden – das war doch zum mindesten unser Los, wenn wir offen den Eid verweigerten. In dieser Nacht habe ich buchstäblich kein Auge zugetan.

Zunächst rechnete ich mit meinen Studenten ab, teilte ihnen den Drohbrief mit und forderte von ihnen das Vertrauen, daß ich die Frage nach bester Einsicht und meinem Gewissen entscheiden würde, worauf sie ihr volles Einverständnis erklärten.

Ich war entschlossen, weder den Eid zu leisten, noch die Demonstration mitzumachen, und teilte daher der Regierung meine Weigerung mit, solange die Rechtslage nicht von kompetenter Seite, d. h. durch den Bundesrat, geklärt sei, verpflichtete mich aber zu treuer Amtserfüllung und dem Fernbleiben von politischen Agitationen.

Offenbar absichtlich war die Sitzung, in der die Erklärung beschlossen werden sollte, auf den Tag angesetzt, an dem die Eidesabgabe bereits in den Händen der Regierung sein sollte. Daß ich an ihr teilnahm, statt dem Rektor mitzuteilen, daß ich meine Erklärung bereits abgegeben habe, war eigentlich inkonsequent, aber ich mochte die Freunde, die eine Milderung der Eingabe versuchten, nicht im Stich lassen. Natürlich wurden wir überstimmt, doch gab der Kurator die Erklärung einfach zurück, und auch auf eine zweite erfolgte keine Antwort. Was hatte ich nun allein für einen verhängnisvollen Schritt getan! Mein Rechtfertigungsbrief an Vater kreuzte sich mit einem von ihm, in dem er von meiner Besonnenheit erwartet, daß ich mich nicht zu solch liberaler Torheit hinreißen ließe. Das war ein harter Schlag. Gottlob widerrief Vater bald seinen Brief und erklärte sich auf meine Motivierung hin mit meinem Schritt einverstanden.

Einige Tage konnte ich mich durch wissenschaftliches Arbeiten ablenken, als aber der gute Fricke kam, der für das Recht der Herzogtümer schwärmte und in seiner aufgeregten Weise schilderte, wie die dänische Regierung uns als Revolutionäre in Schiffe packen und nach Kopenhagen ins Gefängnis bringen könnte, war die mühsam errungene Ruhe wieder dahin. Wohl hatte der Bundestag eine Exekution beschlossen, die die dänische Regierung hindern sollte, vor der Entscheidung der Rechtsfrage weitere Schritte zu tun, doch von der Ausführung dieses Beschlusses verlautete nichts.

Dagegen versuchte die Universität immer wieder in die Entwicklung der Dinge einzugreifen, so daß mir schon graute, wenn der Pedell mit der Mappe kam, die meist eine Einladung zu einer Sitzung enthielt. Die Mehrheit hatte nämlich eine Beratungsmethode ersonnen, die jede Verständigung mit den

Besonneneren unmöglich machte. Sobald der Rektor die beabsichtigten Schritte vorgetragen und sich kein Widerspruch hervorwagte, zog er das bereits ausgefertigte Schriftstück hervor, angeblich, um es zur Diskussion zu stellen, und ließ es, da sich keiner zum Wort meldete, in loco unterzeichnen. Mir schuf das immer neue Skrupel, hatte ich doch der Regierung schriftlich versichert, mich an keiner politischen Agitation zu beteiligen; aber ich fand den Mut nicht, den Sitzungen fernzubleiben und den Kollegen als ein Abtrünniger zu erscheinen, zumal selbst die Enragiertesten mir nach wie vor freundlich begegneten.

Wenn mich irgend etwas in dieser schweren Zeit aufrichten konnte, so war es das Befinden von Hermine, der ich natürlich von meinen Sorgen so gut wie nichts mitteilen durfte. Seit Anfang November waren all die kleinen Leiden der Schwangerschaft verschwunden, mit jubelnder Freude sah sie der Erfüllung ihrer Hoffnung entgegen. Mir wollte manchmal bange werden wegen der bestimmten Form, die diese angenommen hatte; doch in der Morgenfrühe des 13. Dezember wurde uns wirklich der heiß ersehnte Junge geschenkt.

Von einer Feier des Weihnachtsabends konnte in diesem Jahre natürlich keine Rede sein, obgleich Mutter und Kind unter der Pflege einer trefflichen Wartefrau vorzüglich gediehen. Die politische Unruhe in der Stadt gab auch nicht gerade weihnachtliche Stimmung. Man erwartete die Bundesexekution, die dänischen Truppen wurden in Kiel zusammengezogen, man wußte nicht, ob es zum Kampfe kommen sollte. Doch als am 29. Dezember die Professoren und Studenten mit der Universitätsfahne zum Bahnhof zogen, um die Bundestruppen einzuholen, blitzten in der Holstenstraße nur noch die Bajonette der abmarschierenden Dänen.

Sächsische Infanterie und hannoversche Kavallerie waren gleichzeitig eingetroffen; wir wurden den Bundeskommissaren vorgestellt, dann begann der feierliche Einzug, den die Stadt mit einem Blumenregen und wehenden Tüchern begrüßte. Auf dem Markt wurde gehalten, und die Enthusiasten ließen es sich nicht nehmen, Friedrich von Augustenburg zum schleswig-holsteinschen Herzog zu proklamieren.

Abends war große Illumination und Festkommers. Da alles redete, mußte auch ich reden. Ich bekannte mich als Preußen und sprach die Hoffnung aus, mein Vaterland, das die erste schleswig-holsteinsche Bewegung im Stich gelassen, werde jetzt alles wieder gut machen. Doch alles Geredete war verflogen, als der Rektor sein Glas erhob und in seiner kurz angebundenen Weise sprach: „Ich trinke auf das, was zusammengehört. Professoren und Studenten gehören zusammen, Jünglinge und Jungfrauen gehören zusammen, das Land und sein Herzog gehören zusammen.“ Was dieser Toast bedeutete, ward am folgenden Morgen klar. Der Herzog Friedrich war angekommen, wir Professoren wurden ihm vorgestellt und zur Tafel zu ihm befohlen. Ich saß zwischen dem Herzog und seinem Kabinettsrat Samwer,

dessen verkehrtem Rat er das Mißlingen seines Unternehmens zu danken hat — doch, obwohl die Menschen und die Unterhaltung mich sehr interessierten, war es mir wenig behaglich.

Kurz darauf zogen auch preußische Truppen unter Friedrich Karl durch Kiel, sie wurden jedoch sehr kühl empfangen; und als vollends die Dänen die Danewerke ohne Schwertschlag räumten, zweifelten die Schleswig-Holsteiner nicht, daß sie aufs neue verraten seien und Preußen wiederum das Land an Dänemark zurückgeben werde. Warum hätten sie sonst die für Millionen erbaute Befestigung kampflos preisgegeben?

Selbst am Tauftage unseres Bübchens hob sich der Druck, der auf mir lastete, nur vorübergehend. Ich sprach über das Wort: Der Herr betrübet wohl, aber er erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte, und taufte unser Kind Bernhard Wilhelm Johannes. Nachher sagte Frau Klemm, sie habe noch nie einer so schönen Taufe beigewohnt — kein Wunder, denn in Schleswig-Holstein gab es keine allgemein gültige Agenda, jeder vollzog die Amtshandlungen nach seinem Gutdünken, während ich der preußischen Agenda gefolgt war.

Neben politischen Sorgen erfüllte mich ein Ereignis, das über meinen Lebensgang entscheiden sollte.

Die „Kreuzzeitung" hatte in gehässiger Weise unsere Fakultät angegriffen und des Treubruchs beschuldigt, weil sie sich auf die Seite der Eidesverweigerung gestellt. Fricke drang auf eine Rechtfertigung der Fakultät und legte eine in seiner aufgeregten Weise abgefaßte Erklärung vor. Wieder stand ich vor der Wahl, entweder zu unterzeichnen oder durch Nichtunterzeichnung vor dem ganzen Lande als Anhänger der „Kreuzzeitung", die dort aufs tiefste verhaßt und die auch mir sehr unsympathisch war, dazustehen und mich gänzlich unmöglich zu machen. — Ich unterzeichnete, nachdem es mir gelungen war, die unnötigsten Schärfen zu entfernen; es folgte aber wiederum eine schlaflose Nacht. — Unsere Erklärung erregte großes Aufsehen, mancherlei Zustimmungen kamen, doch was sie in konservativen Kreisen Preußens für einen Eindruck machte, konnte ich am besten aus den Klagen und Anklagen ersehen, mit denen der gute Scheffer mich überschüttete. Nur Vater, obgleich auch Kreuzzeitungsmann, billigte meine Unterschrift völlig, als ich ihm meine Lage auseinandersetzte. Wir ahnten ja alle nicht, welche Folgen diese Unterzeichnung noch haben sollte. — Erdmann aus Königsberg war als Generalsuperintendent nach Breslau berufen und dadurch seine Professur freigeworden, für die die Fakultät mich allein dringend als Nachfolger vorgeschlagen hatte. Schon jubelten die Königsberger über meine nahe Rückkehr, ich begrüßte sie als eine Erlösung aus den unleidlichen hiesigen Verhältnissen. Als kürzlich Dillmann nach Gießen berufen wurde, hatte ich ihn aus tiefster Seele beneidet; ja, ich hätte die einfachste Pfarrstelle angenommen, um von hier fortzukommen. Und nun sollte ich in meines Großvaters Amt und

Wohnung, die mit der Neutestamentlichen Professur verbunden war, und in die alten, traulichen Verhältnisse!

Ich fuhr nach Berlin, um dem Minister von Mühler, der mit Vater befreundet war und auch mich längst kannte, meine Lage darzulegen; allein er antwortete sehr kühl: er habe über die Stelle bereits verfügt und würde an mich denken, wenn ich wieder etwas geschrieben hätte. Es war kein Zweifel, man hatte mir in Berlin mein Verhalten in der Eidesfrage und bei der Kreuzzeitungserklärung verdacht.

Wie zerbrochen kam ich zu den Schwiegereltern. Wieder einmal waren alle Hoffnungen zertrümmert. – Als wir zu Tisch gingen und ich das übliche Tischgebet sprach, wiederholte mein Schwiegervater, der nie seine religiösen Anschauungen und Gefühle auf den Lippen trug, langsam die Worte: „Und seine Güte währet ewiglich." Nie werde ich den Ton vergessen, in dem er sprach. Die Worte haben sich als wahr bewiesen. Noch einmal mußte ich erfahren, daß Gott versagt, weil er Besseres geben will.

So mußte ich mich wieder in Kiel einzuleben versuchen, was mir leichter werden sollte, als ich gefürchtet hatte. Vor allem hatten sich die politischen Hitzköpfe etwas beruhigt, so daß wir von dem Krieg zwischen Preußen und Dänemark eigentlich nur durch die Zeitung, durch Einquartierung und meine seelsorgerlichen Lazarettbesuche erfuhren. Als dann die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen kam, erkannten selbst die Schleswig-Holsteiner, daß Preußen Ernst machte. Dennoch waren es nur wenige, die den Offizieren ein Festmahl gaben, es freute mich daher doppelt, einige Kollegen unter den Gastgebern zu sehen.

Unter unseren Gästen sahen wir den Feldpropst Thielen, Militärarzt Dr. Stückrad und besonders häufig Hermines alten Freund von Caprivi, der in Kiel stationiert war und sich hier sehr vereinsamt fühlte. Als wir ihn einmal mit Rathjens zusammen baten, erklärte er in seiner trockenen Weise: Schleswig-Holstein müßte ja doch preußisch werden. Die guten Rathjens sahen ihn mit erstaunten Augen an; so wenig sie enragierte Anhänger des Herzogs waren, das war ihnen denn doch zu arg.

Inzwischen war Georg Voigt nach Rostock berufen, und auf die dringende Bitte der alten Freunde brachte ich die Pfingstwoche bei ihnen zu. Es war rührend, wie sie alles aufboten, um mich zu unterhalten und aufzufrischen. Ein förmliches Programm hatten sie entworfen, in dem Ausflüge nach Heiligendamm oder Warnemünde abwechselten mit Besuchen bei Professoren, wie bei dem Germanisten Bartsch, dem Juristen O. Meyer und Philippi, in dessen Kolleg über die Korintherbriefe ich sogar hospitierte. Selbst Professor Baumgarten, der wegen seiner Angriffe auf Regierung und Universität im Karzer saß, konnte ich aufsuchen. – Das Schönste aber waren doch die Kaffeestündchen und der stille Abend, den wir verplauderten; und wenn Voigt zu

den mir damals so ernsten Ereignissen seine humoristischen Glossen machte, mußte wohl mein etwas schwer gewordenes Blut wieder in jugendlichere Wallung kommen.

Dazu trugen auch die beiden Sommermonate bei, welche die Schwiegereltern bei uns zubrachten, um sowohl den jüngsten Enkel als auch unsere neue Heimat kennenzulernen. Ihnen zu Ehren wurde manch schöne Partie zu Fuß, Wagen oder Segelboot unternommen, genau wie für Vater und Hannchen, die gleich nach der Abreise der Eltern, aus Salzbrunn zurückkehrend, 14 Tage Station bei uns machten.

Politisch war die Zeit jetzt etwas ruhiger; bereits am 3. Juli, als wir den Dankgottesdienst für den glücklichen Übergang nach Alsen feierten, war der Waffenstillstand geschlossen, und nun wurde in Wien über die Friedensbedingungen verhandelt. Am 18. August wurde der Geburtstag des österreichischen Kaisers durch eine glänzende Parade unter großer Beteiligung der Bevölkerung festlich begangen. Man setzte jetzt alle Hoffnungen auf ihn.

In diesen Tagen kam die Einladung zum Altenburger Kirchentage. Da Vater mir eine namhafte Reiseunterstützung gegeben und ich die Berichterstattung für den „Altonaer Merkur" und das „Evangelische Gemeindeblatt" übernommen hatte, konnte ich am 10. September dorthin aufbrechen.

Schon die Reise bot Erquickliches und Interessantes, so einen Besuch im Rauhen Hause und in Halle bei den alten Lehrern und einigen Kollegen. Einen besonders sympathischen Eindruck aber machte mir das auf Hügeln sich freundlich aufbauende, mit Türmen reichverzierte Städtchen Altenburg selbst, ein Eindruck, der durch den gastlichen Empfang bei dem Kaufmann Sala, wo Fricke und ich einquartiert waren, noch verstärkt wurde.

Das Hauptinteresse des von etwa 900 Gästen besuchten Kirchentages konzentrierte sich auf die geistvolle Rede Beyschlags über die Frage, welchen Gewinn die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu (Renan, Strauß) zu ziehen habe. Nach seiner Auffassung stellten sie der Wissenschaft die Aufgabe, zu zeigen, wie die aus den Quellen erforschte rein menschliche Seite im Leben Jesu nicht in Widerspruch stehe mit seiner richtig erfaßten Gottheit. Allein die folgende Diskussion blieb bei entrüsteter Abwehr der neuesten Kritik stehen und ließ durchblicken, daß Beyschlags eigene christologische Auffassung der von ihm gestellten Aufgabe nicht entspreche.

Im engeren Kreise regten Heserich und Jacobi den Versuch an, eine junge Kraft zu gewinnen, die in Heidelberg Schenkel gegenüber die Wahrheit der Schrift verteidigen könnte; in einer Spezialkonferenz mahnten Dorner und Ulrici sehr ernst zur Begründung des theologischen Studiums auf das philosophische. Der Kongreß für Innere Mission verhandelte über das Verhältnis von Christentum und Volkstum, wobei Baur, damals noch ein hessischer Pfarrer, ergreifend des Schleswig-holsteinischen Krieges gedachte, wo man wieder in der Kirche für eine Volkssache habe beten können und wo

christliche Barmherzigkeit mit den Truppen ausmarschiert sei. Nachdem auch Oldenberg geredet hatte, sprach ich über den volkstümlichen Charakter des Auftretens Jesu und den Einfluß der apostolischen Verkündigung auf das soziale und das Familienleben. Ich war von meiner Leistung sehr wenig befriedigt, da ich nun einmal für die freie Rede keine Begabung habe; lese ich jedoch heute in den Protokollen, was ich gesagt habe, so finde ich es durchaus zutreffend.

Aber auch sonst bot der Kirchentag viel Anregendes, wie Nachmittagspredigten von Generalsuperintendent Braune, Brückner aus Leipzig und Blumhardt aus Boll, ferner die Abendeinladungen, die uns einmal zum Herzog auf das erhöht über der Stadt liegende Schloß zur Vorstellung und einem geistlichen Konzert in der schönen erleuchteten Schloßkirche befahl; an den anderen Abenden waren wir beim Staatsminister von Larisch und dem Konsistorialrat von Liliencron.

Für mich waren allerdings die Tage recht anstrengend, da ich gerne alles mitmachen wollte und daher für meine Berichterstattung höchstens nachts Zeit fand. So folgte ich Hermines Rat und gönnte mir einige Tage Ruhe in dem Pfarrhause zu Grumbach, das ebenso klein war wie mein Freund Möller, sein Weibchen und seine Gemeinde, die ihm daher reichlich Zeit zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten ließ.

Seltsam, als ich oben auf dem Omnibus den Thüringer Bergen und dem Freunde entgegenfuhr, erwachte wieder die alte Reiselust, die auch ihn gleich anzustecken schien, denn es litt uns nicht daheim. Wie wir uns einst auf der großen Reise gefunden hatten, so mußten wir noch einmal zusammen hinaus, diesmal allerdings nur in die Thüringer Berge. Reinhardsbrunn, Inselsberg, den Rennsteig entlang bis Ruhla, dann zur „Hohen Sonne" und nach Eisenach, das waren die schönsten Punkte unserer Tour. Oh, wie anders war der Eindruck der Wartburg jetzt, in der Gemeinschaft des lieben Freundes, als damals, wo ich als Student hier oben war!

Erfrischt und beglückt bestieg ich den Zug und fuhr heimwärts. Es war der letzte Druck von mir gewichen, der durch die politische Katastrophe auf mir gelegen, und ich ging mit neuem Mute in das mir anscheinend definitiv beschiedene Kieler Leben hinein.

Die Annexion

Eine der eigenartigsten Einrichtungen Schleswig-Holsteins war das zweimal im Jahre, abwechselnd in Kiel und Schleswig abgehaltene theologische Amtsexamen, dessen Verlauf und Resultat die Landeszeitungen bis ins einzelnste mitteilten und dessen mühsam und künstlich errechnetes Gesamtprädikat dem Geistlichen zeitlebens als „Charakter" anhaftete. Die Kandidaten

hatten nach einem Kolloquium beim Generalsuperintendenten zwei Arbeiten über selbstgewählte Themata einzureichen und mußten unter Klausur eine lange Reihe von Fragen aus allen Disziplinen beantworten. Die Prüfungskommission bestand aus einem der beiden Generalsuperintendenten, vier hervorragenden Landesgeistlichen und einem Professor, der, an wem auch die Reihe war, Philosophie, Dogmatik und Kritik examinieren mußte.

Die Kommission mußte bei der Diskussion über die Arbeiten, bei der der Professor das Referat hatte, wie auch über die Fragenbeantwortung, bei der zweitägigen mündlichen Prüfung wie bei der Predigt und Katechese vollzählig anwesend sein, daher dauerte das Examen, obgleich meist nur fünf Kandidaten zusammengenommen wurden, oft über 14 Tage.

Bei dem im Herbst 1865 in Schleswig stattfindenden Examen war ich als Examinator an der Reihe, was mir etwas unheimlich war, da die Kandidaten für ihre Arbeiten zuweilen recht abseits liegende Themen wählten; ich versuchte deshalb, mich während des Sommers etwas vorzubereiten.

Der Winter 64/65 war in gewohnter Weise vergangen, nur einen schweren Schlag hatte er uns gebracht: den Tod meines Schwiegervaters. Die Nachricht seiner Erkrankung kam gerade in den Tagen, in denen ich mit Geheimrat Wiese über einen Vortrag von mir in Berlin verhandelte, den ich unter diesen Umständen natürlich möglichst bald halten wollte. Doch obgleich ich fast umgehend nach Berlin reiste, kam ich schon zu spät und konnte nur noch an der Beerdigung durch Büchsel teilnehmen. – Wenige Tage darauf sprach ich im Evangelischen Verein über die „Geschichtlichkeit der kanonischen Evangelien im Vergleich zu den apokryphischen" und hatte die Freude, die Königin unter meinen Zuhörern zu sehen.

Selbstverständlich kam Mama nun für einen langen Besuch zu uns, damit sie leichter das Erlebte überwinden konnte; auch Hermines wegen, die recht kränklich war und dauernd Ärger mit den Dienstboten hatte, war dies Kommen sehr erwünscht. Das frische Leben und Lärmen, das bei uns durch die Kinder herrschte, lenkte sie auch bald von ihren trüben Gedanken ab.

Heti wurde in diesem Sommer fünf Jahre, lernte bei mir, wenn auch mit rasch abnehmendem Eifer, das Abc, bei der Großmama sticken; sie konnte uns auch schon auf größeren Ausflügen begleiten. Das anderthalbjährige Hänschen mühte sich mit Sprechversuchen ab und stieg schon auf sein Stühlchen, um sich aufs Fensterbrett zu lehnen und auszugucken. Er war so gewachsen, daß er ein Bettchen bekommen mußte. Die Wiege wurde etwas voreilig beiseite gestellt.

Wieder und wieder fanden die unseligen politischen Konsistorialsitzungen statt. – Österreich und Preußen hatten eine Zivilbehörde eingesetzt, die von allen Beamten einen Revers forderte. Das Konsistorium protestierte, ich aber unterschrieb unter Vorbehalt der noch zu entscheidenden Rechte des Herzogs, von dem ich wiederholt zur Tafel gebeten wurde; den ich auch

unter meiner Kanzel sah, wenn ich predigte. Es war inzwischen auch die Fürbitte für ihn in das Kirchengebet aufgenommen worden.

Nachdem eine Weile der preußische General von Herwarth auf dem Schlosse residiert hatte, erschien jetzt in Schleswig die oberste Zivilbehörde, die sich damit einführte, daß sie uns neue Bestallungen gab, nach denen wir uns alle Änderungen unserer Dienstgeschäfte und Einkünfte gefallen lassen mußten. Schleswig wurde von Preußen unter Generalleutnant von Manteuffel besetzt, Holstein von Österreichern unter dem Feldmarschall von Gablentz. Ich sehe noch, wie er uns bei der Vorstellung in höchst nonchalanter Weise, die halbaufgerauchte Zigarre in der auf dem Rücken liegenden Hand, entgegentrat.

Auch nach Schleswig verfolgten uns die politischen Diskussionen, da in der Prüfungskommission lange gestritten wurde, ob wir bei dem Präsidenten der Zivilbehörde, einem Freiherrn von Zedlitz, und bei Manteuffel in corpore Visite machen sollten; ein Problem, daß sich durch eine Einladung Manteuffels, die uns ausdrücklich von einem vorherigen Besuch dispensierte, von selbst löste. Ich saß ihm bei Tisch gegenüber und fand in seinem Wesen etwas überaus Frisches, Joviales und Ungeniertes. Allerdings zog ich mir einen Ausruf seiner tiefsten Verachtung zu, als ich die Austern vorübergehen ließ, die ich, trotz der langen Jahre, die ich im „Austernlande" zugebracht, nicht essen lernte. – Beim Kaffee erschien auch Zedlitz, um mit uns eine Zigarre zu rauchen. Er hatte etwas sehr Vornehmes, war von Kopf bis Fuß Präsident, sprach aber freundlich und ohne Hochmut mit mir, der ich neben ihm saß. – Die Sitzungen der Prüfungskommission auf Schloß Gottorp begannen um 9 oder 10 Uhr mit dem Lesen und Diskutieren der teils deutsch, teils lateinisch unter Klausur beantworteten Fragen. Um 1 Uhr wurde gefrühstückt und dann bis 6 Uhr bei einer Tasse Kaffee die Arbeit fortgesetzt. Als ich Dogmatik examinierte, wollte es nicht recht gehen, am folgenden Tage in der Philosophie fühlte ich mich aber schon sicherer.

Die freien Stunden wurden zu Ausflügen in die schöne Umgebung oder zu sehr üppigen Diners verwandt, ein Schlemmerleben, das mir jedesmal bald über war. –

Eine unvergleichliche Szene gab es noch am Schluß. Der Kastellan, der uns das Frühstück auf dem Schloß hergerichtet, präsentierte eine genau spezifizierte, enorme Rechnung, war jedoch gänzlich zufrieden, als wir einfach nur die Hälfte bezahlten, was Jensen, der die Verhandlungen mit ihm geführt hatte, ganz selbstverständlich schien.

Durch das Examen war ich doch einigen Mitgliedern der Prüfungskommission wie den Generalsuperintendenten Godt und Koopmann sowie einem Propst Neelsen recht nahe gekommen, was zur Wiederbelebung der Geselligkeit, die unter den politischen Differenzen sehr gelitten hatte, wesentlich beitrug. Besonders wertvoll war mir, daß man mich in ein wissenschaftliches Kränzchen

einführte, an dem Männer der verschiedensten Richtungen und Wissensgebiete teilnahmen. Der, in dessen Hause das Kränzchen stattfand, hielt einen Vortrag aus seinem Studiengebiet; es folgte ein einfaches Abendbrot, bei dem die Diskussion fortgesetzt wurde, bis bei Wein und Zigarre das Gespräch auf Tagesfragen überging. Längst hatte ich mich nach etwas derartigem gesehnt, da der Einblick in verschiedene Wissensgebiete mich stets interessierte. Aus diesem Grunde besuchte ich auch im Wintersemester 1865/66 eine Himlysche Vorlesung über Experimentalchemie.

In Königsberg hätte ich mir derartige Nebeninteressen nicht leisten können, hier war jedoch meine Zeit weit weniger besetzt; ja, es kam sogar vor, daß ich nicht recht wußte, was ich arbeiten sollte, was mir in meinem Leben selten begegnet ist.

Auch unser persönlicher Bekanntenkreis erweiterte sich. Zunächst um Lipsius, den wir uns allerdings durch den Verlust von Fricke, der nach Leipzig ging, erkaufen mußten. Es war mir etwas wehmütig, daß das Haus, das mir den Einzug in Kiel so wesentlich erleichtert hatte, nun aufgelöst wurde, doch hatten die entgegengesetzten politischen Ansichten unser Freundschaftsverhältnis bereits wesentlich gelockert.

Näher trat uns, neben dem neuen Professor der dänischen Sprache Möbius, ein Hilfsprediger an der Nikolaikirche Theodor Hansen, ein geistvoller, wissenschaftlich strebsamer Mann mit starkem Sinn für alles Künstlerische. Er stammte von einer der kleinsten Halligen, Langennaes, und konnte von dem dortigen Leben Hochinteressantes erzählen. Charakteristisch für ihn war mir eine Antwort, die er gab, als ich mich über den schlechten Besuch meiner Vorlesung für Hörer aller Fakultäten über die „Glaubwürdigkeit der Evangelien" beklagte. Er erwiderte mir witzig und doch tief wahr: „Das ist lediglich Ihre Schuld; hätten Sie über die ‚Unglaubwürdigkeit der Evangelien' gelesen, wäre alles voll gewesen."

Unsere Wohnung war uns gekündigt worden, so mußten wir wieder Wohnung suchen und an Umziehen denken, was uns besonders unangenehm war, da Hermine ihrer Entbindung entgegensah und wir fürchten mußten, daß ihr die Unruhe zu viel werden oder sie gerade in den Umzugstagen von ihrer Stunde überrascht werden könnte. Daher war mir unsäglich wohl, als die Karwoche zu Ende war und ich mit dem letzten Packwagen gerade noch rechtzeitig in unsere neue, an einer Erweiterung des Walkerdamms gelegene Wohnung kam, um so mein Lieb am Ostersonntag geborgen zu wissen. Mama war auch schon zur Pflege eingetroffen, und am Jubilatesonntag schenkte Gott uns unsere Tochter Katharina.

Leider erholte sich Hermine sehr langsam, so daß wir ganz still und zurückgezogen leben mußten, was allerdings den Vorteil hatte, daß wir nun endlich einmal wieder ausgiebig zu gemeinsamem Lesen kamen. Hauptsächlich war es Fritz Reuter, dessen Bücher uns über diese Sorgenzeit hinweghalfen.

Mir fehlte bei diesem häuslichen Leben auch nur eines: das Schachspiel. Das Spielen mit Faber hatte ich aufgegeben, weil er die Redensart, die er unermüdlich wiederholte: „Das Besinnen ist das Beste am Menschen" in wahrhaft tödlicher Weise auch befolgte. So kam es, daß ich mich im Kränzchen darüber beschwerte, daß man in Kiel keinen Partner finden könne. Da sagte der Historiker von Gutschmid: „Warum haben Sie mich denn nicht gefragt?" – Fast drei Jahre hatten wir in einem Hause gewohnt und uns vergeblich nach einem Mitspieler gesehnt, der doch so nahe war. Obgleich inzwischen auch nicht mehr dasselbe Dach uns beherbergte, haben wir seitdem sieben Jahre lang einmal wöchentlich abwechselnd bei einem von uns gespielt. Nur in das Tischgebet, das ich vor dem Abendessen sprach, konnte er sich nicht finden und erzählte den Kollegen, ich betete immer um Glück im Spiel. Die Geselligkeit hatte ohnehin so gut wie aufgehört, weil die politischen Ereignisse zu sehr alle beschäftigten. Selbst zu Klemms ging ich seltener; es wurde mir zu schwer, ihre Hoffnungen, die an dem Herzog hingen, sich mehr und mehr verdüstern zu sehen.

Am 7. Juni 1866 waren die Österreicher abgezogen, und mit ihnen der Herzog. Finis Holsatiae! riefen seine Anhänger; wir Preußischgesinnten aber jubelten. Unsere Partei hatte in der Zwischenzeit so zugenommen, daß bei der nächsten Rektorwahl unser Kandidat Harms gegen den Schleswig-Holsteinschen siegte.

Wenige Tage später zogen die Preußen ein, besetzten ganz Holstein und übernahmen einstweilen allein die Regierung der Herzogtümer. Wohl drohten neue Sorgen und Agitationen wegen des Reverses, den die neue Regierung forderte, doch ließen die Schlag auf Schlag folgenden entscheidenden Ereignisse es kaum dazu kommen.

Am 14. kam die Nachricht von dem ominösen Bundestagsbeschluß, nach welchem gegen Preußen mobil gemacht wurde, am 16. waren die Preußen in Hannover bereits eingerückt, 14 Tage darauf begann der Entscheidungskampf um die Herzogtümer auf den böhmischen Schlachtfeldern. Uns wurde allerdings die Freude über den Sieg von Königgrätz getrübt durch die Nachricht, daß Pastor Schrader, der sich als einzigster nicht zu dem geforderten Revers entschließen konnte, abgesetzt wäre.

Noch betete Hasselmann in der Kirche für den Herzog, doch dessen Sache war und blieb verspielt. Vergebens hatte Bismarck ihm immer wieder die selbständige Herrschaft unter den für Preußen freilich unentbehrlichen Bedingungen angeboten; er hatte unter dem Einfluß seiner verblendeten Räte alles abgelehnt. Im Grunde war es ein Glück für ihn; da er ganz in den Händen der liberalen Partei war, hätte er in dem im Grunde streng konservativen Lande nie festen Fuß gefaßt.

Preußen hatte nun auch die Bundesgenossen Österreichs besiegt und konnte die Friedensbedingungen diktieren; und ehe noch der Prager Friede geschlossen

war, erschien am 16. August die Botschaft, durch die der König von Preußen Besitz von Schleswig-Holstein ergriff.

Vor drei Jahren war ich aus Preußen fortgezogen mit der Hoffnung, bald wieder zurückzukehren. Meine Hoffnung hatte sich erfüllt, freilich sehr anders, als ich es gedacht.

Es war in mir – sowie die politischen Verhältnisse ein Konzentrieren auf wissenschaftliche Probleme gestatteten – die unwiderstehliche Neigung entstanden, mein Kolleg zu einem Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments auszuarbeiten, da es an einem solchen Buche mangelte. Gleich am ersten Ferientage begann ich mit der Ausarbeitung dieses Planes, mußte aber erfahren, daß mir die Arbeit von Woche zu Woche schwerer wurde. Allein das Schreiben strengte mich so an, daß ich diktieren mußte; als sich nun noch Schlaflosigkeit einstellte, konnte ich auch das kaum mehr. Es lag wohl an der Art des Buches, das eine Fülle von Detailmaterial organisieren wollte, daß die Anstrengung, dies sofort in abgerundeter Form zu tun, viel zu groß war und die Spannkraft meiner ohnehin schon gründlich ruinierten Nerven weit überstieg. Doch die Arbeit hatte mich einmal gepackt und ließ mir keine Ruhe. Es gab ja nichts, was mich hetzte, nur die Arbeit selbst und die Spannung, wie sie sich gestalten werde, trieb mich unaufhaltsam vorwärts – bis ich schließlich doch einsehen mußte, daß es nicht ging und schweren Herzens die Feder ganz beiseite legte.

Überhaupt wurde es ein rechter Krankheitswinter. Hermine mußte fast noch mehr medizinieren als ich, nur die Kinder gediehen glücklicherweise zur Zufriedenheit.

Vielleicht habe ich es aber meiner zwangsweisen Arbeitsbeschränkung zu danken, daß ich ein Publikum des eben berufenen Treitschke über „Die Geschichte der Revolution von 1848 bis zu Napoleons Erhebung" hören konnte, das so besucht war, daß es in der Aula gehalten werden mußte. Es war aber auch das Herrlichste, was ich je derart gehört habe an Plastik der Darstellung, Feuer der Beredsamkeit und Schärfe der Kritik. Wie wurde die Zeit jetzt erst lebendig für mich; fast schien es, als hätte man sie gedankenlos durchlebt! – Auch als später die Wahlen zum Norddeutschen Reichstag vorbereitet wurden, hörte ich gerne zu, wie der leider fast taube Mann bloß auf Notizen hin, die ihm gemacht waren, die heftigen gegen ihn gerichteten Angriffe mit den Blitzen seiner Beredsamkeit niederschmetterte.

Die kirchliche wie politische Physiognomie der Stadt hatte sich durch die letzten Ereignisse völlig verändert. In einem Flügel des Schlosses residierte Baron von Scheel-Plessen, im anderen der General von Rosenberg-Gruszinski, mit denen wir Visiten wechselten und für die wir eine Gesellschaft gaben.

Pfarrer Hasselmann hatte seinen Abschied genommen, und an seine Stelle wurde Jensen gewählt, den ich bereits durch das Amtsexamen kennengelernt

hatte. Er und seine herzfreundliche, behagliche und kugelrunde Frau wurden uns, trotz ihres schleswig-holsteinschen Phlegmas, bald ein lieber Umgang. Schraders Pastorat bekam Hansen, der sich auf dringendes Wünschen der Gemeinde gemeldet hatte und damit all seine akademischen Pläne aufgab.

Am letzten Sonntag des Jahres predigte für ihn der Kandidat Ernst Dryander, der am Silvesterabend bei uns Besuch machte. Über seine Predigt sagt mein Tagebuch nichts; ahnte ich doch nicht, was er mir einst werden würde.

Auch außerhalb Schleswig-Holsteins hatte das Jahr 1866 Veränderungen gebracht. Vater war als Nachfolger Österreichs Oberkonsistorialrat und Hofprediger an der Schloßkirche geworden und hatte eine neue Wohnung auf dem stillen Burgkirchenplatz bezogen. Scheffer hatte als General den Abschied genommen und wohnte nun mit den Seinen in Bromberg. Voigt war nach Leipzig berufen worden.

Der Winter verging, ohne eine Besserung meiner kleinen Leiden zu bringen; ich begann einzusehen, daß ich einer Ausspannung bedürfe und folgte deshalb Vaters Einladung nach Königsberg. Hedwig nahm ich mit, da sie stark schielte und wir sie bei meinem Schulkameraden Jacobson operieren lassen wollten.

Diese Reise führte uns wieder über Berlin, wo ich mit Wichern, Oldenberg, Hoffmann und Bethmann Hollweg wegen eines Kirchentages in Kiel verhandelte, für den ich bereits in Altenburg Stimmung zu machen versucht hatte. – Außerdem hatte ich mich darauf gefreut, Heti die Schönheiten Berlins zu zeigen, war aber sehr enttäuscht, daß viel mehr als die „Linden" sie zwei Hündchen interessierten, die auf der Straße spielten.

Nun folgten unbeschreiblich schöne Wochen in der alten Heimat und dem alten Bekanntenkreise, nur getrübt durch die sorgenvollen Stunden während Hedwigs Operation, die jedoch glücklich verlief. Freilich wollte Jacobson sie noch eine Weile unter Aufsicht behalten, weshalb ich sie in Fräulein Höpfners Schule anmeldete. Mich rief das Amtsexamen und die Sehnsucht nach meinem Weibchen; so kehrte ich nach fünf Wochen gründlich erfrischt heim, wo ich gottlob alles wohlauf fand.

Der Kieler Kirchentag 1867

Es galt nun, sobald das Amtsexamen mich nicht mehr in Anspruch nahm, mit den Vorbereitungen für den Kirchentag zu beginnen. Beratungen über Beratungen des Lokalkomitees fanden im Hause des Stadtrats Nitzsch statt, die häufig sehr erregt verliefen. Die Liberalen unter Lipsius wünschten nämlich die sofortige Stellung der Landeskirche unter den Oberkirchenrat, was alle positiven Elemente als eine Verletzung ihres kirchlichen Charakters auffaßten. Meine Stellung zu der Frage war schwierig. Ich glaube noch heute,

das beste wäre gewesen, wenn man die Kirchen der annektierten Provinzen sofort unter den Oberkirchenrat gestellt hätte, natürlich unter ausreichenden Garantien ihres Bekenntnisstandes. Es hätte das ja zunächst viel Lärm gegeben, aber es wäre der Mißstand vermieden, wonach jene Kirchen bis heute unter dem Kultusminister stehen. Trotzdem konnte ich nicht mit der liberalen Partei gehen, welche die Union der preußischen Landeskirche zu einer bekenntnislosen gestalten wollte.

Die Frage beschäftigte auch die kirchliche Konferenz in Neustadt am 25. Juli, bei der aber die streng konfessionelle Partei, die die Gelegenheit benutzen wollte, der im ganzen milder gesinnten Geistlichkeit des Landes ihren Stempel aufzudrücken, so gut wie gar nicht vertreten war. – Propst Versmann, Herausgeber des Schleswig-holsteinschen Kirchenblattes und Führer der überwiegenden Mehrheit, präsidierte; Dove hielt den einleitenden Vortrag, und auf Godts Antrag wurde beschlossen, um eine presbyterial-synodale Verfassung und ein Provinzialkonsistorium zu bitten, damit die Kirche selbständig über ihr Verhältnis zur preußischen Landeskirche entscheiden könne.

Mich griffen die Kirchentagsvorbereitungen unter solchen Wirren doch wieder sehr an, auch Hermine fühlte sich recht elend; so folgten wir dem Rate Dr. Bockendahls, zum ersten Male von Kiel aus die Sommerferien zu einer Badereise zu verwenden, und zwar nach der Insel Sylt. Mama, die uns Heti aus Königsberg wiedergebracht hatte, wollte die Aufsicht über unsere drei übernehmen, wir konnten also beruhigt abreisen.

Zum ersten Male sahen wir nun bei der Überfahrt übers Wattenmeer die Halligen, von denen wir schon so viel gelesen und gehört. – Unweit der Südspitze von Sylt ankerten wir und wurden nach einem Landungsplatz ausgebootet, an dem unter einem Schutzdach eine Reihe sehr primitiver Wagen stand, deren einer uns durch die langgestreckte Insel nach Westerland brachte. In einem Bauernhause unter Strohdach fanden wir ein freundliches Zimmer mit Alkoven. Vollmondschein begrüßte uns – wir fühlten uns unsäglich wohl, frei von allen Banden der Pflicht.

Gleich nach dem Frühstück ging's zum Baden, das Hermine etwas fremdartig war, da man naiverweise dort Badekostüme als überflüssigen Luxus betrachtete. Ja, das waren freilich andere Wellen als am samländischen Strande, sie warfen einen rücksichtslos um, doch war man durch am Ufer verankerte Stricke, die um die Hände gewunden wurden, gegen den gefährlichen Rückstau gesichert. Danach ruhten wir zu Hause aus und lasen einen Roman von Sealsfield, wenn wir nicht vorzogen, wie ein junges Liebespaar zu kosen. – Zwischen drei und vier aßen wir im Strandhotel Mittag und tranken im Pavillon oder in der Strandhalle Kaffee, meist im Kreise von Bekannten, mit denen wir dann die Insel über die Heide hin kreuz und quer durchstrichen, bis uns die sinkende Sonne an den Strand lockte, um dem herrlichen Schauspiel des Sonnenuntergangs zuzusehen. Weniger

imponierte uns der Wechsel von Ebbe und Flut, worauf wir uns so gefreut hatten. Die Flut kam zu langsam heran. Trotzdem war es komisch, wie die am Strande liegende Badegesellschaft immer höher hinaufflüchtete und die Burgen, die die Kinder im Sande gebaut hatten, rettungslos zerstört wurden. Einmal gingen wir nach Wenningstedt, wo der Leuchtturm einen köstlichen Überblick über die ganze Insel bietet, ein andermal zum Birkenwäldchen, das mich sehr interessierte. Auf der Insel kommt nämlich wegen des beständigen Sturmes kein Baum höher als bis zum Dach der ihn schützenden Häuser. Hier hatte man nun versucht, unter dem Schutz von Gebüschen, die man immer wieder preisgab, eine Anpflanzung zu machen, es aber doch auch so nur zu einem kümmerlichen Buschwerk gebracht.

Das Schönste war eine Partie nach der Nordspitze, wo man unter den himmelhohen, schneeweißen Lister Dünen, die vom Winde leicht geriffelt waren, im Hochgebirge zu sein glaubte. Hin waren wir mühsam durch grundlosen Sand gefahren, auf dem Rückwege konnten wir aber, weil Ebbe eintrat, den weiten Bogen, den die Insel macht, abschneiden, indem wir mitten durchs Wattenmeer fuhren, wobei das Wasser bis an die Achsen der Räder spülte. Dicht am Wagen schwamm eine Auster. Der Kutscher holte sie herauf und Hermine, die sich gern von unseren Reisegenossen mit Austern traktieren ließ, brach sie auf und verzehrte sie mit Wohlbehagen.

Sehr wertvoll wurde uns die Bekanntschaft mit einem Herrn von Ketelhodt, einem hohen schwarzburg-rudolstädtischen Regierungsbeamten. Er hatte eine streng orthodoxe Frau und mußte neben einem katholischen Mitgliede der Regierung den Protestantismus vertreten. Das brachte ihn selbst in mancherlei Fragen und Skrupel; so kam es ihm sehr erwünscht, einen Theologen zu finden, dessen Schriftauffassung und Kirchenlehre ihm sympathisch war. Ich hatte dadurch etwas wie seelsorgerliche Tätigkeit in diese Ferien bekommen, die nun, durch das Gefühl des Gebens und Helfens, doppelt reich wurden. Er hat fortan alljährlich bei seinen Syltfahrten, die er in einer „Syltiade" verherrlicht hatte, uns in Kiel aufgesucht.

Der August ging zu Ende und mit ihm unsere Ferien. Wir waren beinahe wehmütig gestimmt, während wir mit dem schaukelnden Dampfer, der Post und Eisenbahn unserem Heim entgegenfuhren; doch als uns Mama mit den prächtig aussehenden Kindern begrüßte, als sogar Käthchen uns selbständig entgegenlief, versanken die Reize des Sommers gegenüber diesem Glück.

Am 2. September empfing ich mit dem Lokalkomitee die Kirchentagsgäste. Die Präsenzliste zählte 600 Teilnehmer, vorzugsweise aus den Herzogtümern. Der Nordosten fehlte fast ganz; aus Hannover und Mecklenburg waren nur einzelne gekommen.

Gleich die erste Ausschußsitzung zeigte, welch gefährlichen Boden der Kirchentag betrat. Beide Generalsuperintendenten lehnten es in demonstrativer

Weise ab, in das Präsidium einzutreten, obgleich sie doch die Einladungen mit unterschrieben hatten. An ihrer Stelle wurden Regierungsrat Kraus und Versmann gewählt und ihnen der Prälat Kapff aus Württemberg zugesellt. Auch über dem Begrüßungsabend lagerte unheimliche Schwüle. Die Landesgeistlichkeit hatte sich in zwei getrennten Lokalen versammelt, der eine Teil unter Führung von Lipsius und Bürgermeister Thomsen, der andere unter den beiden Generalsuperintendenten. Ich nahm natürlich an keinem teil, sondern verhandelte noch bis in den späten Abend mit Wichern.

Ein vom Turm der Nikolaikirche geblasener Choral begrüßte den Beginn des Kirchentages, den Hansen mit einem kindlich andringenden Gebet und Jensen mit einer fest auf dem Bekenntnis stehenden, aber durchaus irenischen Predigt einleitete. Professor Herrmann aus Göttingen hielt das Hauptreferat über die Frage: „Wie weit bedürfen in der Gegenwart die evangelischen Sonderbekenntnisse zu ihrer Sicherung und gedeihlichen Wirksamkeit einer selbständigen kirchlichen Ausgestaltung?" Obwohl auch er die Entscheidung, ob die Provinzialkirchen selbständig bleiben oder sich einem größeren Ganzen eingliedern sollten, offen ließ, so zeigte doch seine ganze Darlegung zweifellos, daß er für die zweite Alternative war. Das entflammte den Streit. Bischof Koopmann verwarf das ganze Referat als „ein doktrinäres Nebelbild, das die geschichtlichen Realitäten verleugne", und protestierte in leidenschaftlichem Pathos gegen jede Vergewaltigung der schleswig-holsteinischen Kirche und jedes konfessionsfeindliche Eingreifen des Kirchentags, das derselbe von vornherein abgelehnt hatte, indem er darauf verzichtete, irgendeine Resolution zu fassen. Lipsius und Thomsen protestierten, daß Koopmann sich anmaße, die einstimmige Meinung der Landeskirche zu vertreten, und Godt wies in seiner irenischen Weise darauf hin, daß die einst aus Schleswig-Holstein vertriebenen Geistlichen mit der Billigung von Claus Harms in der unierten preußischen Kirche eine Tätigkeit gefunden hätten, in der sie ganz ihrem Bekenntnis treu bleiben konnten. — Zum Schluß sprach Versmann, der die Diskussion geleitet hatte, Worte des Friedens.

Auch in die Verhandlungen des zweiten Tages wurde der Streit über Union und Konfession hineingetragen. Dorner hatte in einem tiefgründigen Vortrag über „Die Rechtfertigungslehre in ihrer Bedeutung für christliche Erkenntnis und christliches Leben" darzulegen versucht, wie sie eine breite Basis für die Gemeinsamkeit der evangelischen Sonderkirchen bilde. Koopmann behauptete, daß diese Lehre nur in dem lutherischen Bekenntnis gesichert sei. Superintendent Lechler aus Leipzig verwahrte sehr ernst den konföderierten Charakter des Kirchentages gegen solche konfessionelle Ausschreitungen, Lipsius protestierte gegen den Versuch, in dieser Lehre einen konfessionellen Gegensatz zu konstruieren, und ein greiser reformierter Laie bat in herzandringenden Worten, dies Kleinod der Heilslehre nicht zu einem Streitobjekt zu machen.

Ruhiger verlief der Kongreß für Innere Mission, auf dem Wichern in seiner hinreißenden Art ihre hier noch so fremden Grundgedanken entwickelte und Versmann über die Verpflichtung der Kirche gegenüber den großen Gemeinden in Stadt und Land referierte. Endlich gelang es wirklich, eine Vereinigung der beiden Richtungen zustande zu bringen. Es wurde ein Komitee gewählt, das auf die Bildung eines lutherischen Konsistoriums hinwirken sollte. In der Diskussion geriet ich zwar mit Lipsius scharf aneinander, doch beim Glase Wein versöhnten wir uns wieder. Die Schlußpredigt W. Baurs, der jetzt Pastor in Hamburg war, bildete einen friedevollen Schluß der kampfreichen Tage.

Hermine hatte an den meisten Veranstaltungen teilgenommen, sowie an einer köstlichen Fahrt in die See auf der Korvette Medusa, die der Prinzadmiral zur Verfügung gestellt hatte; auch war viel Besuch bei ihr, besonders Oldenberg und Hesekiel. Mir, der ich die Verhandlungen nachschreiben und in all dem bunten Treiben den Bericht für die „Spenersche Zeitung" und Vaters Gemeindeblatt ausarbeiten mußte, waren die Tage ein Beweis, wie wesentlich Sylt meine Gesundheit wiederhergestellt hatte.

Herrmann und Dorner blieben noch einige Tage, und wir gaben ihnen zu Ehren eine Gesellschaft. Plötzlich – wir saßen gerade sehr animiert bei Tisch – tat sich die Tür des Nebenzimmers auf, und das Kindermädchen trat mit Käthe im Nachtkleide auf die Schwelle. Lauter Jubel begrüßte sie, und Herrmann sagte, während sie herumgereicht wurde: „Man müßte sich eigentlich immer solch ein kleines Kind halten, es ist doch zu reizend."

Die Herberge zur Heimat

Endlich konnte ich nun wieder die Arbeit an meiner „Biblischen Theologie" aufnehmen, die Anfang Oktober fertig wurde, allein das Feilen am Manuskripte und die Korrekturbogen beschäftigten mich noch bis über die Hälfte des folgenden Jahres.

Viel Zeit nahmen auch die Konsistorialsitzungen der Universität in Anspruch. Waren sie mir früher eine Sorge gewesen, so nahm ich jetzt gern an der Umarbeitung unserer ganz veralteten Statuten teil, deren Einführung wir von der Regierung erhofften. Es wehte eben jetzt ein anderer Geist darin, wofür die Wahl unseres Kandidaten, des Juristen August Bechmann, zum Vertreter im Herrenhaus den besten Beweis erbrachte.

Auch die mit Spannung erwarteten Ernennungen für ein Provinzialkonsistorium kamen in dieser Zeit. Mommsen wurde Präsident, neben ihm die beiden Generalsuperintendenten, die Pastoren Versmann, Jensen und Rendtorf, endlich der uns bereits so lieb gewordene, erst 28jährige Dr. Chalibäus.

Die Geselligkeit kam jetzt auch wieder ins alte Geleise, ja, sie hatte sich inzwischen, nicht nur betreffs der Menus, reichhaltiger gestaltet und bot mancherlei Anregungen. Bei dem Mediziner Litzmann wurden zu dem mit verteilten Rollen gelesenen Sommernachtstraum die Mendelssohnschen Elfenchöre von dem Kränzchen der Professorenfrauen, an dem auch Hermine teilnahm, gesungen, bei Weinholds wurde Egmont gelesen und dazu die Beethovensche Musik aufgeführt. Als bei uns die „Fabier" von Freytag gelesen wurden, erinnere ich mich noch einer geheimen Angst, mit der ich den Philologen Otto Ribbeck die Hauptrolle in dramatischem Feuer agieren hörte, weil dicht nebenan die Kinder schliefen und ich jeden Augenblick fürchtete, sie könnten aufwachen und die Tragödie mit etwas Kindergeschrei akkompagnieren. Es ging diesmal alles gut, dafür weckte uns Käthe sonst häufig durch starkes Geschrei, und da das Kindermädchen schwer zu wecken war, mußte ich sie dann selbst auf den Arm nehmen, im Zimmer auf und ab gehen oder ihr die „Sternchen" zeigen, bis sie ihr Köpfchen neigte und einschlief. Zum Dank umfing sie mich auch mit besonderer Zärtlichkeit. Auch am Tage mußte ich manchmal die Tür meines Arbeitszimmers offenlassen, um die Kinder zu beaufsichtigen, was mich aber nicht störte.

Kaum war das „Lehrbuch" vollendet, so suchte ich nach einer neuen Arbeit. Ein Göttinger Repetent, Klostermann, hatte einen Kommentar über das Markusevangelium geschrieben, der, trotz mancher Wunderlichkeiten, zum ersten Male eine wirkliche Detailexegese desselben enthielt. Das brachte alte Pläne in mir zur Reife. Auch ich wollte einen solchen schreiben, aber zugleich mit den synoptischen Parallelen deren Verhältnis zu ihm erläutern und durch besonderen Druck anschaulich machen.

Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß gerade in dieser Zeit Klostermann für das Alte Testament hierher berufen war. Die Fakultät zeigte hierüber einiges Befremden, da sie weder zu Vorschlägen wegen der Professur aufgefordert war, noch der Neutestamentler Klostermann durch irgendeine alttestamentliche Arbeit seinen Befähigungsnachweis für diesen Lehrstuhl erbracht hatte. Man munkelte von Beziehungen zu einem kleinen Fürstenhofe, die wohl zu der Berufung beigetragen hätten, und es war vorauszusehen, daß die Ankömmlinge nicht allzu freundlich empfangen würden. Hermine und ich beschlossen deshalb, uns des jungen Ehepaares ganz besonders anzunehmen; mit ihm verband mich ja das Interesse für Markus, auch war ich dankbar, daß er mich von den mir immer lästiger und störender werdenden alttestamentlichen Vorlesungen befreite. Er hat sich auch bei seiner gründlichen Gelehrsamkeit und dem enormen Arbeitsfleiß bald in das neue Arbeitsgebiet einzuleben gewußt. Etwas Eckiges hatte er in seiner ganzen Weise, man sah ihm immer noch den Bauernsohn an, auch lag in seinem Auftreten etwas Selbstbewußtes. Ich sehe ihn noch, wenn er, während die Verhandlungen schon begonnen hatten, mit schallendem Schritt durch den

Konsistorialsaal zu seinem Platz ging, ohne sich um irgend jemand zu kümmern. Trotz solcher Kleinigkeiten ist unser Verhältnis zwar kein warmes, so doch ein nahes geblieben bis ans Ende.

Unterdes waren auch die Rezensionen über meine „Biblische Theologie" erschienen, die ein stattliches Buch von 40 Bogen geworden war. Die meisten sprachen sich mehr oder weniger anerkennend aus, nur die Rudelbach-Guerickesche Zeitschrift verwarf sie als eine „Ausgeburt der zerstörenden Kritik, die sich mit dem Feigenblatt der sogenannten Wissenschaft behänge". Als ich mich gegen ihre unglaublichen Mißverständnisse zu wehren suchte, erfuhr ich nur, wie leicht dieser durch keine Sachkenntnis gezügelte Fanatismus dergleichen abschüttelt. Auch die liberale Theologie schob dies ihr unbequeme Buch mit einigen höhnischen Worten beiseite. – Heute kann ich nur mit einem gewissen Lächeln der Spannung gedenken, mit der der junge Autor nach jeder neuen Kritik griff. Der Erfolg des Buches ist seine beste Kritik. Es hat sieben Auflagen erlebt, die der Verleger stets noch vergrößerte, und ist wohl jahrzehntelang das beliebteste neutestamentliche Lehrbuch geblieben.

Auf dem Schlosse hatte ein kleiner Jünglingsverein seine Stätte gefunden, da der Diener des Generals Rosenberg, Grohmann, ein ehemaliger Handwerker, eins der eifrigsten Mitglieder war. Die Leitung hatte ein etwas verwachsener Geselle namens Bewarder, den ich wegen seines lebendigen Glaubens bald sehr lieb gewann. Eines Abends luden sie mich in ihren Kreis ein, um mir den Wunsch vorzutragen: eine Herberge zur Heimat als Mittelpunkt ihrer Bestrebungen zu besitzen. Freilich mußte ich sie auf die verschiedensten Schwierigkeiten aufmerksam machen; war es mir ja nur zu erinnerlich, wie oft wir in Königsberg denselben Wunsch gehabt hatten und wie er immer an dem Mangel an Mitteln gescheitert war; doch besprach ich die Sache mit Jensen und verfaßte eine Einladung zu einer größeren Versammlung, in der ich darüber reden wollte. Infolge meiner Beziehungen zu dem Verein der Armenfreunde sowie durch Hilfe des Senators Reiche gelang es mir, eine größere Zahl angesehener Männer zur Unterschrift zu bewegen, und am 2. Februar 69 war der geräumige Börsensaal dicht gefüllt. Ich entwarf ein Bild der Herberge, wie es mir vorschwebte, und sofort wurde ihre Gründung beschlossen; ich selbst mußte zunächst das Präsidium des dafür gewählten Ausschusses übernehmen.

Der alte Brauer hatte 100 Taler für Zwecke der Inneren Mission vermacht und sein Schwiegersohn Klemm sie mir für die Herberge übergeben. Nicht wenig stolz eröffnete ich die erste Sitzung, indem ich diesen Grundstein auf den Tisch des Hauses legte. Aber ich sah nur lange Gesichter. Nein, ein Werk der „Inneren Mission" wollte man nicht! – Vergeblich erwiderte ich, was wir wollten, hätte ich doch deutlich genug gesagt, ob sie das nun Innere Mission nennen wollten oder nicht, sei doch gleichgültig.

Eine Anzahl Ausschußmitglieder erklärten ihren Austritt, und die Sache wurde, nach dortiger Sitte, in den öffentlichen Blättern lebhaft besprochen. Namentlich opponierte man gegen die Andachten und das Tischgebet, von denen ich gesprochen. „Das sei eine Veräußerlichung der Religion und ein Zwang dazu." Auf diese Artikel schrieb ich zur Antwort: Wir würden dem künftigen Hausvater weder die einen noch die anderen befehlen, sondern einen wählen, der sie stets in seinem Hause gehalten. Auch solle niemand von den Gästen zur Teilnahme gezwungen werden.

Der Kampf war hart, doch wir blieben Sieger. Bis auf eines wurden sämtliche ausgetretenen Mitglieder zurückgewonnen, und als es später zur Errichtung der Herberge kam, hat niemand mehr ein Wort gegen ihren christlichen Charakter gesagt. Selbst der Magistrat, mit dem ich durch meinen Freund Nitzsch verhandelte, kam unserer Sache aufs liberalste entgegen; so galt es nur noch, die Bausumme durch Aktien aufzubringen, was allerdings viel peinliche Gänge erforderte, zumal für mich, dem die Kollegen und höheren Beamten zufielen. Allein Plessen zeichnete als gutes Beispiel 25 Aktien, und Mitte März waren bereits 130 in festen Händen; da außerdem der Verein der freiwilligen Armenfreunde aus seinen Überschüssen eine erhebliche Summe zur Verfügung gestellt hatte, konnten bald die Pläne fertiggestellt und der Grundstein gelegt werden.

In unserem Hause sah es dagegen um diese Zeit recht trübe aus. Seit dem November wußten wir, daß Gottes Güte unser Dreikleeblatt zum Vierkleeblatt vervollständigen wollte, und wenn auch Hermine die lange, bange Wartezeit diesmal recht gut verlebte, so mußte sie sich zu Ostern doch legen. Dazu brachen bei allen drei Kindern die Masern aus, und zwar in schlimmer Gestalt, gleichzeitig wurden die Zimmer tapeziert, und mit den Dienstboten hatte es auch wieder Ärger und einen Wechsel gegeben. Ich steckte währenddessen im Amtsexamen und konnte mich daher auch nur um wenig kümmern.

Erst Anfang Juli hellte sich unser Himmel wieder auf, Heti und jetzt auch schon Hänschen gingen wieder in die Schule, wobei wir ihn oft vom Fenster aus beobachteten, wenn er, von seinen Mitschülerinnen eskortiert, ihnen mit dem Lineal seine Zärtlichkeiten applizierte. Auch zur Kirche begleiteten die beiden uns gerne, vielleicht aber nur, weil wir uns danach in der Konditorei von Flamme zu stärken pflegten.

War Hänschen einmal unartig, so mußte er zur Strafe in der Ecke stehen, die meine Bücherschränke bildeten. Er hat später oft behauptet, er verdanke seine bibliographischen Kenntnisse in der Theologie diesen Stunden, in denen er „der Not gehorchend" die Büchertitel gemustert hatte.

Am 27. Juli 69 wurde uns unser zweiter Junge geboren, den ich auf den Namen Markus taufte. Später hat er es mir oft verdacht, daß ich ihm diesen etwas verfänglich klingenden Namen gegeben; aber damals gab es noch keinen Antisemitismus, hervorragende Schleswig-Holsteiner haben den Namen

getragen, und ich, ganz in meine Markusstudien vertieft, konnte keinen anderen wählen.

Eine Allerhöchste Verordnung vom 16. August hatte die vom Konsistorium entworfene vorläufige Gemeinde- und Synodalordnung genehmigt, auf Grund derer die Vorsynode gewählt werden sollte, welche die definitive Verfassung der Schleswig-holsteinischen Provinzialkirche zu beraten hatte. Zunächst galt es, Gemeindevertretungen zu bilden. Ein heftiger Wahlkampf entbrannte. Durch mein Eintreten für den Charakter der zu gründenden Herberge war ich von selbst der Führer der konservativen Partei geworden, wie Lipsius der der liberalen. Bei den Vorwahlen hatte er die Majorität, doch gelang es einer von dem Buchhändler Homann und einigen Freunden geleiteten Agitation, unsere Partei rasch zu vermehren, und da wir durchaus keine einseitig zusammengesetzte Vertretung erstrebten, brachten wir in der Wahl am 3. November unsere ganze Liste durch. Bei der Wahl des Kirchenvorstandes unterlag ich allerdings doch gegen Lipsius.

Gottlob trennten die politischen und kirchlichen Gegensätze in Kiel nicht so wie in Königsberg und später in Berlin. Nach wie vor ging ich mit Lipsius spazieren, und selbst mit Jeß konnte ich mich ganz freundschaftlich über die Vorgänge im liberalen Kirchenvorstande unterhalten.

Auch der Ausgang der Herbergssache zeigte, daß man solche Dinge nicht nach Parteischablonen behandelte. – Als der Bau der Herberge seiner Vollendung entgegenging, dachte man an die Wahl des Hausvaters. Man hatte es für notwendig gehalten, die Stelle auszuschreiben, weil öffentliche Gelder mit zum Bau verwandt waren, und mein guter Grohmann fragte mich, ob er sich melden solle. Ich verbarg ihm nicht, daß er als Bursche eines preußischen Offiziers und wegen seiner streng kirchlichen Gesinnung sehr wenig Aussicht habe; doch stehe ja ihm so gut wie jedem anderen das Recht zu, sich zu melden.

Gegen hundert Bewerbungen gingen ein, die in einer Reihe von Sitzungen wieder und wieder gesichtet wurden. Grohmann blieb von der Verwerfung verschont. Zuletzt wurden fünf ausgesucht und zur persönlichen Vorstellung mit ihren Frauen, respektive Bräuten, aufgefordert. Die stramme militärische Haltung Grohmanns und die augenscheinliche Tüchtigkeit seiner Braut, einer Bauerntochter, machten solch guten Eindruck, daß er einstimmig gewählt wurde.

Wir haben es nicht zu bereuen gehabt. Als ich aus Kiel fortging und unseren Schatzmeister, einen ganz liberalen Herrn, bat, der Herbergssache treu zu bleiben, sagte er: „Solange Grohmann Herbergsvater bleibt, gewiß!" –

Überhaupt wurde es in Kiel jetzt erfreulicher, das fühlte ich vor allem, als man mir die Bewerbung um eine vakante Pfarrstelle empfahl. Die Zeit war lange vorüber, in der ich, bloß um von Kiel fortzukommen, jede Pfarrstelle angenommen hätte!

Das geistige Leben der Stadt und im Professorenkreis wurde auch immer reger und vielseitiger, und wie der Kirchentag 67 so brachte auch die große Philologenversammlung im Herbst 69 viel Interessantes. Unvergeßlich ist mir besonders ein Gespräch mit Delitzsch während der Festfahrt in die offene See hinaus, bei der ich, übers Geländer gelehnt, ihm vorhielt, daß er in seiner Schrift über das Matthäusevangelium versprochen habe, den Beweis zu bringen, daß Markus der jüngste Synoptiker sei. Er aber schüttelte nur das weißlockige Haupt und sagte: Taube Blüten, taube Blüten!

So begann das Jahr 1870, das Jahr des Krieges, dessen Bedeutung für ganz Deutschland niemand ahnte. Nun erst schloß Schleswig-Holstein sich ganz mit Deutschland zusammen und begrub allen alten Hader.

Nun erst konnte ich in Kiel ganz heimisch werden.

Sechstes Kapitel

Sieben schöne Kieler Jahre

Während des Krieges 1870/71

Es war am 14. Juli 1870, als die ersten aufregenden Nachrichten wegen der Händel eintrafen, die Frankreich aus Anlaß der Kandidatur des hohenzollernschen Prinzen für den spanischen Königsthron anzettelte; zwei Tage später proklamierte das Parlament die Kriegserklärung.

Daß in diesen, mit solchem Auftakt begonnenen Ferien an wissenschaftliche Arbeit nicht zu denken war, ist selbstverständlich; dazu erregten mich die vorzüglichen Kriegsberichte der „Hamburger Nachrichten" viel zu sehr. Auch war ich, um wenigstens etwas an der Sache des Vaterlandes mitzuwirken, Mitglied einer Versorgungskommission geworden und hatte als solches, außer den Sitzungen, täglich einige Stunden im Depot zu arbeiten.

Inzwischen waren die ersten Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen und wir gingen am 7. August zu Jensen in die Kirche, um Gott für seinen Schutz zu danken. Als wir danach bei Klostermanns im Garten saßen, hörten wir Schüsse. Vor dem Hafeneingang lag die französische Flotte, so nahe, daß man ihre Panzer sehen konnte. Da es bei der noch sehr primitiven Befestigung des Hafens ein leichtes gewesen wäre, den Eingang zu forcieren, dachten wir, daß der Kampf begonnen habe; ja, wir meinten deutlich die von dort kommenden Schüsse von der Erwiderung durch die Unsrigen unterscheiden zu können. In der Stadt erfuhren wir jedoch, daß es Salutschüsse zur Feier des Sieges bei Wörth über Mac Mahon waren, denen sich bald die über den am gleichen Tage errungenen Sieg von Spichern zugesellen sollten. Die französische Flotte hat gar nicht in den Krieg eingegriffen, man sagte, sie sei noch lange nicht kampfbereit gewesen.

Wir mußten allerdings gleich erfahren, daß jeder Sieg Opfer fordert. Herr von Wolff, der Mann von Hermines Herzensfreundin Olly, starb infolge seiner bei Wörth empfangenen Verwundung.

Nun folgten die Siegesnachrichten Schlag auf Schlag, am 17. und 18. August war auch das Heer Bazaines bei Mars la Tour und Gravelotte geschlagen und nach Metz zurückgeworfen. Als ich aus der Kirche kam und mehr

nach den Fahnen und Extrablättern als auf meinen Weg sah, stolperte ich und tat einen bösen Fall. Der Doktor meinte, da ich nun doch einmal liegen müsse, könne er das Schöne mit dem Nützlichen verbinden und gleich eine Grützgeschwulst auf der Stirn operieren, was er denn auch gründlich besorgte. So lag ich auf dem Sofa, an Stirn und Fuß verbunden und war doch kein verwundeter Sieger. Es war eine harte Geduldsprobe. Draußen war alles voll Jubel, besonders über die Gefangennahme des Kaisers Napoleon bei Sedan, die Stadt war illuminiert und ausgeflaggt, nur ich war ans Zimmer gefesselt und mußte nun doch versuchen, mich wieder auf wissenschaftliche Lektüre zu konzentrieren.

Jetzt waren schon Toul und Straßburg eingenommen, und kurz darauf, es war am 27. Oktober, kam Hänschen mit hochrotem Gesicht in mein Arbeitszimmer gestürzt: „Metz hat sich übergeben!"

Endlich nahm nun auch das ganz aus den Fugen gegangene Alltagsleben wieder seine alte Gestalt an. Ich arbeitete die textkritische Einleitung zum Markusevangelium aus und begann die Vorlesungen, die natürlich auch nicht unberührt von Politik blieben; so ließ ich am 5. Dezember während des Konversatoriums Wein holen, um mit meinen Studenten auf den kommenden deutschen Kaiser anzustoßen. Es ging nämlich die Kunde von den Verträgen, die die deutschen Südstaaten mit dem Norddeutschen Bunde zum Deutschen Reiche vereinigen sollten, bereits durch die Lande, obwohl erst das neue Jahr am 18. Januar die Kaiserproklamation brachte.

Bald darauf ergab sich Paris nach 130tägiger Belagerung, wodurch der große Krieg zu Ende ging. Kurz, wie dieses Kapitel, das sich nach ihm benennt, war er entschieden, wie kaum je ein Krieg von so ungeheuren Erfolgen.

Friedliche Zeiten

Inzwischen hatte ich das Manuskript meines Markusevangeliums fertiggestellt. Hertz bot mir dafür allerdings nur ein kleines Honorar, weil für das nur für Gelehrte berechnete Buch kein großer Absatz zu erwarten war, außerdem der Druck teuer wurde, da ich neben den Text des Markus in Parallelkolumnen den der beiden anderen Evangelien drucken ließ und teils durch gesperrten Druck, teils durch anderweitige Typen den Text auszeichnete, den ich der ältesten Quelle und dem Markus zuschrieb.

Gleichzeitig druckte ich an einem hinterlassenen Werk von Cosack, — so wurde ich mit Korrekturbogen zeitweise überschüttet. Als ich einmal Hermine aus dem Markus dabei vorlas, hörte unser kleiner Marsi aufmerksam zu und fragte: „Ist das von mich?"

Der lustige, schelmische, zärtliche Junge war Mamachens ganze Wonne; er war auch zu drollig, wenn er auf Käthes Puppenbadewanne trommelte

und mit seiner tiefsten Stimme „Und die Juste, die bewußte" sang. – Daß aber der Krieg selbst bei den Kindern einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, bewies ein lebendes Bild, das sie lange nach Friedensschluß stellten. Johannes auf einem umgestürzten Pferde war König Wilhelm, der kleine Markus stand als Moltke neben ihm, während Käthe die Gardine aufriß und rief: „Schlacht bei Gravelotte."

Leider wurde dies behagliche Familienidyll zuweilen gestört durch Dienstbotenärger oder durch Unwohlsein Hermines, wir akzeptierten daher gern den Vorschlag der Tragheimer, uns meine Cousine Berta von Arnim zu senden, damit mein Weibchen einmal ganz ausspannen könne. Das stille, selbstlose, zu jeder Hilfe bereite Wesen Bertas war ein wahrer Schatz für unser Haus, selbst Hermine fühlte sich ganz beruhigt, als sie den Haushalt ihr überlassen mußte, um nach Berlin zu reisen, wo sie bald in allen Freuden, allerdings auch in aller Hetze des Großstadtlebens schwelgte. Wenn sie die Ziegler, die damals auf ihrer Höhe stand, in ihren Glanzrollen sah oder in den Sammetsesseln des ersten Ranges saß und ihre Cousine Anna von Woyna, eine vom alten Kaiser sehr verzogene Hofdame, in der Hofloge beobachtete, glaubte sie fast in einer anderen Welt zu sein.

Währenddessen schwelgte ich in den zweifelhafteren Freuden des Amtsexamens, das diesmal von besonderem Interesse für mich war, da unter den Examinanden ein uns nahe befreundeter Graf Baudissin und der spätere Generalsuperintendent Kaftan waren, die beide das Prädikat „sehr rühmlich" erhielten, das beste, das wir zu vergeben hatten.

Trotz unserer verschiedenartigen beiderseitigen „Schwelgerei" wuchs uns aber die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung über den Kopf, und Hermine bat flehentlich in einem ihrer immer noch im Stil der Brautbriefe gehaltenen Briefe, sie von einem geplanten Besuch bei Frau Cosack in Halle zu entbinden, was ich nur zu gern tat. Mir waren die Trennungswochen eine Zeit des Rückblicks und der Läuterung gewesen, und wie von selbst schrieb ich die Brautlieder ihr zur Begrüßung in ein neues Heft, mit einer Einleitung, in der ich den Erfahrungen unserer Ehe gerecht zu werden suchte. Doch wenn eine Strophe auch lautete:

Es kamen auch umwölkte Stunden
Voll Erdenleid, voll eigner Schuld,
Doch immer ließ, der uns verbunden,
Aufs neu uns leuchten seine Huld...

so schließt es doch in vollem Glück:

Was ich dir jubelnd hab' gesungen,
Einst in der Liebe Maienzeit,
Es klingt in mir mit neuen Zungen,
Es grüßt im neuen Mai dich heut.

Noch einmal sing' ich meine Lieder,
Heut stimmt der Kinder Chor mit ein,
Sie haben ihre Mutter wieder,
Laß uns mit ihnen glücklich sein!

Eine Freude kommt selten allein – so folgte Hermines Rückkehr bald ein Besuch von Vater und Hannchen und gleichzeitig schrieb Hertz, daß eine zweite Auflage meiner Biblischen Theologie vorbereitet werden müßte. Die Botschaft war um so erfreulicher, als ich gerade in diesem Semester die Erfahrung gemacht hatte, wie ich mir durch das Lehrbuch das Kolleg über Biblische Theologie gründlich verdorben hatte; wir feierten sie deshalb durch eine Tagestour mit den Kindern nach Karlsburg. Im übrigen war Vater nicht so bereit mehr zu Ausflügen, suchte auch weniger Bekannte auf und war überhaupt nicht so frisch als sonst; wir ahnten jedoch nicht, daß er zum letzten Male bei uns sei.

Vater hatte es uns ermöglicht, auf einige Tage nach Gremsmühlen zu gehen, bevor Berta abreiste, die acht Monate lang uns und unserem Haus so viel gewesen war. Gremsmühlen, dieses entzückende Plätzchen zwischen dem Diek- und Kellersee, hatte damals noch ein bescheidenes Gasthaus, doch fand man an der table d'hôte stets wenig aber angenehme Gesellschaft, und der Morgenkaffee auf der Veranda war so reizvoll, daß ich, wie einst bei Scheffers, das Frühstücksstündchen ziemlich ausdehnte. Wir durchstreiften die waldigen Höhen an den Seen oder machten einen Ausflug nach Eutin, um den Schloßgarten anzusehen, am liebsten aber suchten wir uns, wie in der Brautzeit, ein Plätzchen am See, wo ich Hermine beim Zeichnen zuschauen konnte, soweit die mich bis hierher verfolgenden Korrekturen dazu Muße ließen.

Unterdessen waren die Wahlen zur Vorsynode erfolgt und in Kiel durchaus liberal ausgefallen; infolgedessen wurde in der Gemeindevertretung eine Petition an die Synode eingebracht, den vom Konsistorium vorgelegten Verfassungsentwurf im Sinne des Liberalismus umzugestalten. Das sollte das Signal sein für alle Gemeindevertretungen, da man durch einen allgemeinen Petitionssturm der Synode zu imponieren hoffte. In der Detailberatung opponierte ich Punkt für Punkt, obwohl ich manche gute Freunde, wie Dr. Bockendahl, unter meinen Gegnern sah. Wir wurden beständig überstimmt, aber ich ließ nicht nach. Als es endlich zur Schlußberatung kam, erklärte ich, daß die Majorität kein Recht habe, ihre Petition als die der Gemeindevertretung einzubringen und ich sofort eine Gegenpetition der Positiven veranlassen würde. Das machte denn doch die Besonneren stutzig, die offizielle Absendung wurde verworfen, wodurch die ganze Agitation ins Wasser gefallen war. Freunde hat mir meine Handlungsweise allerdings im Kirchenvorstande nicht gewonnen, daher fiel ich auch durch, als ein Ersatzmann für den nach Jena berufenen Lipsius gewählt wurde.

Außer Lipsius schied der Kirchenrechtslehrer Hinschius, der nach Berlin, und Ribbeck, der nach Heidelberg ging, aus unserem Kränzchen aus, für Lipsius kam der Professor Nitzsch aus Gießen. Doch nicht nur im Universitätskreise sollte das Jahr 72 Veränderungen bringen.

Wohl durch seinen letzten Besuch war in Vater und Hannchen die Erinnerung an die Zeit erwacht, die unsere Heti während ihrer Augenoperation bei ihnen zugebracht hatte und der Sonnenschein des Hauses geworden war. Jetzt, nach dem Tode von Tante Ernestine Diestel, fühlten die Königsberger sich vereinsamt, und Vater sehnte sich nach „dem Tropfen liebenswürdigen Quecksilbers", ihrem „possierlichen Geplapper" und „der überquellenden Zärtlichkeit, mit der sie sich uns allen ins tiefste Herz geschrieben".

Da Hermines Gesundheitszustand immer noch recht viel zu wünschen übrig ließ, nahmen wir das Angebot, Heti nach Königsberg zu nehmen, trotz der damit verbundenen Trennung an und verabredeten, Vater im Sommer auf der Rückreise von Wildbad, wo er die Kur gebrauchen sollte, das Kind zu übergeben. Wernigerode, wohin Scheffers jetzt endgültig übergesiedelt waren und uns, vor allem Hermine, eingeladen hatten, um ihr neues Haus kennenzulernen, wurde zum Treffpunkt bestimmt. – So kamen wir zuerst nach Wernigerode, das uns noch oft Reiseziel werden sollte. Scheffer, der weite Spaziergänge sehr liebte, sorgte auch dafür, daß wir die Herrlichkeiten der Umgebung kennenlernten, um aus eigenem Wunsche, nicht nur um der Einladung willen, recht oft zu diesem schönen Fleckchen Erde wiederzukehren.

Nach der Steinernen Renne und den Rennenklippen, ins Friederiken- und Christinental, auf den Scharfenstein und Armeleuteberg, ja selbst bis Ilsenburg und Benzingerode führte er uns in den neun Tagen unseres Dortseins. In der Schefferschen Familientradition lebte dieser Besuch unauslöschlich fort wegen eines Streites, in den ich mit dem General auf dem Henkersberg geriet, weil ich als ungeübter Bergsteiger nicht weglos hinabsteigen wollte. Ich mußte nun allein in der Dämmerung, während eine Herde Wildschweine an mir vorbeitobte, die Chaussee zu gewinnen suchen, die mich auf weitem Umweg über die Marmormühle sehr erschöpft und sehr spät nach Hause brachte, wo mich obendrein noch Gelächter empfing. Seither hat bei uns der Henkersberg eine gewisse sprichwörtliche Bedeutung.

Kurz nach unserer Rückkehr starb der alte Kirchenrat Professor Thomsen. Schon während seiner Krankheit hatte er mir den Lesezirkel für Pastoren übertragen, der mich für die damit verbundene Mühe dadurch entschädigte, daß ich alle Zeitschriften aus erster Hand lesen konnte. Nun wurde ich sein Nachfolger in der Bibliothekskommission. Als es sich um seinen Nachfolger an der Universität handelte, dachte ich an meinen alten Freund Möller, dessen spezielles Gebiet die Kirchengeschichte war. Aber in dem Vorschlage der Fakultät waren die Stimmen geteilt, wodurch er ganz wertlos wurde. Ich sprach mit Jensen, der mich veranlaßte, persönlich zu Scheel-Plessen, unserem

Kurator, zu gehen, wodurch ich tatsächlich die Erfüllung meines Wunsches erreichte. So war es mir vergönnt, den, der mich einst für die akademische Laufbahn gewonnen, für diese zurückzuerobern und meinen lieben Jugendfreund wieder an meine Seite zu ziehen.

Dieser frohe Auftakt eröffnete das Jahr 1873 – damit wir aber nicht zu sorgenlos begannen, war uns die Wohnung gekündigt. Gottlob fanden wir bald eine neue, die an der Ecke der Dammstraße und des Exerzierplatzes lag. Die großen Vorderzimmer gingen auf seine schönen Alleen hinaus, auf die Kinder hatte der Platz durch seine Märkte und Schaubuden schon früher eine große Anziehung ausgeübt. Ende März wurde bei prachtvollem Wetter mit Hilfe unseres treuen Tischler Neels unser dritter Kieler Umzug bewerkstelligt. In dem Hause, das einem Schmiedemeister Niehus gehörte, wohnten bereits Hoffmanns, die uns sehr sympathisch waren, obgleich er etwas einseitig auf seine orientalischen Studien beschränkt und schwerhörig war.

Gleichzeitig kamen Möllers an, für die wir ganz in unserer Nähe eine Wohnung gemietet hatten, und ich hatte die Freude, diesen liebenswürdigen Menschen bei unseren Freunden und im Professorenkreise einzuführen.

Die Regierung hatte den Vorschlag gemacht, die für den Universitätsbau gesammelten Gelder, die doch für die neue Zeit nicht mehr ausreichten, zu übernehmen und den Bau selbst auszuführen. Nur die Platzfrage erforderte noch lange Verhandlungen, da eine Partei von einem Bau im Schloßgarten eine Schädigung der schönen Anlagen befürchtete. Endlich am 3. August fand die Grundsteinlegung durch den Kronprinzen statt. Während wir auf die Vorstellung warteten, fragte mich Mommsen: „Wissen Sie auch, daß Versmann gestern gestorben ist?" Die Frage verwunderte mich, da ich Versmann nie nahe gestanden, wir sogar in mancher Beziehung theologische Gegner waren. Doch bald genug sollte ich erfahren, welcher „Grundstein" dadurch auch für mich gelegt war.

Die Berufung ins Konsistorium

Vaters Briefe klangen trüber und trüber, es war augenscheinlich, daß das Flechtenleiden, an dem er schon lange litt, allmählich seine Lebenskraft zersetzte. Und immer dringlicher wurde seine Bitte, möglichst bald nach Kösen zu ihm zu kommen, wo er während des Sommers die Kur gebrauchen sollte. Es weht ein Hauch von Zärtlichkeit durch diese Briefe, wie ich es sonst nie gekannt habe. Sofort nach Semesterschluß reiste ich ab.

Ich fand Vater doch frischer, als ich gefürchtet hatte. Er wohnte in einem hübschen Hause mit Blick auf die Saale und die jenseitige Promenade, ich ihm gegenüber im „Mutigen Ritter". Natürlich konnten wir nur kurze Spaziergänge mit ihm machen, doch wanderte ich mit Hannchen zur Rudelsburg,

den Saalhäusern und nach Schulpforta; meist aber saßen wir in der Laube, wo ich Vater etwas Leichtes vorlas, um ihn zu zerstreuen, was mir allerdings nicht so gut gelang wie Gustav, der für zwei Tage aus Dresden, wo er als Professor am Vitztumschen Gymnasium war, herüberkam und dessen Humor uns alle sichtlich auffrischte. Vater fing sogar wieder an, Reisepläne zu entwerfen, die wir gemeinsam exekutieren wollten. Wir sahen freilich leicht genug, wie eitel solche Hoffnungen waren, und wenn ich auch nicht ahnte, daß ich Vater hier zum letzten Male lebend gesehen hatte, so war mir doch sehr wehmütig, als mein Zug über die Eisenbahnbrücke rollte und Vater mit Hannchen vom Fenster ihrer Wohnung aus mir den letzten Abschiedsgruß zuwinkten.

Um so mehr freute es mich, als nach meiner Rückkehr Mommsen mich aufsuchte und fragte, ob er meine Berufung ins Konsistorium an Stelle Versmanns beantragen solle; denn obwohl die Sache vorderhand geheim blieb, konnte ich mir doch nicht versagen, Vater diese letzte Freude zu bereiten. Er war bereits nach Schnellwalde, wo jetzt Behr als Pfarrer wirkte, zur Nachkur zurückgekehrt und klagte über sein Befinden; doch brauche er nur an das zu denken, was ich von Mommsen geschrieben, so sehe er klar die Wege Gottes, der bisher all meine Wünsche, von Kiel fortzukommen, nicht erfüllt habe, weil er mir dort noch Besseres zugedacht; das mache seine Seele fröhlich und er preise den Herrn.

Ende September erhielt ich aus Königsberg Vaters letzten Brief, mit unsicherer Hand geschrieben, die keine Spur mehr von seiner schönen Handschrift sehen ließ. Es müssen wohl Zweifel entstanden sein, ob Mommsens Antrag in Berlin Anklang finden werde, denn der Brief schloß: „Kehre dich nicht an Reden zur Rechten und zur Linken, sondern hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt." Das war sein letztes Mahnwort an mich.

Am 11. Oktober meldete ein Telegramm seinen Tod. Er hatte noch den Abend, wie immer, mit Hannchen und Mathilde Meyer, einer ihm nahestehenden Lehrerin, zusammengesessen und sich vorlesen lassen, nachts war er unruhig geworden, und als Hannchen an sein Bett kam, war er im Frieden Gottes entschlafen.

Es war ein trüber, regnerischer Tag, als ich in größter Eile packte und abreiste. Hedwig empfing mich am Bahnhof; herangewachsen, wie sie war, erkannte ich sie zuerst gar nicht in dem langen Trauerkleid. Wir fuhren direkt zur erleuchteten Tragheimer Kirche, in welcher der noch offene Sarg aufgebahrt stand; sie war den Tag über nicht leer geworden von denen, die ihren geliebten Seelsorger noch einmal sehen wollten.

Nun stand ich an der Leiche des Heißgeliebten, des Unvergeßlichen, mit dem es mir vergönnt war, 46 Jahre in engster persönlicher, die letzten 10 Jahre wenigstens in geistiger Gemeinschaft zu leben.

In den Tagen nach der Beerdigung gab es noch allerlei zu ordnen, obwohl Vater in letzter Zeit, als er sein Ende herannahen fühlte, seine Papiere und die von ihm verwalteten Legate und Vereinskassen nach Möglichkeit sortiert hatte. Das Ende hatte ihn doch überrascht. Dennoch fanden wir ein persönliches Testament und einen rührenden Brief an uns zwei Geschwister. Vater hatte, dank seiner literarischen Arbeiten, doch so viel zurückgelegt, daß Hannchens Zukunft völlig gesichert war. Mein Erbteil war der Kronleuchter, der bis heute unsere Gesellschaftsstube schmückt, und die beiden prachtvollen Silberleuchter, die ihm die Provinzialgeistlichkeit zum 50jährigen Amtsjubiläum geschenkt hatte.

Wir beschlossen, Hedwig bei Mathilde Meyer in Pension zu lassen, obwohl wir den eigentlichen Zweck ihrer Übersiedelung, sie von Vater konfirmieren zu lassen, nun nicht erreicht hatten.

In Kiel empfing mich viel Arbeit, was mir nicht unlieb war, da es von den traurigen Königsberger Eindrücken ablenkte. Eine akademische Lesehalle war gegründet und ich in die Kommission gewählt, wodurch ich, als endlich alles fertig war, Bewarder, den ich bei der Gründung der Herberge schätzen gelernt hatte, als Aufseher dort anbringen und ihm so ein behagliches Alter verschaffen konnte.

Vom Armenverein aus sollte ich mit dem liberalen Dr. Ahlemann eine Volksbibliothek einrichten, was einige Kämpfe gab, weil er natürlich alle „frommen Bücher" fernhalten wollte; da ich aber mit meinen positiven Freunden am meisten dafür arbeitete, gelang es uns, die Bücherauswahl doch wesentlich in unserem Sinne zu gestalten.

Meine wissenschaftliche Arbeit hatte natürlich auch nicht ganz geruht, obgleich ich in letzter Zeit weniger dazu gekommen war. Sofort nach Erscheinen des Markus war es mir klar, daß ich eine Matthäusbearbeitung in gleicher Weise mit Lukasparallelen folgen lassen mußte, eine Arbeit, die mich ungemein fesselte. In diesen Ferien endlich wurde das Manuskript druckfertig, und ich konnte es Hertz anbieten. Da ich seine Antwort als Ablehnung auffaßte, was er später stets bestritten hat, bot ich es der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle an, die nach langer Wartezeit den Verlag zusagte. Allerdings verweigerte sie, der Kosten wegen, die Unterscheidung der verschiedenen Quellen durch den Druck, wodurch ein mühevoller Teil meiner Arbeit wertlos wurde.

Die Zeitungen beschäftigten sich eifrig mit der Frage, ob Weiß oder Schwartz ins Konsistorium berufen werden würde, Mommsen und Jensen aber, mit denen ich oft sprach, wußten nichts über die Aufnahme ihrer Vorschläge in Berlin. Endlich verlautete, daß die Entscheidung gefallen sei. Es war der Jubilatesonntag, als Godt, wie so oft, gemütlich zum Tee bei uns war. Durch eine Zeitungsnotiz, in der wieder einmal von meiner Berufung nach Straßburg die Rede war, suchte ich ihn zum Sprechen zu bringen; er aber

schwieg und hat später oft erzählt, wie er meine Absicht wohl gemerkt, aber absichtlich geschwiegen habe.

Sonnabend, den 2. Mai 74, wollte ich nachmittags mein Publikum beginnen. Ich sehe noch die Stelle an der Ecke des Kleinen Kiel, wo mir Mommsen begegnete, um mich für Sonntag mittag einzuladen. Da wir schon bei Usingers versagt waren, mußte ich mich entschuldigen; da rückte er damit heraus, daß die Ernennungen gekommen seien und er die neuen Konsistorialräte begrüßen wolle. Man hatte die drei Vakanzen benutzt, um den strengkonfessionellen Claussen, den als liberal geltenden Propst Schwartz und mich zu ernennen.

Welch tiefen Eindruck diese Nachricht auf mich machte, kann ich schwer schildern. Stets hatte ich die kirchlichen Bewegungen der Provinz mit lebhaftem Interesse verfolgt und daran mitzuwirken versucht, nun sollte ich berufen sein, es an leitender Stelle zu tun. Außerdem war die Stelle so dotiert, daß von finanziellen Sorgen, die uns bisher immer noch bedrückt hatten, keine Rede mehr sein konnte, und das neue Amt schuf mir eine Stellung in Kiel, wie ich sie nie erhofft hatte. Wie im Traum ging ich ins Kolleg, und diesmal habe ich die Zuhörer nicht gezählt.

Auf dem Rückwege traf ich mein süßes Weib, dem ich nun auf offener Straße die Neuigkeit verkündigen mußte; dann eilte ich zu Freund Möller.

In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen, doch aus anderen Gründen als einst, und in tiefster Bewegung sang ich in der Morgenandacht des Kantatesonntags mit den Kindern das Loblied.

Seltsamerweise wurde ich an demselben Tage wie vor 21 Jahren mein Vater ins Konsistorium eingeführt. Auf die Begrüßung Mommsens antwortete ich mit einer eingehenden Erklärung über meine Stellung zum Bekenntnis der Provinzialkirche. Zwar kam ich aus der unierten Kirche; doch die Union, wie sie gesetzlich begründet war, wollte die Bekenntnisse nicht aufheben, und ich, als guter Ostpreuße, war in lutherischer Umgebung aufgewachsen und durch meine neutestamentlichen Studien in meinen Anschauungen nur gefestigt. Für diese Erklärung dankten mir nachher Godt und Jensen sehr herzlich, da sie ihnen für die streng konfessionelle Umgebung sehr wichtig war.

Die beiden auswärtigen Mitglieder waren nur kommissorisch ernannt und sollten bloß zu den monatlichen Plenarsitzungen einberufen werden, während ich allein als volles Mitglied an den wöchentlichen Sitzungen teilnahm.

Wir hatten gleich tüchtig zu tun mit der Durcharbeitung der von der Vorsynode beschlossenen Kirchenverfassung und mit der durch Einführung der Zivilehe notwendig gewordenen Änderung der Trauformel. Mein erstes Referat hielt ich über die Beerdigung der Selbstmörder. — Speziell beteiligt war ich auch bei einer durchaus peinlichen Angelegenheit. Ein auch

wissenschaftlich nicht unbekannter Divisionspfarrer hatte sehr wider Willen des Konsistoriums auf Verlangen des Ministers eine gute Pfründe in der Nähe von Flensburg erhalten. Nun liefen gegen ihn die schlimmsten Klagen wegen unzüchtigen Vorlebens ein. Chalibäus und ich wurden als Kommission nach Flensburg entsandt. Einen ganzen Vormittag vernahmen wir erst ein Frauenzimmer und dann den Angeklagten selbst, wobei wir in unglaublichem Schmutz herumwühlten. Ein simulierter Ohnmachtsanfall und absichtliches In-die-Länge-ziehen der Vernehmung erschwerte unsere Arbeit sehr.

Zu der Sitzung des nächsten Tages im Konsistorium hatte sich der Minister Falk angesagt; es war mir sehr peinlich, ihn nach diesem unerfreulichen Referat mit dem Antrag auf Amtsentsetzung des von ihm einst protegierten Beklagten kennenzulernen, er kam mir aber trotzdem freundlich entgegen und hat später entscheidend in mein Leben eingegriffen. – Der Hauptzweck seines Kommens war, mit uns über einige Punkte des von uns vorgelegten Verfassungsentwurfes zu verhandeln, von denen er glaubte, daß sie so im Landtage nicht durchzubringen seien. In der freundlichsten Weise forderte er jedes Mitglied auf, sein Votum abzugeben. Da ich mich jahrzehntelang mit diesen Kirchenverfassungsfragen beschäftigt hatte, meinte ich zu wissen, wie bedenklich die verlangten Änderungen seien; darum schloß ich mit dem Appell an ihn: es müsse ihm doch ein Leichtes sein, den Landtag zu überzeugen, daß man so festgewordene provinzielle Eigentümlichkeiten nicht nach einer liberalen Schablone umwandeln könne. Ich sehe noch die etwas ironische Miene, mit der Falk erwiderte: „Bitte, überschätzen Sie die Fähigkeiten eines Ministers nicht."

Als mir am Tage darauf Mommsen begegnete, vertieften wir uns in die Eindrücke dieser Tage derart, daß er mich bat, zum Tee zu bleiben. Es war das etwas so Unerhörtes, daß sich Hermine um mich bereits geängstigt hatte. – Wie oft ist später, ehe er aufs Konsistorium ging, Mommsen zu mir gekommen, um behaglich auf dem Sofa bei einer Zigarre die verschiedensten amtlichen Dinge durchzusprechen. Dabei behelligte er mich, wohl aus Rücksicht auf meine wissenschaftliche Tätigkeit, nie mit Routinesachen.

In Anbetracht unserer besseren Finanzlage konnten wir nun auch einen Plan ausführen, von dem mein Frauchen schon lange geträumt hatte: eine Reise nach Kopenhagen. – Es war eine herrliche Sommernacht, als Hermine und ich, auf die Reeling des Dampfschiffes gelehnt, die Leuchttürme von Friedrichsort und Bülk verschwinden sahen, während der Vollmondschein auf der spiegelglatten offenen See schwamm. Wir konnten uns gar nicht entschließen, unsere Koje aufzusuchen, und waren schon mit der ersten Morgenfrühe wieder auf Deck. Ein wundervolles Morgenrot säumte den Horizont, und nun erhob sich direkt aus dem Meere der Sonnenball und vergoldete die Segel eines eben vorüberfahrenden Schiffes. – Um 7 Uhr waren wir in Korsör, von wo uns die Eisenbahn nach „Kjöbenhavn" brachte.

Köstliche acht Tage folgten, in denen wir per Eisenbahn und Wagen die ganze Insel durchstreiften mit ihren herrlichen Wäldern und Seen, mit den Schlössern und Aussichtspunkten, wie Frederiksborg und Fredensborg, bis zur Hamletterrasse in Helsingör, wo wir nach Schweden hinüberblickten und auf das liebliche Bad Marialyst zu unseren Füßen. Die Abende verbrachten wir im Theater, wo wir eine Offenbachsche Operette, natürlich dänisch, hörten, im Tivoli mit seinen zahllosen Volksvergnügungen oder in Rydbergs Keller, wo ich Hermine mit Austern traktierte. Das Liebste war ihr aber doch das Bummeln auf der wundervollen Promenade an der „langen Linie" oder in der Östergaarde mit ihren prachtvollen Schaufenstern, wobei wir Thorwaldsens Meisterwerke, die wir schon im Museum bewundert hatten, in allen Größen anschauen konnten. – Auf der Rückfahrt besahen wir noch den großartigen Dom von Roeskilde und fanden, nach einer stürmischen Nachtfahrt, die Kinder und Klara Scheffer noch in den Betten.

Das nächste Ereignis im Kieler Leben war ein Besuch des Kaisers, zu dem wir aufs Schloß zur Vorstellung befohlen wurden. Lüdemann, der in seiner Naivität keine Ahnung hatte, daß man den Kaiser nicht anreden dürfe, ohne gefragt zu sein, trat als Senior der Fakultät auf ihn zu, der erstaunt zurückwich, und hielt eine seiner blumigen Reden, die von „Siegespsalmen" und „Friedenspalmen" widerhallte. Diese sicher sehr gut gemeinte Ansprache hatte der Kaiser offenbar als eine Mahnung, nun auch Frieden zu halten, aufgefaßt, denn er erwiderte: er habe den Krieg nicht begonnen, doch sollte er ihm wieder aufgezwungen werden, dann würden die Herren – und damit deutete er auf die versammelten Generale – dafür sorgen, daß er ebenso ende wie damals.

Wer den Anlaß dieser Worte nicht kannte, mußte sie mißverstehen; daher flogen nach allen Hauptstädten die Telegramme über die „Kriegsrede Kaiser Wilhelms in Kiel", und die Offiziösen hatten alle Hände voll zu tun, um den daraus entstandenen Lärm zu beschwichtigen.

Große Sorge machte uns, daß sich der Husten unseres Jüngsten, an dem er seit Jahren litt, zu einem förmlichen Asthma ausbildete, dessen Anfälle herzzerreißend waren. Oft war das Kind, das bei uns schlief, ganz munter schlafen gegangen und wachte plötzlich Schlag 12 Uhr auf mit einem so entsetzlichen Hustenanfall, daß wir fürchteten, es könne das nicht aushalten. Da die Mittel Bockendahls nichts halfen, entschloß ich mich, zu einem Homöopathen, einem Dr. Kunkel, zu gehen, durch dessen Mittel das Kind beim nächsten Anfall sofort matter und matter wurde und bald einschlief. Als ich ihm über diese Wirkung Elogen machte, behauptete er, er habe nichts gegeben als einfaches Kochsalz, das Geheimnis läge nur in seiner Präparierung. Allerdings verbrauchte sich auch dies Mittel, und obgleich Kunkel noch einige Male mit neuen Mitteln nachzuhelfen suchte, mußten wir uns doch schließlich darein finden, den armen Jungen die Anfälle ertragen zu sehen,

die übrigens oft in langen Pausen auftraten. Sobald sie vorüber waren, saß er wieder bei seinen Spekterschen Fabeln, die er längst auswendig wußte, oder umhalste seine Mama, während er das selbstgemachte Lied sang: „Wer liegt in ihrem Bettelein? Es ist das süße Mamilein! Da kommt der kleine Marsilein und krabbelt ihr die Füßelein." Er war nämlich stets selig, wenn Hermine liegen mußte.

Weniger brauchten wir uns um die anderen Kinder zu sorgen. Heti fühlte sich in Königsberg sehr wohl, in ihren Briefen nannte sie beinahe alles „himmlisch", und sie verteilte mündlich und schriftlich Liebeserklärungen in reichster Fülle. „Du bist doch ganz reizend, nicht wahr?" sagte sie zu Tante Hannchen, und als diese meinte, das sei eben Geschmacksache, antwortete sie: „Ich habe es aber geschmeckt!"

Hans machte in der Schule und in der Musik gute Fortschritte; er hatte bei Hermine Klavierstunden und spielte uns bereits eine Beethovensche Sonate vor. Er sang mit im Nikolaichor und machte mit ihm Kunstreisen. Es freute mich sehr, daß die Musik, die unseren Bund eigentlich geschaffen hatte – meine Munni hatte sich doch wirklich in mein Herz gesungen – nun auch in der jungen Generation widerhallte. Hermine vernachlässigte natürlich ihren Singverein nicht, und bei dem großen Musikfest 75 wirkte sie im „Samson" und der „Walpurgisnacht", die mich ganz besonders ergriff, mit.

Käthe besuchte die Schule von Fräulein Mau und brachte stets viel „Lobe" nach Hause, sie spielte sehr niedlich mit ihren Puppen und im Gärtchen und begleitete mich manchmal auf meinen regelmäßigen Morgenspaziergängen, die ich, wie auch das Baden, wegen allerlei gesundheitlichen Unpäßlichkeiten wieder aufgenommen hatte. Bald jedoch merkte ich, daß ich dadurch eine gründliche Sommererholung, die Hermine auch nottat, nicht umgehen konnte. So mieteten wir uns in dem außerhalb des Hafeneingangs gelegenen Fischerdorf Laboe bei einem Lotsen Lage ein und verlebten dort, trotz der primitiven Badeeinrichtungen, eine vierwöchentliche, herrliche Ferienzeit, in der das Reizvollste war, wenn wir mit Lage in die offene See hinausfahren konnten. Außer Johannes oder Mama mit den beiden Kleinen, die fast regelmäßig des Sonntags herauskamen, besuchte uns Hannchen. Sie konnte das untätige Leben nicht mehr ertragen und hatte durch Bekannte eine Stellung in einem Pensionat in Neuchâtel bekommen, wohin sie jetzt reiste. Heti oder „Hüch", wie Markus sie getauft hatte, war ja auch ohne sie in Königsberg bei Mathilde Meyer gut aufgehoben, wir beschlossen aber trotzdem, sie im Herbst zurückkehren zu lassen, damit sie hier bei unserem lieben Propst Hansen konfirmiert würde. Anfang Oktober brachte Mathilde Meyer sie nach dreijähriger Abwesenheit zu uns zurück; das war der schönste Ferienabschluß, wenn auch die trockenen Tagebuchnotizen nichts weiter davon erzählen als die lakonische Nachricht: „Wir haben unsere Hedwig wieder!"

Das Rektorat

Gleich nach Anfang des Wintersemesters 75 fand die Rektorwahl statt, die diesmal von besonderer Bedeutung war, weil im folgenden Jahre die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes stattfinden sollte und mit ihr die Nachfeier des Universitätsjubiläums, das in den politischen Wirren seinerzeit nicht hatte gefeiert werden können, zu dem uns aber doch eigentlich das neue Gebäude geschenkt war. Noch einmal trat die partikularistisch-schleswig-holsteinische Partei in Aktion, der viel daran lag, einen von ihrer Farbe, und zwar den freisinnigen Germanisten Professor Haenel, für die bevorstehende Feier zum Rektor zu wählen. Der andere Kandidat war ich. Es gab eine sehr bewegte und langwierige Wahlsitzung, schließlich siegte ich aber doch mit 20 gegen 13 Stimmen. Charakteristisch war, daß Karsten, der sich stets zu der partikularistischen Partei gehalten hatte, zu mir sagte: ich würde ja wohl begreifen, daß er für Haenel habe stimmen müssen, doch freue er sich, daß ich gewählt sei. Daß dies keine bloße Redensart war, hat er mir bewiesen, indem er mir während des Rektorats stets treu zur Seite stand.

Es war bei uns nun beinahe schon traditionell, daß ich Hermine alle großen Veränderungen auf der Straße verkündete. Auch diesmal, als ich mit Möller aus der entscheidenden Sitzung kam, trafen wir sie unterwegs und gratulierten ihr zur künftigen Frau Rektorin.

Der jetzige Rektor, der treffliche Jurist Neuner, sagte, als er mir gratulierte, es sei unter den gegenwärtigen Umständen allerdings keine Freude, dies Amt anzutreten, er wäre schon manchmal nahe daran gewesen, sein Rektorat niederzulegen. – Es gab nämlich im Konsistorium der Universität mancherlei Schwierigkeiten. Der tatendurstige und dialektisch scharfe Professor Schirren, dem unsere althergebrachten, zum Teil freilich etwas eigentümlichen Universitätsordnungen völlig fremd waren, überschüttete uns mit den radikalsten Anträgen und fand bei den zum Teil recht jungen, neuberufenen Kollegen immer solche, die ihm Gefolgschaft leisteten. Da gab es natürlich scharfe Debatten.

In der Gemeindevertretung war der Plan entstanden, eine zweite Kirche zu bauen, die allerdings dringend nottat. Es wurde deshalb die Stadt in Bezirke eingeteilt, und jeder von uns mußte in einem Haus bei Haus gehen, um die Bewohner zu wöchentlichen Groschengaben zu verpflichten, die dann in regelmäßigen Fristen eingezogen wurden. Das gab viel zeitraubende Arbeit und manche peinliche Erfahrung. – Auch die Gründung einer Gruppensonntagsschule wurde beschlossen und diese am ersten Advent unter meiner Leitung mit 100 Kindern eröffnet, nachdem ich die 10 Damen, die die Gruppen übernehmen sollten, darunter auch Hedwig, dazu vorbereitet hatte. Die Zahl der Kinder wuchs rasch auf 200, auch Markus gehörte zu ihnen.

Zum Glück hatte ich keine mich drängende Arbeit, da der Druck des Matthäus sehr langsam vorschritt und meine Arbeit für Meßner so gut wie ganz aufgehört hatte. Natürlich waren inzwischen auch meine Vierteljahrsberichte für Vaters Gemeindeblatt weggefallen. Nur über belletristische Neuerscheinungen wie Heyse, Gustav Freytag, Samarow referierte ich noch.

So begann das Jahr 76, das der Höhepunkt meines Kieler Lebens, ja, in gewissem Sinne meines Lebens überhaupt, werden sollte. Zunächst brachte es freilich nichts als eine tüchtige Arbeitshetze. Außer den regelmäßigen Konsistorialsitzungen gab es endlose Konferenzen in der Universität, in denen es sich teils um die Schirrenschen Reformanträge, teils um ein neues Bibliotheksreglement handelte. Verhandlungen im Lesehallenvorstand und in der Volksbibliothek, Schulamtskandidaten- und theologisches Amtsexamen, Kirchenbaupläne und Gemeindevertretung, das alles füllte meine Tage überreichlich, ganz abgesehen von der zunehmenden Geselligkeit.

Am 6. März fand der Rektoratswechsel statt. Morgens überraschten mich die Möllerschen Jungen mit einem sinnigen poetischen Gruß meines alten Freundes; dann fuhr ich zur Universität und hielt meine Rektoratsrede über die „Bedeutung der geschichtlichen Betrachtung in der Theologie", die, wie üblich, gedruckt wurde. Anschließend daran wurde ich vereidigt, und am Nachmittag brachte mir der Pedell die Rektoratsakten. Denn es war in Kiel keineswegs ein bloßes Ehrenamt, im Gegenteil, die Verhältnisse waren sogar seit der Annexion recht kompliziert, und man mußte sich erst in die verschiedenartigen Bestimmungen einarbeiten.

Weinhold war nach Breslau berufen, Kupfer hatte einen Ruf nach Königsberg angenommen; so war meine erste Sorge, für die beiden abgehenden, um die Universität hochverdienten Kollegen eine würdige Abschiedsfeier zu veranstalten. Es blieb nicht lange die einzige Sorge.

Eben noch war der neuberufene Philologe Lübbert mit dem Bibliothekar in Konflikt geraten, den ich schlichten mußte, da traf mich die Nachricht von einem Zerwürfnis zwischen Professor Esmarch und seinen Studenten. Einer glaubte sich durch ihn beleidigt, und nun erschien eine Deputation der Mediziner bei mir, welche erklärte: sie würden sämtlich die Universität verlassen, falls ihnen nicht Genugtuung werde. Die medizinische Fakultät war aber gerade die weitaus größte unserer kleinen Universität, deshalb mußte ich eine Form zu finden suchen, in der die Sache friedlich beigelegt werden konnte, und nach eingehender Aussprache mit den Studenten ließ ich Esmarch zu mir bitten.

Der nächste Tag war Hermines Geburtstag. Ich mußte um 11 Uhr aufs Gymnasium zur Feier des Geburtstages der Königin Luise, um 2 Uhr zu einer Sitzung aufs Schloß, wo mit Geheimrat Springer die Modalitäten für Kaisers Geburtstag abgesprochen werden sollten, am Nachmittag zur Vorbereitung der Sonntagsschuldamen. So war, als ich endlich abends

Esmarch empfangen konnte, das Zimmer bereits zu einer kleinen Gesellschaft hergerichtet. Er hatte uns nie einen Gegenbesuch gemacht und nie die geringste Beziehung zu mir angeknüpft; seine Frau war eine Augustenburgische Prinzessin, und auch er war sich seiner Bedeutung als berühmter Mann voll bewußt. Als er zu mir kam, spielte er den Naiven und fragte, weshalb ich ihn habe rufen lassen; seine Studenten seien unartig gegen ihn gewesen, weiter nichts. Ich suchte ihm das Bedenkliche der Situation klarzumachen, und obwohl er seine vornehme Haltung bewahrte, gelang es mir doch, ihn zu einem Kompromiß zu bewegen. Freilich tat er, als geschähe es nur mir zu Gefallen. – Zwar hatte ich nicht alles erreicht, was ich mit den Studenten verabredet, überzeugte sie aber schließlich, daß sie sich mit dem Erreichten begnügen könnten und müßten. Zum Glück gelang es der Deputation, auch die übrigen Kommilitonen damit zufrieden zu stellen.

Am folgenden Tage fand das Abschiedsessen für Weinhold und Kupfer statt, bei dem ich in einem Toast beide in ihrer Eigenart zu charakterisieren suchte. Alles verlief in bester Stimmung, es verwunderte mich nur etwas, als beim Kaffee Esmarch sich plötzlich zu mir setzte und ein ausführliches Gespräch anknüpfte, als wären wir die intimsten Freunde. Die gestrige Verhandlung wurde gar nicht erwähnt, er schien wohl gemerkt zu haben, welchen Dienst ich ihm damit geleistet.

Neben solch mannigfacher Tätigkeit und der üblichen Geselligkeit mußte ich mich nun auch bei Plessen, dem kommandierenden General von Hardenberg, dem Admiral wie bei dem Oberbürgermeister Mölling und anderen Spitzen der Behörden als Rektor vorstellen. Dann kam unser Rektoratsdiner, das wir absichtlich so früh gaben, damit Weinhold und Kupfer noch teilnehmen konnten. Es war dies unser erstes Diner im großen Stil, doch hatte Hermine ausgezeichnet für alles gesorgt, so daß es ungetrübt und sehr animiert verfloß.

Wenige Tage darauf wurde Hedwig mit dem Spruch Matth. 5, 8 eingesegnet, wodurch wieder viel Besuch und Unruhe ins Haus kam. Aus unserer gemeinsamen Lektüre, Felix Dahns „Kampf um Rom", der damals großes Aufsehen erregte, wurde unter diesen Umständen begreiflicherweise nicht viel.

In den Kollegiis sah es diesmal allerdings kläglich aus, in der „Apokalypse" sogar so trist, daß ich die Vorlesung gar nicht beginnen konnte. Doch was wollten solch kleine Schwankungen jetzt sagen, wo ich mehr erreicht, als je erhofft hatte?! – Da mußte ich es zum zweiten Male erfahren, daß gerade jetzt, wo alles Warten und Verlangen aufgehört hatte, das Unerwartete kam, das meinem Leben eine ganz neue Richtung geben sollte.

Die Berufung nach Berlin

Am Sonntag Jubilate erhielt ich einen Brief des Ministerialdirektors Dr. Förster aus Berlin, der mir mitteilte, daß ich für die durch den Tod Twestens frei gewordene Neutestamentliche Professur vorgeschlagen, der Minister aber im Zweifel sei, ob und wie ich im Provinzialkonsistorium ersetzt werden könne. Hermine, deren kühnster Traum von jeher eine Versetzung nach Berlin war, wurde etwas überrascht, als ich ihr den Brief mit einem gewissen ironischen Lächeln vorlas. Mir konnte es doch nicht einfallen, nachdem ich hier endlich die denkbar günstigste Stellung errungen hatte, noch einmal etwas Neues in unbekannten Verhältnissen zu beginnen.

So antwortete ich zunächst, nach einer Beratung mit Mommsen, ausweichend: wir wüßten keinen Ersatz für mich im Konsistorium.

Am nächsten Tage kamen die Freiexemplare des Matthäusevangeliums. Bei keinem meiner sonstigen Werke habe ich so wenig Zeit und Muße gehabt, mich eines endlich erreichten Zieles zu freuen.

Wenige Tage darauf hatte ich zum ersten Male die Sitzung des Plenums zu leiten, was keine ganz leichte Sache war. Vor mir lag die endlose Tagesordnung, und meine redelustigen Kollegen fanden bei jeder Nummer Gelegenheit, sich des breiteren zu ergehen. Dann pflegte ich wohl den Redner mit der Frage zu unterbrechen, ob er einen Antrag stellen wolle; schwieg er verlegen, so bat ich, weitergehen zu dürfen. Als alles glücklich erledigt war, saßen wir noch lange gemütlich beim Glase Bier zusammen, selbst die sich erst bekämpft hatten.

In der Senatssitzung wurden die ersten Grundzüge für die Einweihungsfeier festgelegt.

Nun kam von Berlin die direkte Anfrage, ob ich eine Versetzung dahin annehmen und im Wintersemester meine Tätigkeit dort beginnen wolle. Letzteres war natürlich ganz unmöglich, da die Einweihung erst im Spätherbst stattfinden sollte, doch das hätte sich leicht arrangieren lassen. Die Frage war aber auch sonst eine äußerst schwierige. Die Berliner Fakultät zählte 130 Zuhörer, d. h. das Dreifache der hiesigen, hier aber war ich in meinem Fach Alleinherrscher, während es in Berlin von vielen gelesen wurde. – Der Minister bot mir mit Wohnungsgeldzuschuß 3100 Taler, doch die mit Berliner Verhältnissen vertrauten Kollegen, vor allem Karsten, erklärten, daß ich unter 4000 Talern nicht auskommen könne.

Andererseits war ich hier, wie einst in Königsberg, in eine solche Fülle von Nebenarbeiten verwickelt, daß ich zu wissenschaftlicher Forschung, meinem Lebenselement, kaum Zeit übrig behielt. Auch hatte der Abgang der beiden lieben Kollegen noch eben gezeigt, wie leicht die hiesigen Verhältnisse einen Teil ihrer Anziehungskraft verlieren konnten.

So mußte ich dem Minister antworten, daß mich das Anerbieten locke, ich jedoch fürchtete, mit dem gebotenen Gehalt nicht auskommen zu können. Hermine war damit nicht sehr zufrieden, ich aber konnte, nachdem ich endlich den finanziellen Nöten entronnen war, mich unmöglich aufs neue in solche stürzen.

Der Minister antwortete, über das gebotene Gehalt nicht hinausgehen zu können, und verlangte binnen acht Tagen meine definitive Entscheidung. Dorner drang aufs lebhafteste in mich, zu kommen, da im Fall der Ablehnung die Berufung eines liberalen Theologen in Aussicht stehe. Um mir die teure Wohnungsmiete zu erleichtern, wollte er mir im Johanneum ein billiges Unterkommen schaffen, das ich gegen einige Verpflichtungen gegen die dort wohnenden Studenten beziehen könne. Kurz entschlossen fuhr ich die Nacht durch nach Berlin, kam dort aber so früh an, daß ich Oldenbergs noch nicht aufsuchen konnte. Daher schlenderte ich nach der Artilleriestraße, wo das Johanneum lag, und zum Monbijougarten, auf den man mich für die Kinder in diesem Häusermeer vertröstet hatte. Mir wurde sehr schwer ums Herz.

Bei Oldenbergs traf ich Minna, die Fritz, der auch seine zweite Frau verloren, das Hauswesen leitete. Mit ihr holte ich Dorner aus der Universität ab, um uns die Räumlichkeiten im Johanneum zeigen zu lassen. Ich sehe noch die etwas ironischen Blicke, mit denen mich Minna immer wieder ansah. Nein, dahinein konnte ich die Meinen nicht führen, auch wenn es mir Dorner gründlich übelnehmen sollte! So sahen wir den Rest des Tages andere Wohnungen an, die doch billiger waren, als ich gefürchtet.

Für den folgenden Nachmittag war ich zum Minister befohlen, mit dem ich auch Einweihungsangelegenheiten zu verhandeln hatte. Da stand ich nun in demselben Zimmer, in dem einst Mühler meine heißen Wünsche so kühl abgewiesen hatte, während jetzt Falk mir zuredete, nach Berlin zu kommen. Allein es blieb dabei, daß er mir im Augenblick kein Nebenamt anzubieten habe und höchstens den Finanzminister angehen könne, mein Gehalt um einige hundert Taler zu erhöhen.

Sobald ich heimgekehrt war, mußte ich meine endgültige Entscheidung abgeben. Es überläuft mich noch heiß und kalt, wenn ich bedenke, auf welche Spitze ich sie gestellt hatte. Aber ich konnte nicht anders als erklären, daß, so vieles mir das Kommen nach Berlin auch zur Pflicht mache, ich nur kommen könne, wenn mein Maximalgehalt um einiges erhöht würde.

Es waren furchtbare Tage, die ich auf seine Antwort wartete, schließlich antwortete Förster, daß der Minister die Erhöhung beantragen wollte.

Hermine war durch diese Zeit gesundheitlich sehr heruntergekommen. War es das Prophetische im Weibe, von dem Tacitus redet, oder nur der sehr begreifliche persönliche Wunsch, nach Berlin zu kommen, daß sie sich gar nicht in die Art finden konnte, wie ich die Entscheidung auf des Schwertes Schneide

gestellt hatte? Sie tat des Nachts kein Auge zu, und ich mußte alles aufbieten, sie zur Ruhe zu sprechen. Ich brachte sie deshalb, sobald die Schulferien begannen, nach Laboe. Diesmal konnte ich das idyllische Ferienleben allerdings nicht teilen, mich riefen die Rektoratsgeschäfte und andere Verpflichtungen zurück in ein Strohwitwerleben.

Den Detailplan für die Einweihungsfeier hatte ich inzwischen ausgearbeitet, was etwas schwierig war, weil eigentlich zwei Bauherren da waren, das Komitee, das die Sammlungen geleitet, und der Minister, der den Bau ausgeführt. Auch wegen der religiösen Einlagen, die mir unentbehrliches Bedürfnis waren, gab es manchen Widerspruch, vor allem von Freund Klostermann, zuletzt habe ich aber doch mein Programm bei Senat und Plenum durchgebracht.

Es wurden Kommissionen für alle Einzelheiten der Feier gebildet, und ich kann nur sagen, daß sie mich aufs Zuvorkommendste unterstützt haben. Vor allem Dr. Volbehr, der Redakteur des Kieler Wochenblattes, stand mir mit aufopferndem Eifer zur Seite.

Früher hatte der Rektor eine goldene Kette mit dem Medaillon des dänischen Königs getragen, sie war aber seit Menschengedenken verschwunden. Nun stellte ich Plessen vor, welch guten Eindruck es machen würde, wenn der Kaiser zum Feste eine neue Kette mit seinem Bilde schenkte. Der Rektorornat, ein kurzes spanisches Mäntelchen, dessen Goldverzierungen schon arg verschlissen waren, nahm sich über dem Frack recht komisch aus, doch erklärte Plessen, eine Änderung des Ornats wäre nur durch Kabinettsordre möglich, allein wenn der Ornat im Prinzip beibehalten würde, könnte ich ändern, soviel ich wolle. Nach viel Verhandlungen mit meinem Schneider stellte ich mich dem Senat in einem seidenen Talar vor, über dem der neue samtene Rektormantel mit Goldstickerei sich sehr gut ausnahm. Der Ornat besteht noch heute.

Jetzt schon machte ich mich an die Ausarbeitung der Einweihungsrede, die, da es ja zugleich eine Nachfeier des Jubiläums sein sollte, die ganze Geschichte der Universität und die damit eng verbundene Landesgeschichte enthalten mußte, wozu es nur wenige, schwer zu erlangende Quellen gab. Ich studierte sie so gründlich, daß ich der Frau Prinzessin Esmarch, die mich eines Irrtums zeihen wollte, beweisen konnte, daß ich ihre Landesgeschichte besser kenne als sie.

Auch alle kleineren Ansprachen, bis zum Kaisertoast, entwarf ich bereits, denn in den folgenden Wochen hätte ich nie die innere Sammlung dazu gefunden. Schon jetzt fand ich jedesmal, wenn ich nach Hause kam, mein Pult von Briefen und Geschäftssachen überhäuft, ich suchte mich daher möglichst von anderen Arbeiten zu entlasten. Behrmann übernahm die Sonntagsschule, Möller den Lesezirkel und die Sammlung für den Zentralausschuß, vom Amtsexamen mußte ich dispensiert werden. Sehr zur Unzeit kam noch etwas, das mich sonst gefreut hätte: der Verleger Ruprecht forderte mich

zur Fortsetzung des Meyerschen Kommentars auf. Natürlich mußte ich ihm schreiben, daß es unmöglich, nannte ihm dafür aber eine Reihe gleichgesinnter Mitarbeiter; nur die zunächst notwendige Neuauflage des Markus und Lukas mußte ich übernehmen und konnte wenigstens das erstere noch fertigstellen, da mir mein eignes Buch die Arbeit erleichterte.

Zum Glück hielt meine Gesundheit vor, ja, ich fühlte mich in meinem 50. Lebensjahre wieder jung geworden. Trotz allen Arbeitsgedränges setzte ich aber auch meine Morgenwege, mein Baden, die Spaziergänge mit den Meinigen und das abendliche Lesen mit Hermine und Mama, die inzwischen aus Laboe zurückgekehrt waren, unentwegt fort. Als ich nach meinem letzten Besuch in Laboe mit Johannes an einem wundervollen Sonntagabend über den spiegelglatten Hafen heimkehrte, nahm ich im Herzen bereits Abschied von diesem Paradies meiner Kieler Zeit.

Am 13. September kam die Ministerialverfügung, die mich zum 1. April 77 nach Berlin versetzte; so konnte Hermine gleich Mama auf ihrer Rückreise begleiten und Wohnung suchen. Oldenbergs halfen ihr treulich, und sie hatte das Gefühl, daß, so lieb ihr die Kieler Freundinnen waren, sie doch keiner ihr ganzes Herz so ausschütten konnte wie Minna. Zwar klagte sie, daß meine Briefe nicht lang und zärtlich genug seien, ich hatte aber wirklich zu unserem üblichen Liebeskosen keine Zeit. Ihre Briefe füllten sich auch mehr und mehr mit Wohnungsbeschreibungen. Täglich ging es treppauf, treppab, meist vergebens. Endlich hatte sie eine Wohnung in der Landgrafenstraße gefunden, die sie nicht mehr los ließ. Die Straße lag am äußersten Ende Berlins, man sah, da die eine Seite noch unbebaut war, die Bäume des Zoologischen Gartens und hörte das Brüllen der wilden Tiere. Es gab keine Läden und Kellerkneipen, nur zehn Häuser im Palaststil, und ihr Besitzer, ein in Rußland reich gewordener Schneidermeister, hatte auf die andere Seite das Onus gelegt, daß, falls sie bebaut würde, dies nur in demselben Stil geschehen dürfe, damit der vornehme Charakter der Straße gewahrt bliebe. Vorläufig gingen aber unsere Vorderfenster im Parterre auf eine weite Bleiche hinaus, einem unbezahlbaren Tummelplatz für die Kinder. — Wohl schreckte mich die Miete von 700 Talern sowie, der Kinder wegen, die Entlegenheit der Gegend; doch ließ Hermine nicht nach mit Bitten, und endlich kam von Fritz eine seiner klassischen Karten mit Randverzierungen im Stil der alten Wanderburschenzeit:

„Laßt Jubellieder schallen, das Suchen ist vorbei,
Der Würfel ist gefallen, wir wohnen Nummer drei."

Wir wohnen noch heute da.

Die Einweihungsfeier

Der Tag des Festes war schon sehr nahe gerückt, als ein Gewitter heraufzog. Es waren Streitigkeiten zwischen den Verbindungen ausgebrochen, nun war eine Studentenversammlung berufen, die zu einer völligen Spaltung zu führen drohte. Ich ließ deshalb das Studentenkomitee zu mir bescheiden und verbot die Versammlung. Sie erklärten zwar, es sei zu spät, um sie zu hindern; ich aber erinnerte daran, daß sie bei der Immatrikulation in die Hand des Rektors Gehorsam gelobt hätten. Die Versammlung fand nicht statt und ich hatte den studentischen Teil der Feier gerettet; um welchen Preis, sollte ich später erfahren.

Selbst der Sonntag brachte keine Ruhe, und herzlich müde ging ich zu Bartels, wo die Tafelordnung beim Festmahl verhandelt werden sollte. Es hatte sich die Frage erhoben, wer zur Rechten des Rektors sitzen sollte, der Minister, der im Namen des Kaisers kam, oder der Fürst von Noer, der sein Kommen zugesagt und als Prinz von Geblüt wohl überall den Vorrang hatte. Danach richtete sich natürlich auch die übrige Reihenfolge. Plessen kramte vergeblich alle Bücher durch, die von der Rangordnung und dem Hofzeremoniell handelten, und wollte endlich dem Minister selbst die Entscheidung überlassen, der erst zur Stunde des Festes eintreffen wollte. So mußte ich zwei Tischordnungen ausarbeiten und im letzten Augenblick entscheiden.

Es war ein kalter Nachmittag und wehte ein eisiger Wind, als wir zum Festplatz gingen, um den Schmuck und den Gang des Festzuges zu prüfen. Der ganze Schloßgarten, an dessen Ende auf einer Anhöhe das neue Gebäude lag, war mit Girlanden umgeben, die an den Flaggenstangen befestigt waren, am Eingang eine reichgeschmückte Ehrenpforte, unter deren luftigem Zelt der Landesausschuß und die Deputierten des Komitees den Festzug empfangen und begrüßen sollten. Ich war in meinen Pelz gehüllt und fröstelte doch bei dem Gedanken, daß bei solchem Wetter der Festakt sich vollziehen werde. Als ich am Abend nach dem Wriedtschen Garten fuhr, um die letzten Anordnungen für den Festkommers zu treffen, empfing mich der unermüdliche Dr. Volbehr mit einem Tusch. Ach, mir war noch gar nicht nach Jubilieren zumute.

Am Dienstag morgen trafen die ersten Festgäste ein, die dem Rektor ihre Aufwartung machen wollten; ich konnte sie wirklich nicht annehmen, sah nur den Visitenkartenteller sich immer mehr füllen. – Gegen Mittag mußte ich noch einmal zum neuen Universitätsgebäude, um zwei Ministerialräte, den Referenten für Universitätsangelegenheiten Dr. Göppert, und den allmächtigen Finanzmann Dr. Knak herumzuführen. Als ich nach Hause kam, fand ich dort das Bild des neuen Gebäudes, das noch heute über meinem

Sofa hängt, nebst einer Flasche starken Weines. Ich weiß nicht, wem ich diese Ovation verdanke, weiß nur, daß mir das Glas Wein sehr nottat.

Um 4 Uhr kam der Schneider, um mich selbst mit dem neuen Ornat zu bekleiden. Mit dem mir für die Festtage zur Verfügung gestellten Wagen fuhren Hermine und ich zum alten Universitätsgebäude. Der Abschied von ihm, in dem die Christiana Albertina über hundert Jahre ihre Wohnung gehabt hatte, sollte die Feier einleiten.

Der schmucklose Raum der alten Aula war dicht gedrängt voll junger und alter Festteilnehmer; der Borchersche Chor intonierte das Integer vitae, dann bestieg ich das geschmückte Katheder. Ich gedachte derer, die mit uns und vor uns in diesen Räumen gewirkt, begrüßte die zum Fest Gekommenen, verkündete die lange Reihe von Druckschriften und Stiftungen, die der Universität zu ihrem Ehrentage gewidmet waren. „Auch auf dem Throne gedenkt man unser", fuhr ich fort und überraschte die Versammelten mit der Kunde von der neuen Rektorkette. Ich schloß mit dem Wunsche, daß der, von dem aller Segen kommt, alle Hoffnungen erfüllen möge, die sich an den morgigen Tag knüpfen und uns seine Freude genießen lasse ungetrübt. – „Dem Rektor floß das Wort aus tiefbewegtem Herzen von den Lippen", schrieb Ludwig Pietsch in der Vossischen Zeitung, „wie es solcher Stunde und solchem Anlaß geziemt. Die Natur hat ihn mit einem klangreichen Organ von unvergleichlicher Dauerbarkeit gesegnet."

Als ich vom Katheder herabstieg, dankte ich Dr. Volbehr für alle dem Universitätsbau gewidmete Liebe und Treue und überreichte ihm das Diplom eines „civis perpetuus Kilionensis", gültig auf Lebenszeit. Zum Dank schenkte er eine schöne weiß-lila Universitätsfahne. – Anschließend hielt der Professor der Beredsamkeit, Dr. Lübbert, eine wohlstudierte Rede über die Gründung der Akademie durch Plato, und nun stimmte die ganze Versammlung an: „Ach bleib mit deinem Worte..." „Selten habe ich einen so erquickenden und befreienden Gesang gehört und mitgesungen", schrieb ein ehemaliger Kieler Student in den Hamburger Nachrichten. „Ach bleib mit deinem Segen..., ach bleib mit deiner Treue..." klang es weiter, und ich freute mich, diesen würdigen Schluß der Feier vorgeschlagen zu haben.

Während der Festvorbereitungen hatte mich oft der Gedanke gepeinigt, daß meine Stelle eigentlich Dr. Thaulow gebührte, der den Universitätsbau angeregt und in die Wege geleitet hatte. Aber auch nicht eine Stimme hatte sich bei der Rektorwahl für ihn erhoben, es mußte wohl jedermann klar sein, daß der idealistisch gesinnte Philosoph für die praktischen Geschäfte, die bei der Vorbereitung notwendig und erforderlich waren, schlechthin ungeeignet sei. Nun hatte der Landesausschuß geplant, ihm den Dank für alles, was er für den Bau getan, an diesem Vorabend des Festes öffentlich und feierlich darzubringen: ein Zug von wohl 500 Fackeln, von Studenten und alten Herren getragen, darunter die angesehensten Männer wie der

Oberbürgermeister und der Landesdirektor, bewegte sich um den Kleinen Kiel, in dessen Wasser sich die Flammen spiegelten, zu dem Thaulowschen Landhause. Zwischen dem Kurator und dem Rektor stehend empfing er die Deputation, an deren Spitze Rechtsanwalt Wiggers herzliche, würdige Worte sprach und das Hoch auf den Allverehrten ausbrachte. Dann blieb man noch eine Stunde beisammen beim Gläserklang, und der Champagner floß in dem wohlhabenden Hause, in dem wir so oft gewesen waren, und wo auch heute sich die Freunde und Freundinnen der Familie versammelt hatten.

Der Abend war mild, aber ein dichter, feuchter Nebel senkte sich herab und verhüllte das Schicksal des kommenden Tages. Ich mußte zur „Harmonie", wo sich die Festgäste, deren Namen das Verzeichnis bis auf 900 aufzählte, zur Begrüßung versammelt hatten. Bis 11 Uhr trieb ich mich in den gedrängt vollen Räumen umher. Ein Freund, der wohl noch Sorgenfalten auf meiner Stirn entdeckte, klopfte mir auf die Schulter: „Nur Mut, die Kugel ist im Laufe; es wird alles gut werden."

Mit einem vom Nikolaiturm geblasenen Choral weckte am 25. Oktober das Bürgerkomitee die Festgäste. Noch wallten die Herbstnebel, doch als ich den Wagen bestieg, um zur alten Universität zu fahren, brach die Sonne durch, und ein Tag stieg empor, so leuchtend und klar, so sommerwarm, wie der Spätherbst nur wenige bringt.

Um 11 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung. Die neue Fahne voran mit der Fahnenwache in ihrem schmucken Wichs, dann der Rektor, zum erstenmal mit der goldenen Kette geschmückt. Überall drängte sich eine frohbewegte Menge, von den Fenstern wehten Tücher und wurden Blumen gestreut, die Glocken läuteten. So bewegte sich der Zug zum Hafen herab, durch eine Ehrenpforte nach der Holstenstraße, über den reichgeschmückten Marktplatz und durch die Dänische Straße zum Schloßgarten. Eine Kette von Matrosen hielt den Platz abgesperrt, lustig flatterten die Fahnen im Winde, das weiße Zeltdach der Ehrenpforte am Eingang leuchtete in der Sonne. Dort trat der Kreisgerichtsdirektor Thomsen auf den Rektor zu und begrüßte ihn im Namen des Landes, das der Universität das neue Haus gegründet. Ich dankte für alles, was das Land je und je für seine Universität getan, und gelobte, wie unsre tägliche Arbeit in dem neuen Hause sein sollte: im treuen Dienst an seiner Jugend unsere dankbare Gegenliebe zu bewähren.

Der Zug teilte sich und zog zu beiden Seiten des Festplatzes der Rampe vor dem Universitätsgebäude zu, wo die städtischen und ständischen Würdenträger, die Admiralität und das Offizierskorps in großer Uniform uns erwarteten, und wo die Baumeister des Hauses, Gropius und Schmieden, dem Kurator den goldbronzierten Schlüssel überreichten und seinen Dank für ihr wohlgelungenes Werk empfingen. Einen Augenblick stockte der Zug, denn eben rollte der Wagen des Ministers vor das Haus. Der Kurator überreichte mit einigen Worten den Schlüssel dem Rektor. Lautlose Stille

herrschte, nur die Glocken tönten fort. Der Rektor trat an den Rand der Freitreppe, bis zu der die Kopf an Kopf den Festplatz füllende Menge wogte, und, den goldblinkenden Schlüssel in der Rechten schwingend, verkündigte er, wie L. Pietsch schreibt: „sichtlich von der Feierlichkeit des Moments ergriffen, mit einem Schwung und einem Pathos, die einer gewissen Großartigkeit nicht entbehrten, die Huld und Gnade des Königs, der mit diesem Schlüssel der Universität das so herrlich vollendete Gebäude übergeben habe, und forderte mit prächtig dahinhallender Stimme zum Dank dafür auf: ‚Gott segne den König und mache seine Tage hell wie diesen Sonnentag! Unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm, er lebe hoch!' Ein nicht endenwollendes, brausendes Hoch erscholl, die im Hafen in Parade aufgestellten Kriegsschiffe donnerten, während die Musikchöre das ‚Heil dir im Siegerkranz' intonierten. Dazwischen klangen in immer gleichem feierlichen Ton die Kirchenglocken. Die Wirkung war vollkommen, der Eindruck wirklich ergreifend!" Es war der Höhepunkt des Festes, ja, der Höhepunkt meines Lebens überhaupt.

Zwölf Uhr mochte es sein, als ich die Türe aufschloß und den Minister wie den Kurator in die reichgeschmückte Aula führte, die sich rasch und in vollkommenster Ordnung füllte. Ich hatte eben noch Zeit, die Entscheidung des Ministers in der Platzfrage, die mir Plessen zuflüsterte, an den harrenden Boten weiterzugeben. – Voll und weich erklang von der Orgelempore, die die neue Aula schmückte, ein Doppelquartett, der 150. Psalm von Pitoni.

Der Rektor betrat das Katheder. „Das Buch der Bücher spricht: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Damit solche Weisheit in diesem Hause wohne, betreten wir es im Aufblick zu dem, der allein heilig ist und sprechen: der Herr unser Gott segne unseren Eingang und unseren Ausgang jetzt und immerdar. Amen." Danach erst wandte ich mich zur Festversammlung und ließ die Geschichte der Universität an ihrem Auge vorüberziehen. Von den kümmerlichen Anfängen an führte ich sie bis zu ihrem Glanzpunkt unter der Regierung eines wohlwollenden Königherzogs und bis zu ihrer Verwickelung in die politischen Kämpfe, in denen das Kieler Studentenkorps sich bei Bau dem Tode weihte für des Landes Recht, während seine Lehrer in die Verbannung gingen, weil sie Deutschland die Treue gehalten. Ich erzählte, wie der Gedanke des Universitätsbaus entstand, und, mich an Thaulow wendend, sagte ich ihm den Dank, den ihm gestern das Land im Fackelglanz dargebracht, im Namen der Universität durch ihren Rektor. Der Bau sollte ihr zweihundertjähriges Jubiläum schmücken; doch die neuen politischen Wirren machten es unmöglich. Wohl hatten die Tage von Düppel und Alsen die Herzogtümer für immer von dem verhaßten Joch Dänemarks erlöst; aber erst der Tag von Königgrätz entschied über ihr künftiges Geschick. Nicht alle Hoffnungen waren erfüllt, doch in dem Jubelruf, der das neu erstandene Reich und seinen Kaiser begrüßte, erstarben die letzten Stimmen

derer, die es anders gewünscht. So legte der Kronprinz des Deutschen Reiches den Grundstein zu diesem Bau. Ein Jubiläum habe das Land uns schmücken wollen und ein Jubelfest des Liebesbundes zwischen ihm und der Universität dürften wir heute feiern. – Als ich mich zum eigentlichen Weiheakt anschickte, erhob sich die ganze Versammlung wie ein Mann und hörte stehend die Worte der Weihe. In immer neuen Wendungen weihte ich das Haus der Heranbildung einer deutschen Jugend, wie sie mir als das Ziel alles akademischen Lebens vor der Seele schwebte. Aber zuletzt weihte ich es der Ehre Gottes, damit sein Segen darin wohne von Geschlecht zu Geschlecht.

Heute weiß ich, daß Gott, den ich oft so heiß darum angefleht, mir das rechte Wort gegeben hatte. Ludwig Pietsch schloß seine Schilderung des „prächtigen Weiheaktes: die Versammlung war sichtlich von der gedanklichen und rednerischen Schönheit dieser Worte ergriffen und erschüttert. Der milde Gesang des Chores klang wohltuend und harmonisch in diese bewegte Stimmung hinein.“ In diesem Tone klangen die Berichte aller Zeitungen; in einer, die den Wortlaut der Rede brachte, schrieb der Aufzeichner: „Solch eine Würde, solch eine Weihe, solch eine Salbung habe ich selten getroffen.“ Ich wurde still beim Lesen, die Augen wurden mir feucht. – Nur die Kreuzzeitung mäkelte: die Ehre Gottes sei zuletzt gekommen. – Schleswig-Holsteiner drückten ihr Erstaunen aus, daß ich ihnen so aus dem Herzen sprechen könnte; mir war das ganz natürlich, hatten mich doch die letzten schweren Jahre eng mit dem Lande zusammengeschmiedet.

Noch einmal ergriff der Rektor das Wort, um die Dekane zur Ehrenpromotion aufzufordern. Es ist mir noch heute eine Ehre, daß mein Name auf den Diplomen des Ministers Falk, Mommsens, Jensens und Scheel-Plessens steht. Ich brachte unseren jüngsten Doktoren warme Glückwünsche dar und schloß mit den Worten: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen.“ Die Orgel setzte ein, und die Versammlung sang in tiefer Bewegung das Loblied. Volleren Herzens habe ich es wohl nie mitgesungen. Schweigend, wie die Berichte betonen, ging die Versammlung auseinander.

Noch ehe der Hafendampfer mit den Ehrengästen Bellevue erreichte, fuhr ich hinauf, um einen letzten Blick auf die tadellosen Anordnungen der Festmahlkommission zu werfen. In dem reichgeschmückten Saale hatten 280 Gäste an fünf langen Tafeln Platz gefunden. An der Quertafel präsidierte ich, zu meiner Rechten saß der Prinz von Noer, zur Linken der Minister. Da neun offizielle Toaste in Aussicht genommen waren, erhob ich mich bald nach den Austern, um den Kaisertoast auszubringen. Alle Poesie meiner Jugend klang noch einmal an in der Art, wie ich die Stätte schilderte, wo uns der Kaiser das neue Haus gebaut, und aller Jubel meiner Mannesjahre in dem Festgruß an den Heldengreis auf dem Kaiserthron, der uns dies größere Haus geschenkt, damit auch Schleswig-Holstein, das so oft

und so schwer um sein Hausrecht im deutschen Vaterhause habe ringen müssen, nun hier in Frieden wohnen könne mit seiner Christiana Albertina.

Als darauf Scheel-Plessen den Toast auf mich ausbrachte und alle mich umdrängten, um mit mir anzustoßen, da fühlte ich nicht nur, daß sie von der Einweihung befriedigt waren, sondern auch, daß ich ein Haus- und Heimatrecht in Kiel erworben hatte. In diesem Gefühl sagte ich zu meinem Nachbar: „Jetzt werden Euer Exzellenz wissen, warum es mir so schwer wurde, Kiel zu verlassen und dem Rufe nach Berlin zu folgen."

Aber noch war mir keine Ruhe gegönnt. Um 9 Uhr ging es auf den großen Festkommers, wo ich das Hoch auf die alten Herren auszubringen hatte. „Ich habe heute soviel von dem neuen Hause geredet, jetzt will ich einmal von den ‚alten Häusern' reden, deren Haar noch nicht grau geworden wie das meine, sowie von den Ergrauten, die heute wieder jung werden . . ." Der Widerklang meiner Worte aber war ebenso matt wie der Beifall, den Dr. Volbehr mit seiner Lobrede auf den Festleiter erntete. Es war klar: über allem Gelingen des Festes hatten die Studenten meine Strenge, durch die ich es ermöglicht, nicht vergessen.

Ich war wohl der einzige der Festgenossen, der am nächsten Morgen seinen frühen Spaziergang am Kleinen Kiel machte. Meine Arbeit war aber noch nicht vollendet. Es sollte sofort eine Dankadresse an den Kaiser abgesandt werden, die ich jetzt, unter dem frischen Eindruck des Festes entwarf, damit sie noch heute von allen Professoren unterzeichnet werden könne.

Um 12 Uhr versammelten wir uns zur Nachfeier in der Aula, die freilich lange nicht den Eindruck machte wie gestern, als das Sonnenlicht durch die gemalten Fenster fiel. Der Himmel war trüb, die Luft rauh. Auch die Stimmung war nicht mehr so festlich gehoben, nur ich schwelgte in dem Gefühl, alles glücklich überwunden zu haben und mich ganz behaglich der Festfreude hingeben zu können. – Nach dem von Borchers auf der Orgel vorgetragenen Händelschen Halleluja führte der Nikolaichor eine Festkantate von Claus Groth auf. Doch der Dichter des „Quickborn" hatte, als er an die Universität berufen wurde, seine Kraft längst erschöpft. Was er an politischen Liedern in den letzten Jahren geleistet, war – wie diese Festkantate – gereimte Prosa.

Danach führte ich an der Spitze des Senates den Minister in dem neuen Hause herum, in dem ihm besonders der von Forchhammer mit seiner Antikensammlung künstlerisch geschmückte Korridor imponierte. Um 3 Uhr war Diner bei Plessens, wo ich wieder neben dem Minister saß, was ich sehr genoß, um 6 Uhr brachten wir ihn zur Eisenbahn, von der ich mit Thaulow, mit dem ich die Ehren des Festes geteilt hatte, Arm in Arm zurückkehrte. Das war der Ausklang des Festes, das war das Ziel der Wege Gottes, auf das mein guter Vater mich so oft verwiesen hatte, wenn ich ungeduldig über mein langes Festsitzen in Kiel klagte. Es war des Wartens wert.

Der Abschied von Kiel

Zum zweiten Male war mir, wie einst in Königsberg, nur noch ein Semester vergönnt, in dem schönen, neuen Hause zu lesen. Es war, als sollte mir gezeigt werden, daß Gott mir noch einen neuen Wirkungskreis beschieden habe; die Kollegia waren schwach besucht, sogar in meiner Lieblingsvorlesung, der Biblischen Dogmatik, in die ich die Summe meiner bisherigen Lebensarbeit niedergelegt hatte, zählte ich nur neun Zuhörer.

Schon in der ersten Hälfte des Wintersemesters begann eine lebhafte Geselligkeit, zum Teil wohl zu Ehren des nach Kiel berufenen Philologen Blaß, der uns noch sehr nahe trat. – Leider waren auch im Professorenkreise durch den Zuzug einiger wohlhabender Kollegen die üppigen Diners eingerissen, wir machten jedoch diese Sitte nicht mit, als wir unsere letzten geselligen Verpflichtungen erfüllten.

Gleichzeitig mit mir hatte Burchard einen Ruf nach Greifswald erhalten, und kaum waren die Begrüßungsdiners für die neuen Kollegen beendet, so begannen die Abschiedsgesellschaften für uns beide. Hermine und ich mußten im Grunde doch gute Naturen haben, daß wir diesen Trubel durchhielten. Besonders erinnerlich sind mir die Abende bei von Ahlefeldts, wo die Antigone mit verteilten Rollen gelesen wurde, bei Burchards, wo die Aufführung zweier hübscher Lustspiele für heitere Stimmung gesorgt hatte, und bei Plessens, wo ich seine Tochter Gabriele zu Tisch führte, mit der ich zu Hause oft geneckt wurde, weil ich einen gewissen Schwarm für sie hatte. Bei diesem Diner ging es besonders hoch her, obwohl Plessens Bruder, der im Lande begütert war, gesagt haben soll: Hier ißt man sich satt, bei mir diniert man.

Das Jahr 77 brachte meine letzte Ehrenpflicht als Rektor. Ich hatte dem Hamburger Senior Rehhoff an seinem Jubiläum seitens der Fakultät zu gratulieren und das Ehrendoktordiplom zu überreichen. – Wenige Tage darauf war das Semester zu Ende. – Es war in Kiel Sitte, dem abgehenden Rektor einen Fackelzug zu bringen; da erfuhr Dr. Volbehr, daß die Studenten ihn bei mir nicht beabsichtigten, angeblich wegen der Kosten, die ihnen schon durch die Einweihung geworden waren. Da sie aber selbst bei einer finanziellen Beihilfe durch Vermittlung Volbehrs ablehnten, war es erwiesen, was ich schon am Festkommers geahnt: man hatte mir das Verbot der Studentenversammlung übelgenommen. Das war ein bitterer Tropfen in die frohen Festeserinnerungen.

Am 10. März wollten viele noch einmal Hermine ihre Liebe beweisen, indem sie glückwünschen kamen; das Haus war aber schon so in Auflösung begriffen, daß wir niemanden mehr einladen konnten. – In der nächsten Zeit fuhren wir täglich einige Stunden Abschiedsvisiten, im ganzen gegen 90. Auch in der Gemeindevertretung, im Konsistorium und in der Herberge

hieß es Abschied nehmen. Der Lesehalle blieb ich bis zuletzt treu, sie war, wie die Herberge, doch meine eigenste Schöpfung.

Am 19. hielten wir unsere letzte Morgenandacht in der Wohnung, in der wir so glücklich gewesen waren, dann kam zum letzten Male unser guter Tischler Neels, dem wir nur alles aufzuschließen brauchten, da wir uns längst überzeugt hatten, daß er das Packen sehr viel besser verstand als wir. Der Wirrwarr hatte seinen Höhepunkt erreicht, als Völkers und Ladenburg erschienen und mir ein kostbares Album mit den Photographien aller Professoren überreichten. Das war der Kehraus.

Die beiden Töchter nahmen Möbius, die beiden Söhne Möllers zu sich, und auch wir konnten schließlich dem Staub und Schmutz entrinnen und die letzten Tage entweder in dem hübschen Thaulowschen Landhause oder bei Klemms gemütlich verbringen. – Noch einmal kam Lotte Hegewisch, mit der Hermine sich in letzter Zeit sehr angefreundet, und brachte uns „einen Tropfen Hafen", wie sie sagte, d. h. ein reizendes Bildchen von ihrer Hand, das die Aussicht von ihrem Balkon auf das Wasser darstellte.

So kam der 21. März. Nach dem Kaffee und der Morgenandacht ging es zur Eisenbahn. Da waren sie noch einmal alle, die wir so lieb gehabt, Männer, Frauen und Kinder. Auch mein guter Bockendahl und Friedrichs fehlten nicht, auch nicht der Pedell Jäger, der mich in den Einweihungstagen so treu bedient hatte; es waren wohl an 30 Personen. So einsam war ich in Kiel eingezogen, jetzt fuhren wir mit unseren vier Kindern von 8 bis 17 Jahren davon, überreichlich mit Reiseproviant und von den Freunden gestifteten Erfrischungen versehen. – Schon lag das Land hinter uns, das uns eine zweite Heimat geworden. Die 14 Jahre zogen an meinen Augen vorüber, die so schwer begonnen und so herrlich geendet hatten; der ganze Reichtum schönster Freundschaft, den ich dort gefunden, voll heiteren Genießens, sowie eine weitreichende, anerkannte Wirksamkeit. Da wurde manchmal das Auge feucht.

Mit 50 Jahren hatte ich ein Ziel erreicht, höher, als ich es je geträumt: den Lehrstuhl in der Reichshauptstadt. Wohl war es eine Fahrt in unbekanntes Land; wußten wir doch nicht, wie unser Leben dort sich gestalten werde. Eins aber wußten wir: Wir gingen mit Gott.

Dritter Teil

Berlin

1877–1918

Siebentes Kapitel

Sieben Jahre aufwärts

In der Landgrafenstraße

An Kaisers Geburtstag ging ich zum erstenmal mit Hermine und den Kindern den Trubel unter den Linden ansehen. – Wir waren am Abend vorher angekommen und teils bei Mama in der Sigismundstraße, teils bei Oldenbergs, die in dem am Magdeburger Platz gelegenen Paulinum wohnten, untergebracht. Aber schon drei Tage darauf konnten wir unsere Wohnung in der Landgrafenstraße beziehen, die wirklich allen durch Hermines begeisterte Schilderungen geweckten Erwartungen entsprach. Freilich gab es noch viel zu ordnen und einzuräumen, so daß wir unsere Kirchgänge während der stillen Woche auf die nahegelegene Kapelle des Elisabethkrankenhauses und die Zwölfapostelkirche beschränken mußten. Nur am Karfreitag wagten wir uns bis zur Matthäikirche heraus, um Büchsel zu hören, und abends in die Singakademie, wo, wie alljährlich, der „Tod Jesu" von Graun in Anwesenheit des Hofes aufgeführt wurde.

Der Chirurg Bardeleben war in diesem Jahre Rektor. Als ich mich ihm vorstellte, lud er mich gleich zu einer Abendgesellschaft ein, in der ich mehrere meiner neuen Kollegen kennenlernte. Der berühmte Mediziner Virchow ist mir seitdem immer freundlich begegnet, und mit dem Romanisten Dernburg haben wir lange gesellig verkehrt.

Weniger befriedigte mich meine Antrittsvisite beim Minister. Es war doch etwas ganz anderes, neben ihm bei der Festtafel im Bellevue zu sitzen oder hier als einer seiner zahllosen Untergebenen ihm nach langem Warten die Aufwartung zu machen.

Auch zu Dorner ging ich sofort mit Hermine, hatte ich doch wohl vorzugsweise ihm meine Berufung zu danken.

Von den Kollegen war mir Dillmann von Kiel her wohlbekannt; Pfleiderer war kurz vor mir als Dogmatiker berufen; Kleinert, dessen eigentliches Fach das Alte Testament war, hatte sich rasch in die Praktische Theologie eingearbeitet. Zuletzt suchte ich den Kirchenhistoriker Semisch auf, der mir durch sein Buch über Justin längst nicht mehr fremd war. – Zu den Extraordinarien gehörte mein alter Freund Meßner, der mir jedoch durch seine kirchenpolitische Richtung ferner gerückt war, so daß es zu keinem engeren

Verkehr kam. Die beiden Honorarprofessoren Brückner und von der Goltz lebten ganz ihren hohen kirchenregimentlichen Ämtern.

Ich hatte mir vorgenommen, wie einst in Kiel, alle Ordinarien zu besuchen, obwohl es hier nicht Sitte war; es ist mir nicht leid geworden, wenn ich auch manchen Tag zehn Visiten machte. Besuche, wie die beim alten Ranke, bei Lepsius, Droysen, Waitz und Curtius, sind mir unvergeßlich geblieben. Den Historiker Nitzsch kannte ich schon aus Königsberg, Hinschius, Harms und Treitschke waren in Kiel meine Kollegen gewesen, Sachau hatte als Student viel bei uns verkehrt. Hermann Grimms Gegenbesuch war mir sehr interessant, da wir gerade seinen Roman „Unüberwindliche Mächte" mit Spannung gelesen hatten; in dem Sanskritianer Weber fand ich einen Schachpartner. Er spielte eine große Rolle in den kirchlich-liberalen Kreisen Berlins und schickte mir stets seine häufigen Broschüren zu, obgleich er wußte, daß ich völlig anderer Richtung war.

Auch mit Hermine mußte ich viele Besuche machen, bei den Frauen der Fakultätskollegen, bei Verwandten und Freunden Mamas, wie Exzellenz Thiles, Tiele-Wincklers und Empichs, selbst bei unserem Hauswirt Streichenberg, der wie ein König in der Landgrafenstraße thronte, die deshalb der Berliner Witz „Landstreichergasse" nannte. Von den Mitbewohnern unseres Hauses traten uns nur die Familie des Malers von Kameke und ein Fräulein Krain näher, deren Privatschule Käthe besuchte.

Nun kamen nicht nur Gegenbesuche und Visiten von durchreisenden Königsbergern oder Kielern, sondern gleich in den ersten Tagen zwei Logiergäste: Ludwig aus Tübingen und Gustav aus Dresden; so mußte die „blaue Grotte" in Aktion treten, das ist ein nur im Berliner Baustil mögliches, fast hängebodenartiges Mädchengelaß, das wir mit viel Liebe als Fremdenstübchen hergerichtet und ob seiner blauen Tapete mit diesem poetischen Namen versehen hatten.

Sehr lebhaft war unser Verkehr mit Oldenberg und seinen drei Söhnen, zu denen sich an den Sonntagen auch die Söhne meines lieben von Behr gesellten. Auch die Beziehungen zu Willy und Fritz von Woyna und der Hofdame Anna knüpften wir wieder an.

Mama, die besonders oft zu Mittag oder Abend bei uns war, trat uns dafür häufig ihre Billetts zum Opern- oder Schauspielhaus ab, die sie als Generalswitwe regelmäßig erhielt. So willkommen uns das, besonders für die älteren Kinder war, so kamen sie später doch oft sehr zur unrechten Zeit und machten uns mehr Not als Vergnügen. Unser Leben war eben ein sehr unruhiges, selbst in den ersten Monaten, so daß es Hermine manchmal zuviel wurde.

In der ersten Fakultätssitzung führte mich Pfleiderer als Dekan ein. Er war ein liberaler, der Tübinger Schule nahestehender Theologe, hielt sich aber von jedem Parteitreiben fern und hatte auch für meine wissenschaftliche Arbeit Verständnis. Er ist mir bis zum Ende ein lieber Kollege geblieben.

Meine Vorlesung über das Johannesevangelium und das Publikum über die johanneische Frage fand ich von 50 Zuhörern besucht, in den katholischen Briefen 20; immerhin ein ganz guter Anfang.

Die Universität lag im Prinz-Heinrich-Palais am Opernplatz, doch waren die stattlichsten Räume von Sammlungen besetzt, und wir mußten uns mit den ehemaligen Kutscherwohnungen im Parterre behelfen. Hier habe ich aber nicht auf einen Neubau warten müssen, da die Sammlungen allmählich eigene Häuser erhielten und wir die oberen Stockwerke beziehen konnten.

Meine erste Arbeit für die Fakultät war das Referat über die Lizentiatenarbeit eines Kandidaten Gröbler, der heute Konsistorialrat in Berlin ist und mir seine Anhänglichkeit treu bewahrt hat.

Auch der Minister forderte bald von mir ein Gutachten, und zwar über die exegetischen Arbeiten Haupts, dessen Schrift über den ersten Johannesbrief ich sehr hoch schätzte; so bin ich es geworden, der ihm in die akademische Karriere verholfen hat.

Oldenberg führte mich gleich in der Karwoche in einer Sitzung des Zentralausschusses für Innere Mission ein, dessen ordentliches Mitglied ich nun geworden war. Sie fand unter dem Präsidium Bethmann Hollwegs bei dem Ministerialrat Dr. Schneider statt, bei dem man zu einem schlichten Abendessen beisammen blieb. Hier traf ich meinen Verleger Hertz als Schatzmeister, ferner lernte ich Geheimrat de la Croix, wie Schneider aus dem Kultusministerium, Justizrat Stämmler, den Hofprediger W. Baur und den Oberverwaltungsgerichtsrat von Meyeren näher kennen. Auch Pank, späterer Pfarrer an Dreifaltigkeit, und Hofprediger Stöcker waren Mitglieder; der Abend, an dem Stöcker sich über seine damals begonnene Tätigkeit in Volksversammlungen aussprach, ist mir unvergeßlich und gab mir den Eindruck, den ich stets seinen Gegnern gegenüber geltend gemacht habe: daß er jedenfalls aus den reinsten religiösen Motiven handelte. Kögel, der mir einst nahegestanden, war mir aber doch durch seine kirchliche Richtung entfremdet; er hat es mir wohl nie verziehen, daß ich nicht in die „Positive Union" eintrat.

Auch ein tea-meating zum Besten des Johannesstifts fiel in die erste Zeit unseres Hierseins. Hedwig verkaufte mit bei dem Wohltätigkeitsbazar, war aber mit ihrer „Provinzkleidung" noch gar nicht darauf eingerichtet und genierte sich entsetzlich unter all den vornehmen Damen, die dort ihrer Wohltätigkeit keine Schranken setzten. Ich fand hier eine meiner Königsberger Lieblingsschülerinnen, Ellen Block, als Gattin des Generals von Grolman wieder; so kam es, daß wir auch mit diesem Hause nähere gesellige Beziehungen anknüpften.

Darüber war es Sommer geworden, die Gesellschaften hörten mehr und mehr auf, und wir konnten uns endlich unserer neuen Heimat in Ruhe freuen. Die letzte Gesellschaft war bei der Witwe meines Vorgängers, Frau Twesten,

die mir freundlicherweise den Talar und das Barett ihres Mannes vererbte, die ich fortan bei allen Universitätsfestlichkeiten als sein Nachfolger getragen habe. Hier traf ich Olshausen, den ich natürlich auch aufgesucht, Professor Herrmann aus Marburg und den Germanisten Müllenhof, dem ich noch nähertreten sollte.

Als wir nun in den stillen Sommerwochen die Veränderung unserer Verhältnisse gründlich prüften, merkten wir recht, wie sehr wir mit dem Tausch zufrieden sein konnten. Vor allem erfreute uns nnsere Wohnung mit ihrem schönen Balkon, auf dem wir, wenn irgend möglich, Kaffee tranken und frühstückten. Die gefürchtete Entlegenheit der Gegend machte sich auch nicht so stark bemerkbar, als ich erwartet hatte. Die beiden Jungen besuchten das Wilhelmsgymnasium in der Bellevuestraße, Käthe hatte ja den Unterricht im Hause bei Fräulein Krain, die auch Heti aufs Lehrerinnenexamen vorbereitete.

Bis zur Universität war es freilich ziemlich weit, aber der Weg durch den Tiergarten und die Linden entlang dafür so schön, daß man ihn als Spaziergang empfand. Außerdem gab es eine Pferdebahn von der Liechtensteiner Brücke nach dem Kupfergraben und eine Omnibusverbindung vom Lützowplatz zum Opernhause.

Daß der heiße Sommer uns nicht zu sehr angriff, verhinderten Ausflüge an die herrlichen märkischen- oder Havelseen und regelmäßiges Baden in einer nahe gelegenen Badeanstalt.

Gottlob bekam Markus das Berliner Klima sehr gut, so daß das Asthma lange ausblieb; nur Käthe litt nach wie vor häufig an Migräne. Johannes besuchte Büchsels Konfirmandenunterricht, doch auch wir anderen gingen regelmäßig zu ihm zur Kirche. Schon der Weg dahin unter den Bäumen längs des Kanals war eine Erbauung. Häufig kam auch Büchsel gegen Abend gemütlich zu einer Zigarre zu mir.

Für das Kieler Professorenkränzchen, dem ich so manche Anregung verdankte, entschädigte mich eine regelmäßige Professorenzusammenkunft Sonnabend abends in Krugs Garten am Lützowplatz, der damals noch ein häßliches Holzlager war. Diese Zusammenkünfte scheiterten jedoch bald an dem unruhigen Berliner Leben.

So schloß, voll Zufriedenheit und Dankbarkeit, das Jahr 77, und wir feierten ungetrübt das erste Weihnachtsfest in unserem „Saal", wo der stattliche Tannenbaum den von Vater ererbten Kronleuchter überstrahlte.

Nach Neujahr arrangierten Oldenbergs mit uns ein Shakespearekränzchen, das alle vierzehn Tage abwechselnd bei einem von uns gehalten wurde. Wir lasen, jeder für sich, ein verabredetes Stück, und dann hielt einer, darunter auch der junge Hermann Oldenberg, einen gründlich vorbereiteten Vortrag darüber, an den sich meist überaus interessante Debatten knüpften. Jeder lud dazu von seinen Freunden ein, wen er wollte.

Auch sonst fanden wir immer noch neue Anknüpfungspunkte. Olly von Wolff, die Freundin Hermines, war nach dem Tode ihres Mannes nach Potsdam gezogen; auch mit dem Kunstauktionator Rudolph Lepke, einem ebenso feinsinnigen wie anspruchslosen Manne, der eine entfernte Verwandte von mir geheiratet hatte, kamen wir in näheren Verkehr.

Bei den Studentengesellschaften, die wir in diesem Jahre gaben, lernte ich, neben vielen späteren Professoren, einen Amerikaner, Henry van Dyke, näher kennen, der ein berühmter Schriftsteller und Prediger in Brooklyn geworden ist. Er hatte mir eine Abhandlung für die „Contemporary Review" übersetzt, die ich mir vorlesen ließ, da ich doch so viel Englisch verstand, um zu kontrollieren, ob er meinen Sinn getroffen habe. Dafür suchte ich ihm bei einem Glase Bier die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands klarzumachen.

In den Osterferien freute ich mich auf ruhige wissenschaftliche Arbeit. Als erstes schrieb ich einen Aufsatz über die Lehrlingsfrage für die „Fliegenden Blätter", für den mir Wichern in einem sehr herzlichen, aber mit zitternder Hand geschriebenen Briefe dankte. Der große Mann hatte seit einem halben Jahre weder bei Tag noch bei Nacht einen Augenblick geschlafen und ging nach langem Leiden seiner Auflösung entgegen. – Kaum aber hatte ich meine textkritischen Kollektaneen zum Johannes sowie die Detaildurcharbeitung der Apostelgeschichte wieder vorgenommen, so kamen neue Störungen.

Der Minister hatte mich vom 1. April an zum Mitglied der Prüfungskommission ernannt. Von dieser Tätigkeit, die ich in Kiel acht Jahre lang betrieben, hatte ich eigentlich reichlich genug, remonstrieren aber konnte ich nicht, da ich seinerzeit den Minister selbst um einen Nebenverdienst ersucht hatte. Die Examina fanden fast jeden Montag statt, dauerten vier bis fünf Stunden und waren, wie mir Schulrat Klix vorausgesagt hatte, meist ziemlich unerfreulich, da viele mit den dürftigsten Schulreminiszenzen auszukommen meinten.

Die vierzehntägigen Sitzungen des Zentralausschusses hörten zwar für die Sommermonate auf, aber mein Verbindungsbruder Aegidi veranlaßte mich, in den Vorstand eines Bezirksvereins der Gustav-Adolf-Stiftung einzutreten. Gerade weil dazu nur liberale Geistliche gehörten, wollte ich mich der Aufforderung nicht entziehen, um zu zeigen, daß ich die Sache nicht für eine Parteisache hielte. Das gab freilich neue Arbeit.

So sehr ich mir vorgenommen, mich von dem Vereinsleben zurückzuhalten, die schöne Freiheit von allen Nebenarbeiten, auf die ich mich in Berlin so gefreut hatte, war nun doch einmal vorüber.

Es gelang mir aber doch, wenigstens die Durcharbeitung der Apostelgeschichte zu vollenden und eine Abhandlung für die „Princeton Review" zu schreiben. Offenbar durch die Vorlesungen des vorigen Semesters angeregt, stellte ich den Tag von Cäsarea Philippi als den Wendepunkt des Lebens Jesu dar. Van Dyke mußte wieder bei der Übersetzung ins Englische helfen.

Wir begannen inzwischen immer deutlicher zu spüren, daß Berlin ein Zentral- und Eisenbahnknotenpunkt ist; waren wir doch nur selten ohne Passanten- oder Logierbesuch. Aus Kiel kamen Hoffmanns und Möller, aus Leipzig Voigts, aus Königsberg Superintendent Wald und mein Studiengenosse Retzlaff, aus Straßburg wiederholt Baudissin; ganz abzusehen von Scheffers aus Wernigerode und Hannchen aus Neuchâtel, die ja zur Familie gehörten. Welch eine Fülle von Anregungen kamen so ins Haus, ja, wir lernten Berlin durch das Herumführen der Besuche erst richtig kennen.

Mit dem Beginn des Wintersemesters übernahm ich das Dekanat, was mich für die damit verbundene Arbeit durch die Freude entschädigte, zum ersten Male an einem Hofball teilnehmen zu dürfen sowie an der Audienz, in welcher der Senat dem Kaiser, als er von der Verwundung beim zweiten Attentat geheilt zurückkehrte, seine Glückwünsche darbrachte. Auch des ersten Attentates entsinne ich mich deutlich. Ich war zufällig im Theater und erlebte den grenzenlosen Jubel, als der Kaiser wohlbehalten in seiner Loge erschien.

In diesem Semester begann plötzlich die Theologenzahl so lebhaft zu steigen, daß kaum jemand noch über schlecht besuchte Vorlesungen klagen konnte. Was so viele kirchliche Konferenzen vergebens versucht hatten — dem Theologenmangel abzuhelfen —, geschah nun ganz von selber. Ich fand unter den vielen meinen späteren Lieblingsschüler, Ernst Kühl.

Unser Bekanntenkreis wuchs ebenfalls stetig. Durch ein von Oldenberg arrangiertes Bibelkränzchen, in dem ich den ersten Petrusbrief erklärte, lernten wir die Gräfin Schwerin kennen, eine hochbeanlagte Frau vom lebhaftesten Interesse für alle religiösen Fragen — sie war eine Tochter Schleiermachers und die Witwe des Ministers. Zu unseren nächsten Freunden zählte aber der Graf Unruh, Rat im Hausministerium, der, wie auch ein Fräulein Costenoble und der Minister Falk, auf der Landgrafenstraße wohnte. Falk war bereits vom Ministerium zurückgetreten; es war die Zeit, wo die Kulturkampfgesetze eines nach dem anderen wieder abgeschafft wurden. Als ich ihn einmal fragte, ob es ihm nicht schwer werde, sein Lebenswerk so vernichten zu sehen, erwiderte er: wenn er sich über die Folgen seiner reiflich erwogenen Schritte Sorgen machen wolle, läge er längst im Grabe; allwissend sei er nicht und müsse sie darum Gott anheimstellen.

Propst von der Goltz hatte den Plan einer theologischen Gesellschaft angeregt, in der die verschiedenen Richtungen sich auf dem neutralen Boden der Wissenschaft begegnen und näherkommen sollten. Zunächst beteiligte ich mich lebhaft dabei, fuhr auch einmal zur Petrikirche hinaus, um Goltz predigen zu hören. Seine Weise sagte mir jedoch wenig zu, ich fand das Urteil der Studenten bestätigt: er predige auf dem Katheder und doziere auf der Kanzel. Als obendrein die ganze kirchliche Rechte sich von diesem Projekt zurückzog, verloren auch für mich die Sitzungen ihr Interesse.

Mehr gab mir der Donnerstagsklub im Albrechtshof, in den mich Julian Schmidt, der Historiker, eingeführt hatte. Es verkehrten darin die interessantesten Leute wie Ministerialdirektor Greiff, der mir besonders herzlich entgegenkam, Minister Hobrecht, Regierungsrat Grimm, der Bruder des Professors und der Maler Graef; auch Berthold Auerbach traf ich dort zuweilen. Ich besuchte den Klub mindestens einmal monatlich.

Am 21. März 1879 wurde Johannes in der Matthäikirche eingesegnet. Er hatte mir am Vorabend zu meiner großen Freude mitgeteilt, daß er nach langem Schwanken sich entschlossen habe, Theologie zu studieren, ein Entschluß, an dem er nunmehr nie wieder ernstlich zweifelhaft geworden ist. In Bernd Wolff, dem ältesten Sohne von Olly, hatte er einen verstehenden Freund gefunden. Olly, die den Freund ihres Sohnes und Sohn ihrer Freundin mit doppelt zärtlicher Liebe ins Herz geschlossen hatte, unterstützte die Freunde in ihrem idealen, religiös-sittlichen Streben. Bald gesellte sich Max Stolte als dritter zu dem Bunde. Kurze Zeit darauf siedelte Bernd ganz in unser Haus über, damit er mit Johannes zusammen das Gymnasium besuchen könne. Olly erbot sich dafür, während unserer Ferienreise Wohnung und Kinder zu hüten.

Hermine und ich hatten nämlich beschlossen, dieses Jahr zur Erholung nicht zu Scheffers nach Wernigerode zu gehen, sondern das Honorar für die dritte Auflage meiner Biblischen Theologie zu einer Schweizerreise zu verbrauchen.

Zum zweitenmal Konsistorialrat

Ende August waren wir in Brunnen, um uns nicht nur von Berlin, sondern auch von den Anstrengungen und Eindrücken unserer bisherigen Reise, von Zürich, Luzern und dem Rigi, zu erholen. Dieser Aufenthalt ist stets eine Lieblingserinnerung von Hermine geblieben. Es war aber auch zu behaglich in dem stattlichen „Vierwaldstätter Hof", wo man am See unter den schattigen Bäumen saß und des Abends das Mondlicht oder nah und fern abgebranntes Feuerwerk sich auf dem Wasser spiegeln sah. Hermine zeichnete, besonders an einem Bildchen der beiden Mythen; ich badete im See; und bald im Kahn, bald zu Fuß wurden Partien in die Umgegend gemacht.

An der table d'hôte machten wir die angenehmsten Bekanntschaften, besonders mit dem Dresdener Oberkonsistorialrat von Berlepsch und dem hochinteressanten Professor Köhler vom Archäologischen Institut.

In diesem Ferienidyll überraschte uns ein offizielles Schreiben vom Oberkirchenrat, das meine Ernennung zum Mitglied des brandenburgischen Konsistoriums brachte. — Wir nahmen es zunächst als Mahnung, die Erholungszeit nun noch mehr auszunutzen.

Mit der Post ging es nach Brienz. Es schwindelte einem wohl manchmal, wenn die langgespannten Pferde um die scharfen Ecken des Bergweges bogen,

bald aber vergaß man solche Gedanken über dem herrlichen Blick auf das Aaretal mit den mächtigen Engelhörnern und dem von unten heraufschimmernden Spiegel des Sees. – Eine Drahtseilbahn brachte uns über schwindelnde Abgründe nach dem großartigen Gießbachhotel, wo wir rasteten.

Den letzten längeren Aufenthalt gönnten wir uns in Beatenberg oberhalb von Interlaken, dann machten wir noch einen kurzen Abstecher nach Genf, das uns – hauptsächlich wohl wegen des Kaffeehausbetriebes auf dem Grand Quai – schon ganz südländisch anmutete. Unvergeßlich ist uns der Eindruck geblieben, als wir aus dem dunklen Schlund des 2300 Fuß langen Tunnels auftauchten, plötzlich das schöne Freiburg mit seiner luftigen Hängebrücke vor uns sahen. Ähnlich überwältigte uns der erste Blick auf den blauen Spiegel des Genfer Sees.

Eigentlich wollte ich noch nach Straßburg, um Baudissin zu besuchen, in Basel erfuhr ich jedoch durch meinen alten Spielgefährten Julius Wald, daß dort gerade der Kaiser sei und man nirgends mehr Quartier bekommen könne. Es gehört zu meinen Haupterholungen auf Reisen, daß ich keine Zeitungen lese, daher wußte ich von der Anwesenheit des Kaisers nichts.

Da es ausgemacht war, daß diese zweite Reise ebenfalls mit einem Besuch des Stuttgarter Kongresses für Innere Mission enden sollte, widmeten wir die dazwischen liegenden Tage Basel und Schaffhausen.

Wie freute ich mich, endlich einmal ein nicht durch Nachschreiben und Berichterstatten gefesseltes, einfaches Kongreßmitglied zu sein, das sich auch an der Diskussion beteiligen konnte. Der Genuß dieser Tage wurde mir jedoch anderweitig getrübt. Hermine erkrankte an Diphtherie. Es war uns unsäglich peinlich, da wir in einem Privatquartier untergebracht waren, aber der Buchhändler Steinkopf und seine freundliche Gattin halfen uns über die Verlegenheit hinweg, pflegten Hermine aufs sorgfältigste und gewährten uns ihre Gastfreundschaft weit über die Dauer des Kongresses hinaus.

Mit dieser schönen Reise schloß die erste, stillere Epoche meines Berliner Lebens.

Gleich nach meiner Rückkehr mußte ich mich dem Präsidenten des Oberkirchenrats Hermes sowie dem Konsistorialpräsidenten Hegel vorstellen. Die Generalsuperintendenten Brückner und Büchsel und die Kollegen Semisch und Kleinert waren mir ja wohlbekannt, so brauchte ich nur noch bei Konsistorialrat Berner und den beiden juristischen Räten Mayerhoff und Spilling Besuch zu machen.

Als Arbeitsbezirk wurde mir die Uckermark und die Priegnitz zugeteilt, d. h. ich entwarf die mehr geistlichen Verfügungen, der juristische Korreferent unterzeichnete nur mit, umgekehrt war es bei mehr juristischen Sachen.

Übrigens merkte ich bald, wieviel mehr mich hier das Konsistorium in Anspruch nahm als in Kiel. Die allwöchentlichen Sitzungen dauerten regelmäßig von 11 bis 4, außerdem schleppte täglich der Bote eine große Aktenmasse

heran. Viel Arbeit machten die Visitationsberichte, die mein Vorgänger stets einfach zu den Akten geschrieben. Ich aber erhielt durch sie einen so lebhaften Eindruck von der Bedeutung des Superintendenturamtes, daß ich keinen ohne Bescheid ließ, um so, lobend oder tadelnd, zu immer neuer Einwirkung auf die Geistlichen der Diözese anzuregen. Hedwig, die jetzt in der Krainschen Schule als Lehrerin angestellt war, schenkte mir von ihrem ersten selbstverdienten Gelde die Generalstabskarte der Uckermark und Priegnitz, die mir bei der Aktenarbeit und den Dienstreisen sehr zustatten kam.

Gleich in den ersten Monat meiner Konsistoriumstätigkeit fiel eine Sitzung mit dem Provinzialsynodalausschuß, die viel Staub aufwirbelte. In der Berliner Jacobi-Gemeinde war ein liberaler Pfarrer Werner aus Guben gewählt, und die kirchliche Rechte setzte alles in Bewegung, um die Genehmigung seiner Wahl durch das Kirchenregiment zu hintertreiben. So wenig ich für den Gewählten Sympathie hegen konnte, lag doch für mich nicht das geringste vor, was rechtlich zu einer Anfechtung der Wahl Anlaß gab, die auch mit einer Stimme Majorität genehmigt wurde. Jedermann konnte sich ausrechnen, daß des jüngst berufenen Konsistorialrats Stimme den Ausschlag gegeben habe. Einige meiner Bekannten, wie der General von La Chevallerie, ein alter Freund Scheffers, fühlten sich daraufhin berufen, in entrüsteten Briefen mich für den angeblich so empörenden Beschluß des Konsistoriums verantwortlich zu machen, eine Einmischung, die ich mir natürlich — trotz aller Freundschaft — energisch verbitten mußte.

Oberhofprediger Kögel war an Stelle Brückners zum Generalsuperintendenten der Kurmark ernannt. Ohne Frage war es ein Fehler des Kirchenregiments, einem so bedeutenden Manne wie Kögel nicht früher die ihm gebührende Stellung anzuweisen. Vielleicht hätte so verhindert werden können, daß er im Parteileben den Einfluß zu gewinnen suchte, der ihm in der amtlichen Kirche versagt war. Vielleicht wäre es dann auch nie zu der Spaltung der Mittelparteien gekommen, an der unser kirchliches Leben noch heute krankt. Inzwischen war Stöcker zu seinem Nachfolger in der „Positiven Union" herangewachsen und widmete sich fast ganz der parteipolitischen Agitation. Jetzt erst lernte ich seine faszinierende, eminente Rednergabe kennen.

Als Mitglied des Konsistoriums mußte ich nun auch an den Examen der Kandidaten teilnehmen, sehr bald wurde mir sogar das Examensdezernat übertragen. Es war die Zeit großen Kandidatenmangels, und oft fragte mich Hegel, ob ich nicht bald meine Fünf beisammen habe, um ein Examen ansetzen zu können. Bejahte ich, so waren die Examinanden bereits, ehe sie die Prüfung bestanden, für die dringendsten Vakanzen vergeben, ohne daß ich für meinen Bezirk jemanden erhalten hatte.

Unser häusliches Leben ging unterdessen seinen gewohnten, nur durch viel Geselligkeit unterbrochenen Gang. Zum Glück hatte ich mich nicht darauf

eingelassen, mit Hermine bei den Konsistoriumsmitgliedern Besuch zu machen, unsere Verpflichtungen überstiegen ohnehin schon ihre zarte Gesundheit, und bald genug sollten wir zu diesem Verkehr keinen Beweggrund mehr haben.

Im Ministerium

Am 14. April 1880 wurde mir der Ministerialdirektor Lucanus gemeldet. Ich kannte weder den Herrn, noch ahnte ich, was er wollte. Er bot mir im Auftrage des Kultusministers von Puttkamer eine Stelle im Ministerium an, die bisher Kögel innegehabt hatte, die aber völlig neu gestaltet werden sollte. Ich solle ein festes Dezernat in der geistlichen Abteilung erhalten und in den Personalien der evangelisch-theologischen Fakultäten solle fortan ohne meine Mitzeichnung nichts verfügt werden, so wenig wie in betreff des Religionsunterrichts in höheren und niederen Schulen. Aus dem Konsistorium und der Prüfungskommission müsse ich dann natürlich austreten. Da mir der Umfang und die Bedeutung dieser angebotenen Wirksamkeit nicht hinreichend klar war, ging ich zu Falk, um seinen Rat zu erbitten. Lächelnd erinnerte er mich daran, wie er einst bei unseren Verhandlungen über die Berliner Professur gesagt habe, in Berlin fände sich leicht ein Nebenamt, das mein Gehalt erhöhe. Dies sei das Amt, das er damals im Auge gehabt habe; zur Zeit meiner Übersiedelung hierher habe ihm aber der Gedanke an seinen Rücktritt schon so nahe gelegen, daß er seinem Nachfolger die Besetzung einer so wichtigen Stelle nicht habe vorwegnehmen wollen. Er freue sich, daß Puttkamer seinen Gedanken aufgegriffen habe; natürlich sei es meine Pflicht, das Angebot anzunehmen. Damit war die Sache entschieden, und schon am 17. hatte ich eine Audienz beim Minister, in der ich meine Bereitwilligkeit erklärte. Es dauerte dann allerdings noch fast sechs Wochen, bis die Angelegenheit den weitläufigen Instanzenweg zurückgelegt hatte und ich meine Bestellung zum Oberkonsistorialrat und Vortragenden Rat im Kultusministerium erhielt.

Am 11. Juni wurde ich in der Plenarsitzung des Ministeriums eingeführt; eine Einführung in die Arbeit gab es nicht, man wies mir nur ein Zimmer an, wo ich meine Akten abarbeiten sollte. Die einzige Zeit jedoch, in der ich das tun konnte, war mittags nach 1 Uhr, wenn ich von meinen zwei Stunden Vorlesungen aus der Universität kam, und da war ich zu müde. Bald ließ ich mir daher die Akten ins Haus bringen und am nächsten Morgen wieder abholen. Doch habe ich die Erfahrung gemacht, daß diese Erschwerung des persönlichen Verkehrs mit den Kollegen meiner Wirksamkeit im Ministerium sehr hinderlich war. – In der Erledigung der Akten mußte ich mir selbständig nach den Vorgängen meinen Weg suchen.

Die seltenen, aber meist sehr langen Plenarsitzungen waren äußerst langweilig. Die überaus mannigfaltigen Sachen, die dort vorgetragen wurden

und zu denen damals auch noch die Medizinalangelegenheiten gehörten, waren einem meist völlig unbekannt; der Referent und höchstens noch der Korreferent trugen sie vor, der Minister entschied. Unterstaatssekretär und gleichzeitig Präsident des Reichstages war von Goßler, der Sohn des Kanzlers aus Königsberg. Noch sehe ich ihn, dem es wohl ebenso wie mir erging, neben dem Minister sitzend den „Kladderadatsch" durchblättern und die besonders guten Witze seinem Nachbarn zuschieben.

Für alle wichtigen Fragen gab es Spezialkonferenzen statt Plenarsitzungen.

Zunächst fühlte ich mich über mein Tätigkeitsfeld etwas enttäuscht. Lucanus hatte mich darauf hingewiesen, daß der Minister auch die oberste Instanz in den kirchlichen Angelegenheiten der neuen Provinzen sei, und mich reizte der Gedanke, auf diese Weise wieder mit dem Konsistorium meines lieben Schleswig-Holstein in Beziehung zu treten. Doch dazu bot mein Dezernat wenig Aussicht. Desto reicher gestaltete sich meine Wirksamkeit in den Universitätsangelegenheiten. Göppert, der eigentliche Referent, war Katholik, und erklärte mir sofort, daß er die evangelisch-theologischen Fakultäten ganz mir überlassen müsse.

Es handelte sich eben um die dogmengeschichtliche Professur in Breslau, für die ein württembergischer Geistlicher, H. Schmidt, in Aussicht genommen war. Derselbe hatte durch einige Artikel in der „Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" Anstoß erregt, in denen er von seinem streng konfessionellen Standpunkt aus die Zustände seiner Landeskirche und selbst die Wirksamkeit seiner ehemaligen Tübinger Lehrer scharf kritisiert haben sollte. Ich hatte alles sorgfältig gelesen und konnte es so schlimm nicht finden; doch hatte mich Kögel einst gewarnt, mich auf keine Berufungen einzulassen, ohne die persönliche Bekanntschaft der zu Berufenden gemacht zu haben. Ich ließ mich deshalb vom Minister zur Reise nach Stuttgart beauftragen und begab mich auf meine erste größere Dienstreise.

Da uns ein Billett erster Klasse gewährt wurde und auch sonst die Diäten reichlich bemessen waren, konnte man es sich sehr behaglich machen. Nur mußte ich die Zeit auskaufen, da ich mit jedem Tage zwei Kollegstunden verlor, und fuhr darum stets die Nacht durch, um direkt von der Bahn aufs Katheder zu gehen. So saß ich am Morgen meines Geburtstages in einem Stuttgarter Hotelzimmer, all der wunderbaren Gottesfügungen des vergangenen Jahres gedenkend.

Die Predigt von Schmidt gefiel mir sehr wohl. Zwei Stunden saß ich bei ihm, um ihn genauer kennenzulernen, machte auch Besuche bei den kirchlichen Würdenträgern, um noch Näheres über ihn zu erfahren.

Schmidt wurde nach Breslau berufen, trotz der Scheu, die die kirchenregimentlichen Kreise Berlins vor den Konfessionellen hatten; wie unberechtigt diese Befürchtungen waren, zeigte sich bald. Schmidt trat in die Partei der Positiven Union ein, und hat nie durch seine konfessionelle Stellung

den geringsten Anstoß gegeben. Freilich hat er auch die Hoffnungen, die ich auf seine akademische Wirksamkeit setzte, nicht erfüllt. Diese Berufungen aus dem Pfarramt unmittelbar in die Professur sind, wie ich erst lernen mußte, immer ein Experiment, das nur höchst selten gelingt.

Als bei der nächsten Rektorwahl die Statuten verlesen wurden, ward mir plötzlich klar, daß sie so gut wie völlig die Wahl eines Ministerialrates ausschlössen. Hätte ich geahnt, daß mein Eintritt ins Ministerium mich, der ich mich doch immer in erster Linie als Professor fühlte, von den höchsten Ehren der Universität und der großen, unserer Kasse so notwendigen Extraeinnahme ausschlösse, so hätte ich die Stelle wohl kaum angenommen.

Ferner merkte ich zu meiner großen Enttäuschung, daß ich versäumt hatte, mir für die Universitätsferien ein für allemal Dienstfreiheit auszubedingen, mußte daher jedesmal, wenn ich fort wollte, ausdrücklich um Urlaub bitten.

Es war noch stille Zeit, als wir von einer Reise durchs Salzkammergut zurückkehrten; ich benutzte sie, um die Umarbeitung des Meyerschen Römerbriefes unter Berücksichtigung von Holtzmanns Pastoralbriefen zu vollenden. Außerdem konnten wir des Abends den mit Spannung erwarteten neuesten Band von Treitschkes deutscher Geschichte und Voigts Geschichte des Humanismus zusammen lesen.

Ich begann wieder an eine neue Arbeit zu denken. Was das sein sollte, war mir längst klar. Meine letzten Studien hatten sich meist mit dem Leben Jesu beschäftigt, nun fühlte ich das Bedürfnis, die Resultate schriftstellerisch zusammenzufassen.

Käthe wünschte, bei Pank, den sie mit ihren Schulgenossinnen oft predigen gehört hatte, zum Konfirmandenunterricht zu gehen, und da ich fürchtete, daß die im Alter zunehmend barocke Weise Büchsels ihr Anstoß geben und den Segen seines Unterrichts beeinträchtigen könnte, gab ich es zu.

Johannes hatte jetzt bei einem Lehrer der Hochschule, Herrn Heymann, Klavierunterricht. Es mußte ein neuer Flügel angeschafft werden, der feierlich eingeweiht wurde, und aus der schlichten Freude an der Musik wurde ein ehrgeiziges künstlerisches Streben. Ich mußte ernstlich mit ihm reden, damit es ihn nicht aus seiner Berufsbahn warf. Auch Markus machte uns Sorge wegen seines Asthmas, wodurch er oft im Schulbesuch behindert wurde.

Das Wilhelmsgymnasium veranstaltete zu dieser Zeit eine Aufführung des griechischen Ödipus, in der Johannes in der Titelrolle sich so auszeichnete, daß ich von ganz fremden Leuten daraufhin angeredet wurde. Marsi glänzte als thebanischer Straßenjunge. An einem solchen Tage fühlte ich deutlich, wie doch die Freude an den Kindern weit alle Sorgen aufwog, und wenn ich am Weihnachtsabend vor dem Anzünden der Kerzen noch einmal die neun Gabentische musterte, traten mir stets die Tränen in die Augen, im Bewußtsein der Gnade Gottes, die mich so reich und glücklich gemacht.

Ein Divisionspfarrer Knaake hatte das Ministerium um Unterstützung einer von ihm geplanten Lutherausgabe gebeten, die zum Jubiläumsjahr 83 erscheinen sollte. Die Akademie der Wissenschaften hatte in einem Gutachten erklärt, daß, da Knaake schon seit Jahren Handschriften und Lutherdrucke gesammelt und seine Befähigung zu der Aufgabe durch manche Veröffentlichung bewährt habe, der Zeitpunkt zu der dringend notwendigen Ausgabe so günstig sei wie noch nie. Auch Köstlin aus Halle, ein namhafter Lutherforscher, hatte die Bitte aufs wärmste befürwortet. Es war aber wenig Aussicht, die erforderliche Zustimmung des Finanzministers zu einem Immediatgesuch zu gewinnen. Darum wurde die Sache zuerst durch Kögel an den Kaiser gebracht, der sie mit dem Finanzminister besprach; und nun erfolgte die Bewilligung der erbetenen 40000 Mark aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds. Mich hat durch lange Jahre keine Arbeit im Ministerium so viel Zeit und Geld gekostet, denn niemand hatte mir gesagt, daß man für die amtliche Korrespondenz im Zentralbureau Briefmarken erhalten könne; jahrelang habe ich die umfangreichen Korrespondenzen selbst bezahlt.

Am 20. Juni 81 ging Puttkamer, der mir stets eine warme Freundlichkeit bewahrt hat, ins Ministerium des Innern; von Goßler trat an seine Stelle. Lucanus wurde Unterstaatssekretär, Barkhausen Direktor der geistlichen Abteilung. Goßler nahm sich sofort der Lutherausgabe aufs wärmste an und setzte eine Kommission dafür ein, bestehend aus dem Historiker Waitz, dem Germanisten Müllenhof, Köstlin und mir. Es galt zunächst einen Verleger für die Ausgabe zu finden, doch alle, mit denen wir verhandelten, meinten ohne eine namhafte Unterstützung es nicht wagen zu können, bis endlich Böhlau in Weimar den Mut faßte. Er hat es nicht bereut.

Gleich nach der Rückkehr von unserer Sommerreise — Rügen, Wernigerode, zum Abschluß der Bremer Kongreß — nahm ich die Arbeit an meinem Leben Jesu wieder vor. Keines meiner Werke habe ich mit solcher inneren Beteiligung gearbeitet. Schon in Wernigerode hatte ich die eben fertig gewordenen Abschnitte in engerem Kreise vorgelesen; jetzt kam Hertz selbst zu mir, um die Verlagsbedingungen zu verabreden. Im Oktober kamen bereits die Probedrucke, und da Anfang Dezember der Meyersche Matthäus fertig war und die Vorlesungen des Wintersemesters, in dem unsre Frequenz wieder um 100 gestiegen war, nur wenig Arbeit machten, konnte ich mich ganz dem Leben Jesu widmen. Ich behielt sogar noch Zeit, mich in den Buddha des jungen Oldenberg zu vertiefen.

Durch königliche Ernennung war ich Mitglied der Provinzialsynode geworden und hatte zugesagt, weil ich die Verhältnisse nicht kannte. Da ich mich aber weder zum Eintritt in die Positive Union noch in die nach links gedrängte sogenannte Mittelpartei entschließen konnte, wurde ich in keine Kommission gewählt. Der Versuch von Pank und mir, eine Gruppe der

Parteilosen zu gründen, mißglückte. Pflichtgemäß saß ich also täglich meine Stunden ab, ohne mich an der Diskussion wesentlich zu beteiligen, und beschloß, nie wieder diese Komödie mitzumachen. Ich, der ich einst so viel für die Einführung der Presbyterial-Synodalverfassung gewirkt hatte, mußte nun, wie sie eingeführt war, müßig am Markte stehen.

Es ist Goßler und mir oft vorgeworfen, daß wir die Schüler Ritschls einseitig bevorzugt hätten. Die Verhandlungen über die Besetzung unserer dogmatischen Professur genügen, um das zu widerlegen. Der erste, zu dem ich ging, war Frank in Erlangen, dessen Kollegia meinen Wunsch, ihn nach Berlin zu bringen, nur bestärkten. Von den übrigen Professoren gefiel mir besonders von Zezschwitz. In stundenlangen Verhandlungen suchte ich Franks völlig irrige Ansichten über die preußische Union richtigzustellen und ihm klarzumachen, daß er sich wohl einer strengkonfessionellen, nur nicht einer separiert lutherischen Gemeinde anschließen und im übrigen ganz nach seiner Überzeugung lehren könne. Sichtlich hatte das Eindruck auf ihn gemacht; trotzdem enthielt seine schriftliche Entscheidung eine glatte Absage. Zezschwitz hatte es ihm als eine Verleugnung seines Luthertums dargestellt, wenn er in die Union ginge.

Als zweiten faßte ich Köstlin ins Auge, aber auch er lehnte ab, so setzte ich mich mit Oettingen in Dorpat in Verbindung. Doch auch er meinte, seine Fakultät, die gerade durch einen Todesfall einen schweren Verlust erlitten und für ihr Deutschtum einen harten Kampf zu kämpfen hatte, nicht verlassen zu können.

Vorerst mußte ich dieses Suchen aufgeben, da andere Sachen drängten, es wurde mir jedoch sehr schwer, da mich Dorner in einem letzten Brief aus Baden-Baden noch so herzlich gebeten hatte, dafür zu sorgen, daß sein Nachfolger keine andere kirchliche Stellung einnehme als er selber.

In Göttingen war die praktische Professur zu besetzen, für die Goßler und ich den Studiendirektor Hölscher aus Lokkum vorschlagen wollten. Unvergeßlich ist mir diese Dienstreise. Am Vorabend hatte Hedwig, die zuweilen an den Augen litt, nach ihren Tropfen verlangt. Kaum hatten wir sie ihr gegeben, als die Augen noch heftiger und brennender zu schmerzen begannen; die Tropfen waren verwechselt worden, und wir mußten darauf gefaßt sein, daß ihre Sehkraft dadurch dauernd geschädigt würde. Dabei hatte sie gerade jetzt den Entschluß gefaßt, ganz ihrer Malerei zu leben. – Es war, trotz der Beruhigung durch den Arzt, eine sorgenvolle Nacht, und ungern fuhr ich am nächsten Morgen ab. Ich kann nicht beschreiben, welch wunderbar wohltuenden Eindruck nach all dieser Unruhe das Klosterleben auf mich machte. Kaum war ich angekommen, so läutete es zur hora. Über den hohen Gewölben der Klosterkirche lag dunkle Nacht; nur auf dem Orgelchor, von dem die gewaltigen Töne des Präludiums herabfluteten, brannte ein Licht. In den Chorstühlen zur Seite des Altars saßen die hospites, jeder mit einem

Licht neben seinem Gesangbuch. Einer von ihnen trat vor den Altar, las die Bibellektion und knüpfte ein kurzes Gebet daran. Dann noch ein Liedervers, und man verließ die Kirche; ich sichtlich aufgerichtet und erfrischt.

Barkhausen, unter dessen Leitung das Kloster stand, hatte mir nicht nur sein Zimmer, sondern auch sein schönes Sortiment langer Pfeifen zur Verfügung gestellt, so verfloß der Abend zusammen mit Hölscher, dem jungen Waitz, der in Berlin bei uns verkehrt hatte, und der Hausdame Fräulein Sachse recht gemütlich.

Einen ganzen Tag lang verhandelte ich mit Hölscher, meist draußen in den schönen Gängen des Klosterparks, der uns trotz winterlicher Zeit dazu verlockt hatte; er aber blieb dabei, daß er sich für die akademische Karriere nicht für befähigt halte, so sehr ich mich in unseren Gesprächen sowohl wie in den Stunden, die ich bei ihm hospitierte, vom Gegenteil überzeugte.

Der Klosterwagen brachte mich auf dem schönen Wege mit den Blicken auf das weite Steinhuder Meer nach Wunstorf, wo ich dann den Seminardirektor Knoke, der mir durch seinen Goethekopf sehr imponierte, für Göttingen gewann.

Ähnliche Schwierigkeiten bereitete mir die Besetzung der Religionslehrerstelle am Joachimsthaler Gymnasium, bis endlich Scholz aus Merseburg die Stelle annahm.

Im Frühjahr 82 machte Johannes sein Abiturientenexamen und ging zum Sommersemester nach Marburg. Käthe wurde am 23. März bei Pank eingesegnet. Als wir abends mit unseren nächsten Freunden beisammen saßen, klingelte es. Wir meinten, es sei Pank, aber es war Büchsel. Wir haben nie erfahren, ob es Zufall oder Absicht war. Ich hatte nämlich nicht den Mut gehabt, ihm zu sagen, weshalb wir Käthe nicht zu ihm zum Unterricht gebracht hatten. Er nahm es jedoch sehr unbefangen hin, und half selber über das Peinliche der Situation hinweg, obgleich wir sonst eher Glossen von ihm gewöhnt waren. Ich entsinne mich besonders einer unserer Gesellschaften, bei der er neben einer Frau Becker saß, zu der er, so daß ich es hören mußte, sagte: „Also auf der Chausseestraße wohnen Sie? Und von da sind Sie hergekommen, um das bißchen Abendbrot?"

Zu dieser Zeit erschien zum ersten Male bei uns der aus Australien gebürtige Violinspieler John Kruse, der Lieblingsschüler Joachims. Er musizierte fortan viel bei uns mit Mama, Hermine oder Johannes, und alle schwärmten für ihn.

Nun kamen auch die Exemplare des ersten Bandes meines „Leben Jesu" an. Das Urteil über das Buch hat sich bereits bei diesem Bande festgestellt. Die Rezensionen konstatierten nur, entweder daß ich zu liberal und ketzerisch, oder daß ich zu konservativ und altgläubig sei. Auf meine eingehenden Untersuchungen über die Gesetze, nach denen sich in der Überlieferung Geschichtliches und Ungeschichtliches mischt, und meine darauf gegründete Quellenkritik,

auf meinen Versuch, die dramatische Bewegung des Lebens Jesu darzustellen, ging keiner ein. Man hüllte sich in den Mantel einer vornehmen Skepsis und wies meine Ausführungen als willkürliche Kombinationen zurück. Dennoch hat das Buch bis zur vierten Auflage seinen Weg gemacht; es ist sogar ins Englische übersetzt worden.

Ich mußte die Vollendung dieses Werkes, wie fast eines jeden, mit andauernder Kränklichkeit bezahlen, und der Minister hatte schon mehrmals vergeblich angefragt, ehe ich mich für eine Dienstreise nach Basel gekräftigt genug fühlte. – Gleich am ersten Morgen dort hörte ich Kaftan im Kolleg, aß dann mit ihm in meinem Hotel, um mich nach allen Seiten über seine theologische Stellung zu orientieren. An den folgenden Tagen hörte ich außer Buder, Kübel und Weizsäcker ihn noch in der Dogmatik und einem Exegetikum, worin er mir wiederum sehr gefiel. Der Minister konnte sich jedoch trotz meiner wärmsten Befürwortung nicht zur Berufung Kaftans, der auch ein Schüler Ritschls war, entschließen, die Sache wurde deshalb noch einmal vertagt. Wie sehr sie mir aber am Herzen lag, beweist, daß Hedwig zu Weihnachten einen gezeichneten Judenkaftan auf meinen Gabentisch legte.

Für die Ferien war mir eine Badekur in Teplitz verordnet, gottlob die einzigste meines Lebens; auf der Rückreise rasteten wir, Hedwig und ich, in dem schönen Prag mit seinen Moldaubrücken, dem Hradschin und der imponierenden Aussicht vom Belvedere; eine Nachkur hielten wir in Obergrund, einem köstlichen Stückchen Erde, oben am hohen Elbufer unweit von Tetschen.

Währenddessen hatten sich einige Personalien im Ministerium verändert. Der junge Hegel und Kügler waren neu berufen, vor allem aber ein Nachfolger für den verstorbenen Göppert, Dr. Althoff, der aus einer einflußreichen und allgemein anerkannten Wirksamkeit in der Straßburger Reichsregierung kam. Nun übernahm er natürlich das Referat in den Personalien der theologischen Fakultäten, wodurch ich manchmal schmerzlich fühlte, daß ich nur Korreferent war. Tatsächlich wurde damit nicht viel geändert, da er, der nach seiner Neigung sich dem juristischen Studium hatte widmen wollen, in diesen Sachen fremd war und meist meinem Urteil folgte. Wegen der hiesigen Professur mußte ich noch einmal nach Halle, um mit Kähler, dem Sohn meines ehemaligen Militäroberpredigers, zu verhandeln. Als auch dies vergeblich war, gab mir der Minister endlich den Auftrag, den Immediatenbericht wegen Kaftan zu entwerfen.

Amüsant war es, als mich Oberregierungsrat Bonitz aufforderte, in dem neuen Prüfungsreglement den Abschnitt über Religion und Hebräisch auszuarbeiten. Zweimal hatte ich bereits für die Prüfungskommissionen in Kiel und Berlin ein Votum darüber abgegeben. Ich ließ mir diese Akten hervorsuchen, fand die beiden völlig unabhängig voneinander entstandenen Vota ganz übereinstimmend; da ich nun zum drittenmal dasselbe abgab, wurde es wirklich Gesetz.

Dryander war als Nachfolger Panks an Dreifaltigkeit berufen, und Hermine hatte uns schon nach Obergrund mit Begeisterung von seiner Aufstellungspredigt berichtet. Da er uns von Kiel her wohlbekannt und mit einer Nichte unserer lieben Olly verheiratet war, wechselten wir bald Besuche und gingen am Charfreitag 83 das erstemal zusammen zu ihm in die Kirche, die, obwohl er um $1^1/_2$ Uhr predigte, bis zum letzten Platz gefüllt war. Am Sonntag nach Ostern finde ich bereits in meinem Tagebuch vermerkt, wie herrlich seine Predigt war. In der Tat habe ich nie einen Prediger gehört, bei dem ich eine solche Tiefe der Versenkung in die Schrift, eine solche ergreifende Gewalt praktischer Anfassung, vereint mit der edelsten Sprache ohne alle rhetorischen Kunstmittel, fand, wie bei ihm. Nie habe ich mich so auf den Gottesdienst gefreut, als wenn wir unsere Plätze in Dreifaltigkeit einnahmen. Der Matthäikirche wurden wir zwar dadurch untreu, doch war es mir nicht unlieb, da wir dort nach dem Gottesdienst immer auf Mama warten mußten. Sie war dann stets von einem Schwarm von Bekannten umgeben, und es gab ein Händeschütteln und Konversieren, das mir so unmittelbar nach der Predigt nicht leicht wurde.

Nun kamen auch Kaftans an, die gleich in den ersten Tagen mehrmals bei uns waren. Ich hoffte, mit ihm einen Freund zu bekommen, wie ich ihn an Voigt und Möller gehabt hatte. Er ist mir aber stets nur ein lieber Kollege geblieben.

Etwas anderes hatte mir das Wintersemester noch gebracht: die Freude, meinen Sohn Johannes unter meinen Zuhörern zu sehen.

Die silberne Hochzeit

Die letzte Stufe der ersten Berliner Jahre aufwärts war unsere silberne Hochzeit; doch gab es bis dahin noch manche Tiefe zu durchschreiten. Hermine war zur Kur nach Karlsbad geschickt, so lag neben meiner dienstlichen nun auch manche häusliche Verantwortung auf mir. Wenn ich während des Frühstücks mich zum Kolleg präparierte, brauchte ich jetzt freilich nur noch auf das rechtzeitige Fortgehen von Markus zu achten, nicht mehr auf die drei Schuljungen, um die ich früher in beständiger Sorge saß. Da war allmorgentlich im letzten Augenblick Mars erschienen, goß sein Frühstück herunter und eilte fort. Nach kurzer Pause erschien Bernd, und dieselbe Szene wiederholte sich. Der letzte war regelmäßig Hans gewesen; wie er es gemacht hat, daß er zur Zeit kam, ist mir stets dunkel geblieben. — Nun Markus allein war, richtete er sich dafür zuweilen, wenn er am Abend etwas erkältet war, aufs Zu-Hause-Bleiben ein und mußte morgens mit Gewalt auf den Weg gebracht werden.

Weit peinlicher als diese frühen Intermezzi war eine Szene mit Tante Laura. Es war dies eine entfernte Verwandte, die sich gleich nach unserer

Ankunft als regelmäßiger Montagsgast bei uns eingenistet hatte. Häufig bot allerdings die vergessene Brille ihr Gelegenheit, auch den ganzen Dienstag bei uns zuzubringen. Es war wegen ihrer Taubheit nie leicht gewesen, sich mit ihr zu verständigen, jetzt zeigten sich Spuren halb physischer, halb geistiger Erkrankung, deretwegen ich sie trotz heftigen Widerstandes in ein Krankenhaus bringen mußte.

Johannes hörte weiterhin meine Vorlesungen, fing aber an, seine eigenen theologischen Wege zu gehen, worüber wir häufig disputierten. Er hatte sich mit Alex Ritschl angefreundet, und auch ich wurde bei meiner nächsten Dienstreise nach Göttingen aufs freundlichste im Ritschlschen Hause aufgenommen, wo ich auch Ruprecht traf, mit dem ich brieflich über die Meyerschen Kommentare so viel verhandelt hatte.

Der Verleger Böhlau schrieb, daß die Subskription auf unsere Lutherausgabe angesichts der Begeisterung für die nahende Lutherfeier, zu der sie ja erscheinen sollte, einen ungeahnten Umfang annehme. Allein der Druck des ersten Bandes ging, da Knaake wohl den Stand seiner Vorarbeiten überschätzt hatte, nur langsam voran und stockte endlich ganz.

Ich mußte den schönen Himmelfahrtstag benutzen, um nach Drakenstedt in der Provinz Sachsen zu fahren, wo Knaake eine kleine, ihm mehr Muße lassende Pfarrstelle angenommen hatte. Er war bei der zeitgeschichtlichen Einleitung zu den Thesen in eine immer mehr anschwellende Abhandlung darüber geraten. Stunden brauchte ich, um ihn zu überzeugen, daß dies alles nicht in unsere Ausgabe hineingehöre, und Seite für Seite zu streichen, bis der Rest vollkommen genügte und der Druck wieder aufgenommen werden konnte.

Eine weitere Dienstreise führte mich nach Königsberg. Wie bestürmten mich die Erinnerungen, als ich durch die wohlbekannten Straßen zum „Deutschen Hause" fuhr. Es drängte mich, gleich eine Karte an meinen alten Freund Voigt zu schreiben, die freilich eine unerwartete Wirkung hatte. Ganz außer sich darüber, mich in einem Hotel zu wissen, schrieb er: Hat des alten Weiß Sohn in seiner Heimat keine Stätte mehr, wo er sein Haupt hinlege? — Ja, die Zeit war weitergegangen, darüber konnten auch die vielen mir zuteil werdenden Freundlichkeiten nicht hinwegtäuschen. Schon die Tragheimer Kirche, der natürlich mein erster Gang galt, fand ich geschmackvoll renoviert. Es war aber doch meine alte, liebe Kirche nicht mehr. Trotzdem: Als die alte Kirchenfrau mich mit unzähligen Handküssen zu dem Vorsteherstand führte, über dem Vaters Bild prangte, fühlte ich diesen Augenblick als Höhepunkt des Aufenthalts. — Bei den Universitätsbesuchen pflegte ich immer so viel Professoren als möglich zu hören, damit es unklar bliebe, wem eigentlich mein Besuch gegolten. Von dieser Königsberger Reise weiß ich es dadurch selbst nicht mehr.

Mein „lonely life", wie ich so oft klagend geschrieben hatte, ging seinem Ende entgegen, leider aber hatten die Strapazen der Kur und das Opfer

der Trennung nicht den erhofften Erfolg gebracht. Es zeigten sich die ersten Spuren eines Flechtenleidens an Händen und Füßen, jede Bewegung schmerzte, so daß mein Herzblatt häufig zum Liegen gezwungen war. Da auch unsere Herbstreise nach Heringsdorf sie nicht erquickte, mußten wir uns nach einer anderen, gründlichen Kur umsehen. Im November reiste Hermine mit Hedwig nach Cannstatt, um in der Anstalt des Hofrats Dr. Veiel Genesung zu suchen.

Gottlob nahmen Fakultät, Ministerium, Zentralausschuß und die neue Auflage des Meyerschen Markus-Lukas-Kommentares mich genügend in Anspruch, um mir die trüben Gedanken zu vertreiben. Am heiligen Abend wurden unsere fernen Lieben durch Gretchen von Scheffer und Gerhard von Bülow vertreten, deren frische Jugendheiterkeit uns vor Traurigkeit und Sehnsucht besser bewahrte als ich gehofft. Auch Hermines liebevolles Wesen hatte bald in der Fremde Freunde gefunden, die den beiden rührend über die Festtage und den Trennungsschmerz hinweghalfen. Und dann tröstete uns ja beide die Aussicht auf das Fest, das unsere Wiedervereinigung krönen sollte: die Silberhochzeit.

Im Januar 84 beschäftigte mich zunächst eine Königsberger Vakanz, in die ich Tschackert aus Halle bringen wollte. Diese Affäre ergab den ersten und einzigen materiellen Konflikt mit Althoff, der andere Pläne hatte. Als wir in einer Konferenz dem sichtlich abgehetzten Minister unsere differenten Ansichten begründeten, hörte er uns eine Weile an, dann stand er auf mit den Worten: „Ach was, die Herren müssen sich einigen." Ich versprach nachzugeben, wenn Althoff sich nicht überzeugen lasse, da er ja Referent war; er versprach mir die Briefe zu schicken, auf Grund derer er sich seine Ansicht gebildet habe; als ich ihm nachwies, daß diese Briefe mehr für mich als für ihn sprächen, gab er nach, und Tschackert kam nach Königsberg. — Überhaupt war es zuweilen mit Althoff nicht ganz leicht, doch wenn der oft überarbeitete und nervöse Mann mich, den so viel älteren, einmal verletzt hatte, suchte er es das nächste Mal durch doppelte Freundlichkeit wieder gut zu machen; so ließ er z. B., als er durch Zufall erfuhr, daß Hermines Geburtstag sei, ihr sofort einen wundervollen Hyazinthenstrauß senden, was mich ganz besonders erfreute.

Nicht so leicht wurde es mir, eine andere Sache zu erledigen. Die Arbeit an dem zweiten Bande der Lutherausgabe stockte, weil Knaake, der schon bei dem ersten seine Kräfte überanstrengt hatte, gänzlich herunter war. Wir hatten aber drei bis vier Bände jährlich versprochen. Es war klar, daß wir andere Mitarbeiter heranziehen mußten; er aber wollte nichts davon hören und klammerte sich leidenschaftlich an den Gedanken, selbst das Werk, das er zu seiner Lebensaufgabe erwählt, zu vollenden. Auf Briefe antwortete er nicht, so war alles Drängen vergeblich.

Ich hatte in Halle einen förmlichen Feldzugsplan mit Köstlin verabredet, nun fuhr ich Ende Januar nach Magdeburg, wo ich eine Konferenz mit

Knaake anberaumt hatte. — Aus den Briefen nach Cannstatt sehe ich, wie seltsam es mir war, nach 25 Jahren die Stadt wieder zu betreten, in der wir die erste Nacht unseres Ehestandes zugebracht; welche Erinnerungen mich bestürmten, als ich wieder auf dem Domplatz stand, und — wie damals — das herrliche Bauwerk besichtigte. — Freilich hatte ich wenig Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen.

In Magdeburg lebte als Leiter des Kandidatenkonvikts an „Unserer lieben Frauen" Professor Kawerau, den wir als nächsten Helfer in unserer Not in Aussicht genommen, da er sich viel mit der Geschichte der Reformation beschäftigt hatte. Beim Frühstück in meinem Hotel studierte ich ihm die Rolle ein, die er bei der großen Staatsaktion zu spielen hatte; nachmittags kamen dann auch Knaake und Köstlin zur Konferenz. Es schien anfangs ganz aussichtslos, denn so bald wir nur ein Wort von Mitarbeiterschaft wagten, brach er in Tränen aus. Endlich gelang es uns, ihn zu beruhigen, und bei einer Flasche Wein endete die Konferenz zufriedenstellend. — Es war auch gerade noch früh genug, daß ich den Abendzug erreichen konnte. Wie zum Hohn auf meine wehmütigen Erinnerungen fuhr ich im Koupee allein mit einem jungen Ehepaar, das sich sichtlich auf der Hochzeitsreise befand. —

Wenige Wochen später schlug jedoch auch unsere Wiedersehensstunde.

Die Silberhochzeit nahte. Jeder Tag brachte neuen Besuch; Mama, die jetzt in Wernigerode wohnte, Hannchen, Klara Scheffer, Gustav Diestel, zuletzt auch meine Cousine Marie von Behr, mit deren Kommen mich die Kinder überraschten.

Unser Hochzeitstag fiel auf den Ersten nach Trinitatis. Der Morgen versammelte uns alle um den Flügel zu dem Choral: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Dann gingen wir zur Matthäikirche, in der wir vor 25 Jahren getraut waren. Leider predigte Büchsel nicht mehr, sondern sein Nachfolger Braun. — Nach dem Frühstück kamen viele Gratulanten, und der Aufbau in meiner Stube schmückte sich immer reicher mit Blumen und Geschenken. Die Mittagstafel vereinte die 13 Verwandte, die von der näheren Familie noch übrig waren. Danach machten Hermine und ich eine Spazierfahrt durch den Tiergarten, damit wir junges Brautpaar uns etwas allein genießen und erholen konnten.

Um 7 Uhr versammelten sich unsere nächsten Freunde, darunter Olly von Wolff mit Bernd, vier Unruhs, Dr. Kühl und Max Stolte, Fritz und Willy Woyna, Gerhard Bülow, Eugenie Dillmann und Emmy Cosack, endlich Dryander und unser guter alter Büchsel. — Der Lobgesang von Mendelssohn, von Johannes gespielt, eröffnete den Reigen der Aufführungen.

Zuerst kam Hedwig und überreichte mit einem selbstverfaßten Gedicht der Mutter den Silberkranz; darauf erschien sie wieder als Genius der Theologie

und sprach ein gedankenreiches, meine Lebensarbeit charakterisierendes Gedicht von Stolte. Es schloß:

Auch hob ich zu der Ehre höchsten Stufen
Dich auf in meines Dienstes Rittertum,
Zu jeder Würde hab' ich dich berufen
Vom Doktor bis ins Ministerium.
Du kennst mich. Wenn es euch noch dunkel bliebe
Weshalb ich heute hier erschienen sei,
So wisset: ich war seine erste Liebe,
Und wandellos war er bis heut mir treu.

Im Abgehen begegnete sie Käthe als Genius der Musik, die sie aufforderte, zu bleiben, weil ihnen beiden die Herrschaft in diesem Hause gebühre. Sie schildert, wie die Silberbraut unter ihren Klängen aufgewachsen, wie sie den Bräutigam durch ihre Kunst begeistert, und wie die Kinder ihr früh nachzustreben begannen.

Niemals war wohl friedlicher verbunden
Unser Wirken als in vielen Stunden
Hier in dieses Hauses Kreis.
Ob in Tönen alle sich ergossen,
Kommentare schrieb doch unverdrossen
Nebenan Professor Weiß.

Endlich erschien noch Eugenie Dillmann als Genius der Liebe.

Der Mendelssohnsche Hochzeitsmarsch leitete den zweiten, lustigen Teil ein. Bernd, der uns so oft durch den Vortrag damals beliebter Couplets amüsiert hatte, trug nun ein selbstgedichtetes vor, das die Vorliebe Hermines für Berlin und Konditoreien, für Kruses Musik und für ihren Erstgeborenen in neckenden Versen schilderte und den Scherz mit dem Schlußreim entschuldigte:

Denn so wie du, lacht keiner glockenrein,
Ja, Tante Munni muß immer fröhlich sein!

Der effektvolle Vortrag Bernds erregte allgemeinen Jubel. Ich höre noch das helle Lachen Dryanders, der sich daran so herzlich freute. Und nun wurde ein großes Bild von Hedwig entrollt, das Hauptmomente aus dem Leben des Silberpaares darstellte und von Johannes nach einer Gassenhauermelodie in von ihm und Gerhard Bülow gedichteten Knittelversen gedeutet wurde, die in immer neuen Schlagern gipfelten und immer neuen Jubel auslösten.

Beim Souper wurde aber wieder manch ernstes Wort gesprochen, und der Abend schloß mit „Lobe den Herren", mit dem der Tag begonnen hatte.

Es war fast 1 Uhr geworden, als wir Arm in Arm unser stilles Schlafstübchen aufsuchten, um von den Freuden des Tages auszuruhen.

Kein Mißton hatte das Fest getrübt. Die schweren Tage des letzten Jahres waren überwunden und vergessen. Voll heißen Dankes gegen Gott konnten wir auf die 25 Jahre zurückblicken, und als ich beim Festmahl dem Kreise unserer Verwandten und Freunde für alle Liebe und Treue dankte, mit der sie uns umgeben, konnte ich nur an das Schriftwort anknüpfen, mit dem wir einst als junges Brautpaar den Tag begrüßten, der uns die Erfüllung unserer Hoffnungen brachte: Es fehlte nichts an all dem Guten, das der Herr uns geredet, es kam alles.

Achtes Kapitel

Neun Jahre Leiter der Inneren Mission

Zinnowitz

In Breslau war die Inspektorstelle am Johanneum vakant geworden, da wir Lemme als Dogmatiker nach Bonn gebracht hatten, in die Stelle des in die philosophische Fakultät versetzten Bender. Bei der Suche nach einem Nachfolger schlug ich Meuß in Breslau meinen Lieblingsschüler Kühl vor, allerdings mit einigem Zagen, da ich fürchten mußte, daß er dem Konsistorium zu jung erschiene. Meuß bat jedoch um seine Vorstellung und versprach ihm das Reisegeld. – Kühl plante freilich ganz anderes. Er hatte bereits seine Lizentiatenarbeit nach Göttingen geschickt, wo er sich habilitieren wollte und wo ihm ein Privatdozentenstipendium zugesagt war. Doch konnte er sich bei seiner Mittellosigkeit diese Chance, die seine ganze akademische Karriere sicherstellte, nicht entgehen lassen. Kaum war er einige Stunden in Breslau, so erhielt ich schon sein Telegramm: „Einstimmig gewählt"; und Meuß sowie mein alter Freund Generalsuperintendent Erdmann konnten in ihren Berichten nicht genug den trefflichen Eindruck rühmen, den er gemacht. Konnte es einen schöneren Arbeitsabschluß des Semesters für mich geben? – Froher und sorgenloser als sonst konnte ich diesmal an die Sommerreise denken. – Emmy Cosack hatte uns von einem kleinen Badeort auf der Insel Usedom erzählt, wo es ihr nicht gefallen, da es zu primitiv wäre. Das gerade lockte uns, und wir beschlossen, zur Nachfeier unserer Silberhochzeit alle zusammen nach Zinnowitz zu gehen. Nur Markus konnte der Schule wegen nicht mit, aber Kühl, den er so liebte, zog in unser Haus, ihn zu behüten.

So fuhren wir denn am 11. August in zwei mit unseren Betten hochbepackten Droschken zum Stettiner Bahnhof. Eisenbahnverbindung gab es damals nur über Züssow nach Wolgast, von dort gelangten wir in einstündiger Wagenfahrt an unser Reiseziel.

Am Fuße der Anhöhe, von der das Hotel Belvedere weit ins Land schaute, am Ausgange des Dorfes nach dem Achterwasser hin, fanden wir eine geräumige Wohnung mit Balkon. Bald war alles behaglich eingerichtet, und das Badeleben konnte beginnen.

Schon vor dem Kaffee promenierte ich im Schlafrock mit der langen Pfeife zwischen den gelben Lupinenfeldern vor unserem Hause und genoß

den Blick auf das von der Morgensonne beleuchtete Achterwasser. Nach dem Kaffee und der Morgenandacht korrespondierte ich etwas oder machte Korrekturen, bis mich um 10 Uhr Johannes zum Baden abholte. Auch die Töchter badeten, Hermine ging nur ab und an ins Warmbad; gewöhnlich bereitete sie während unseres Bades nur ein gutes Frühstück vor, zu dem sie sich reichlich mit Vorräten versorgt hatte, selbst ein Gläschen griechischer Wein fehlte nicht. Den übrigen Vormittag wurde am Strande oder auf dem damals noch sehr kurzen Seesteg umhergebummelt, gelesen oder gesegelt. — Das Mittagessen ließen wir aus Belvedere holen, dann gab es nach einem ausgiebigen Mittagsschläfchen eine muntere Kaffeestunde in der Laube oder auf dem Balkon, wonach wir unsere Spaziergänge antraten. — Zur Rechten des Ortes war schöner Laubwald, durch den man an einer tief einschneidenden Schlucht entlang und teilweise auf dem bewaldeten Dünenkamm bis zur Damerower Ecke gelangte, wo einst bei der von Spielhagen geschilderten Sturmflut der Durchbruch erfolgt war. Zur Linken gab es nur öde Fichten und sandige Wege, ein Motiv, das Hedwig mehr zum Zeichnen als uns zum Wandern reizte, aber gern gingen wir über die Felder bei Hammelstall, durch die Dünenschluchten nach der Försterei Trassenmoor oder nach dem Fischerdorf Zempin. Stand man dort am Achterwasser, wo in den kleinen, schilfumkränzten Buchten die Fischerboote lagen, so war der Blick auf den stillen Wasserspiegel oft zauberhaft schön, besonders wenn die Tinten des Abendrots ihn aufs bunteste färbten. Welch ein Gegensatz zu den schaumgekrönten Wogen des Meeres!

Meist lenkten wir schon bei der Heimkehr unsere müden Schritte nach dem „Wigwam", der aber schon längst nicht mehr war, was sein Name besagt, sondern ein behagliches Waldrestaurant, in dem wir uns an einem Dämmerschoppen oder einem Glase Grog zu restaurieren pflegten.

Zum Abendbrot gingen wir stets solide nach Hause; nur Donnerstags blieben wir zur Erinnerung an den Berliner Klub im Wigwam, wo wir außer Professor Weber und Brunner's zuweilen auch die Greifswalder Professoren Caro und Susemihl trafen. — Bei unserem häuslichen Abendbrot ging es sehr lustig her. Dann aber saßen wir still um die Lampe, während ich Little Dorit von Boz oder Frühlingswogen von Turgenjew vorlas. Zeitig wurde zur Ruhe gegangen.

Für Wanderlustige gab es auch weitere Ausflüge. Durch herrliche Buchenhallen führte der Weg nach Kölpinsee, der, von Waldgrün umsäumt, von einer Ecke aus zugleich den Blick auf das Meer öffnete. — Unser Lieblingsziel wurde jedoch bald Coserow, das sich trotz des ziemlich entlegenen Strandes rasch zu einem Badeort ausbildete. Unter den malerischen alten Weiden der „Vineta" rasteten wir mit Vorliebe.

Schließlich gab es noch herrliche Dampfer- und Segelbootfahrten, wie nach der kleinen Insel Oie, deren Blinkfeuer wir allabendlich aufleuchten

sahen, oder über die Stelle, wo angeblich bei ruhiger See die versunkene Stadt Vineta auf dem Meeresgrunde sichtbar sein soll.

Sehr eigentümlich waren unsere Sonntage. Eine Kirche gab es hier noch nicht, dafür predigte nachmittags der alte würdige Superintendent von Lynar aus Krummin an einer unter Bäumen mit Holzbänken hergerichteten Stelle.

Uns sagte dieses schlichte Leben hier sehr zu, und wir beschlossen, Zinnowitz zu unserer ständigen Sommerfrische zu erheben, ein Entschluß, der in mir noch bekräftigt wurde, als ich mit Kühl im nächsten Jahre zu einem Junggesellenaufenthalt dort weilte. Fast alljährlich haben wir seitdem all die liebvertrauten Plätze wieder aufgesucht und die Entwicklung des Fischerdorfes zum Badeort in allen Stadien verfolgt. Zinnowitz ist uns ein Stückchen Heimat geworden.

Aus den Jahren 1885—1886

Noch einmal sollte die Lutherausgabe mir Sorgen machen. Bei dem Gesundheitszustand Knaakes war es durchaus notwendig geworden, uns den Besitz seiner Bibliothek zu sichern. Der Finanzminister hatte aber nicht vergessen, daß ihm die ganze Sache sozusagen oktroyiert war, und da auch sein Unterstaatssekretär Meineke die Angelegenheit mit Mißwollen begleitete, verweigerte er seine Zustimmung zum Ankauf aus dem uns bewilligten Fonds. Ich mußte persönlich auf dem Finanzministerium mit dem Dezernenten über die Sache, deren letzte Gründe man nicht in die Akten schreiben konnte, verhandeln, und es gelang mir, ihn völlig zu überzeugen, obwohl er besorgte, bei seinen Vorgesetzten nicht die gleiche Willigkeit zu finden. Schließlich kam die Zustimmung, aber in einem mit den schärfsten Spitzen gegen das ganze Unternehmen gespickten Schreiben. In meiner Antwort nahm ich auch kein Blatt vor den Mund, und Goßler unterschrieb sie ungeändert.

Am Palmsonntag 85 wurde Markus bei Dryander eingesegnet, wozu Johannes aus Göttingen und Kühl aus Breslau gekommen waren. Mars hatte sich mit Kühl so angefreundet, daß in beiden der Wunsch entstanden war, er möge nach Breslau zu ihm in Pension kommen. Mir konnte nichts Lieberes widerfahren, da ich bei meiner vielbesetzten Zeit schlechterdings nicht imstande war, dem Jungen die Obhut und geistige Pflege angedeihen zu lassen, deren er so dringend bedurfte. Zudem war Kühl einer der seltenen Menschen, die nicht nur für alles Interesse haben, sondern auch eigentlich alles können. Besonders während unseres Zinnowitzer Junggesellenaufenthaltes überzeugte ich mich davon.

Was mich bewog, in letzter Zeit so regelmäßig den Donnerstagsklub zu besuchen, war die Freundschaft mit Julian Schmidt. Ich holte ihn dazu ab, und da wir beide die späten Stunden nicht liebten, die dadurch veranlaßt wurden, daß Treitschke erst gegen Mitternacht zu kommen pflegte, gingen

wir zusammen nach Hause. In diesem Sommer begann auch häuslicher Verkehr mit ihm und seiner geistvollen Frau; wir lasen viel miteinander, spielten mitunter auch Schach. Er hatte sich besonders an Hedwig attachiert, die ihm oft stundenlang vorlas; als sie bei ihrer Freundin, der Schriftstellerin Clara von Sydow, auf Rügen zu Besuch war, korrespondierten sie eifrig, und ihre mit Malerei verzierten Karten entzückten ihn. – Leider hat dieser uns überaus liebe Verkehr nicht lange gedauert. Im folgenden März – wir waren am Vorabend noch gemütlich zusammengewesen und hatten auf dem Heimweg unter seiner Haustür ein nächstes Zusammensein verabredet – wurden wir mit der Nachricht geweckt, daß er über Nacht plötzlich gestorben sei. – An seiner Bahre sprach ich über Joh. 13, 7; den Verkehr mit seiner Gattin, die mit Unterstützung des Ministeriums seine Literaturgeschichte aus den nachgelassenen Papieren vollendete, haben wir fortgesetzt bis ans Ende.

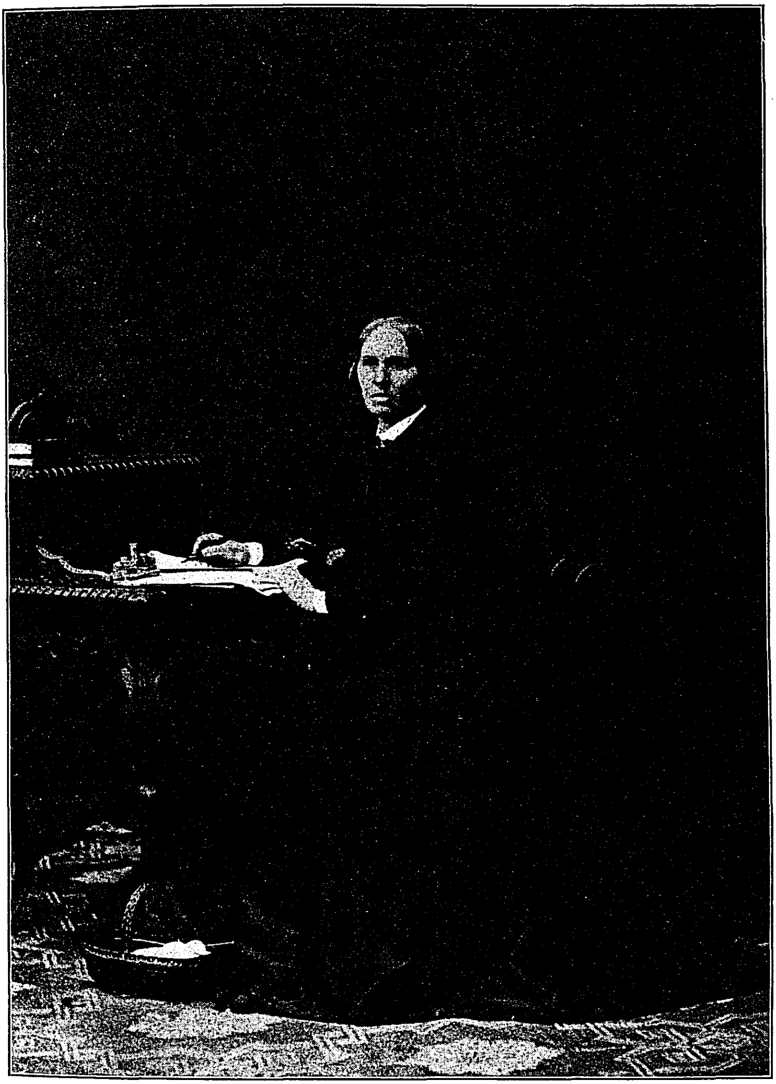
Noch regelmäßiger fast, als ich den Donnerstagsklub, besuchten wir die Leseabende mit Unruhs, die hochinteressant waren, weil der Graf die Kunstgeschichte, die uns gerade beschäftigte, aus seiner reichen Bibliothek und seinen literarischen Kenntnissen vielfach illustrieren konnte.

Unser Umgangskreis war fast schon zu groß geworden, aber er vergrößerte sich immer noch, jetzt vor allem um die mit Dryander so nahe verwandten Litzmanns, die aus Kiel hierher übergesiedelt waren, da er – ursprünglich Mediziner – sich ganz seinen Lieblingsstudien über das Leben Hölderlins widmen wollte.

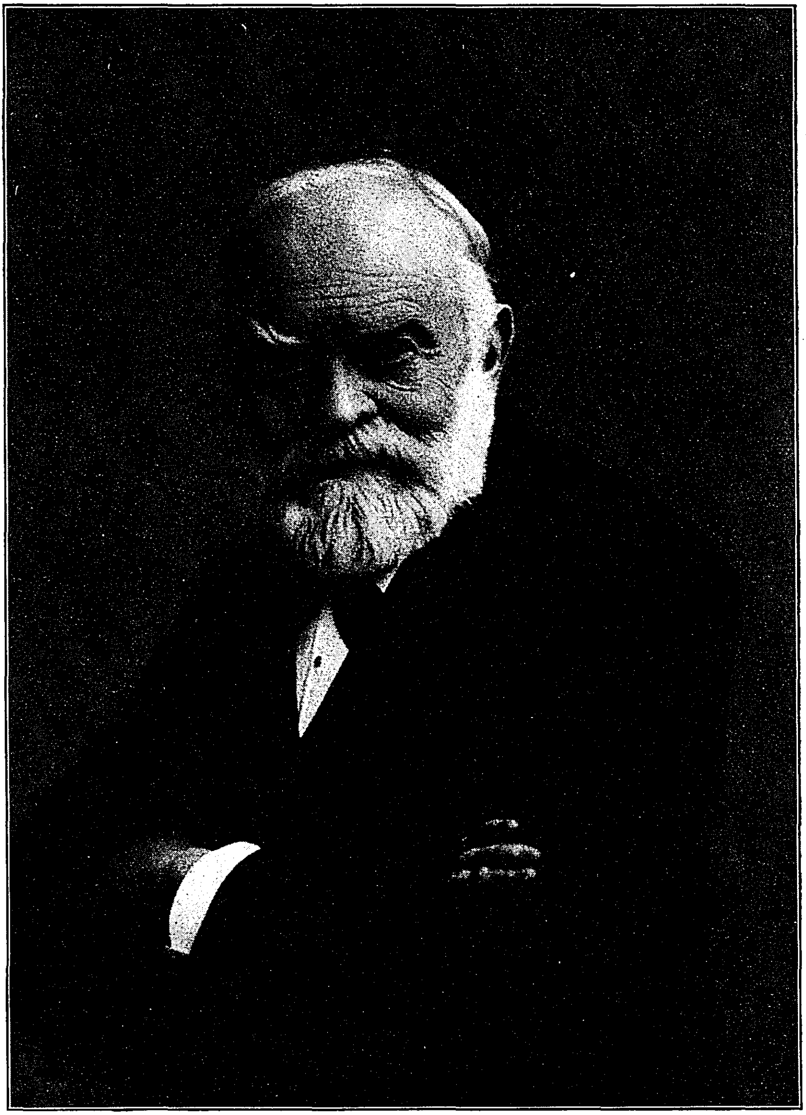
Damit die junge theologische Generation in unserem Hause nicht das Nachsehen habe, hatten wir regelmäßig Mittwochs Freitischler bei uns, darunter namentlich zwei hochbegabte Studenten, Artur Titius und Artur Bonus, die sich aus kargen Verhältnissen heraus den Weg zu hohen Zielen bahnten, und mit denen es oft sehr anregende theologische Gespräche gab.

Zum Beginn des Wintersemesters mußte ich wieder eine längere Dienstreise antreten. Wie oft hatte ich es bedauert, daß ich bei meiner bisherigen akademischen Tätigkeit durch die Entlegenheit von Königsberg und Kiel nur wenig Gelegenheit gehabt hatte, andere Fakultäten und ihre Kollegen zu besuchen. Nun erfüllte sich das Wort, daß, was man in der Jugend sich wünscht, man im Alter die Fülle hat. Ich habe auf meinen Dienstreisen alle deutschen Universitäten und ihre Theologen eingehend kennenlernen müssen. Jetzt hatte der Minister mich sogar beauftragt, die deutschsprechenden Schweizer Fakultäten kennenzulernen.

Der erste Besuch dieser seltsamen Schweizer Reise galt Zürich. Zunächst hörte ich ein exegetisches Kolleg bei Volkmar. Er war einer der radikalsten Anhänger der Tübinger Schule, und wir hatten literarisch oft die Waffen gekreuzt. Dennoch begegnete er mir freundlich. Von den übrigen Kollegen gefiel mir besonders der junge Usteri, der leider so früh gestorben ist, daß ich ihn nicht mehr zu gewinnen vermochte.



Frau Clara von Scheffer



D. Weiss

In Bern konzentrierte sich mein Hauptinteresse auf Schlatter. Er führte mich nach dem Kolleg in ein Schullokal, wo er vor etwa 70 Männern aller Stände die schwierige zweite Hälfte von Römer 1 erklärte. Ganz frei sprechend gab er das Ideal einer populären Bibelerklärung, wie es mir stets als unerreichbar vorgeschwebt hatte.

Kaum war ich – nach kürzeren Besuchen in Basel und bei Böhlau in Weimar – zurückgekehrt, als eine neue Sache mich in Anspruch nahm: die Besetzung der Inspektorstelle am Magdeburger Kandidatenkonvikt, da Kawerau nach Kiel berufen war. Aus den Gründungsakten aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. gelang es uns, der Unterrichtsbehörde nachzuweisen, daß unser Wunsch, die Stelle mit dem Predigtamt an der restaurierten Marienkirche zu verbinden, dem Sinne des Gründers entspräche; nun galt es nur, einen tüchtigen Mann für dies Doppelamt zu finden.

Es war damals eine anonyme Schrift über die „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums" erschienen, die großes Aufsehen erregte, da sie in der Tat beachtenswerte Winke enthielt. Durch den Verleger hatte ich ermittelt, daß ein Privatdozent Bornemann in Göttingen der Verfasser sei, und fuhr sofort hin, um mir ein Urteil über ihn zu bilden, wozu zwei gemütliche Abende mit ihm bei Ritschls sowie seine Sonntagspredigt reichlich Gelegenheit boten. Die lokalen Instanzen machten zwar zunächst wegen der Berufung dieses Ritschl-Schülers Schwierigkeiten, als ich sie aber doch durchsetzte, erhielten wir nach dem ersten Semester Berichte, die überströmenden Lobes voll waren.

Im Anfang des Sommersemesters 86 kam die Nachricht von Kühls Verlobung. So lieb, wie ich ihn hatte, so hätte ich mich über sein Glück freuen sollen, besonders, da seine Dora eine Tochter des mir von altersher so befreundeten Erdmannschen Hauses war. Doch entsinne ich mich eines sehr deprimierten Eindrucks. Der nächste Grund war wohl, daß ich mich ganz daran gewöhnt hatte, ihn zu unserem Hause zu rechnen und es mir schwer wurde, ihn nun an ein anderes abgeben zu müssen. Er hat es mich jedoch nie fühlen lassen und nennt mich bis heute „Papa Weiß". Sodann sah ich voraus, daß durch die Verlobung seine Absicht, mit Hans zusammen seine Studien fortzusetzen, wohl stark beeinträchtigt werden würde und somit Johannes' Breslauer Expedition eine ziemlich verfehlte war. Endlich war mir bange, ob der Plan, Markus bis zum Abiturientenexamen in Breslau zu lassen, noch durchzuführen sein werde. Diese Besorgnis erwies sich als unnütz. Es hat wohl während der Verlobungszeit kleine Störungen gegeben, Kühl heiratete aber bald, und nun hat Mars erst rechte Pflege und mütterliche Liebe in seinem Hause gefunden, die ihm von unbeschreiblichem Segen war.

Präsident des Zentralausschusses für Innere Mission

Viele Sorge machte mir der Zentralausschuß. Nach langen Beratungen, die von Johannes Wichern angeregt waren, kam es endlich zur Veranstaltung eines Kursus für Innere Mission, an dem Geistliche aus allen Provinzen, später auch Juristen teilnahmen. Oberkonsistorialrat Beyer leitete ihn, ich hatte den einleitenden Vortrag über Wesen, Geschichte und Organisation der Inneren Mission übernommen, außerdem beteiligte ich mich an den Diskussionsabenden der Kursisten.

Oldenberg und ich waren ja wohl schon die einzigen Mitglieder, die noch mit Wichern verkehrt und seit seinen ersten Anregungen sich den Arbeiten der Inneren Mission gewidmet hatten.

Da mir Oldenberg beständig klagte, daß wegen Überlastung von Meyerens, der inzwischen Senatspräsident im Oberverwaltungsgericht geworden, die Arbeiten des Zentralausschusses oft lange liegen blieben, ging ich zu ihm, um ihm meine Mithilfe anzubieten. Er nahm das jedoch sehr ungnädig auf und fragte ironisch, ob ich etwa sein Nachfolger werden wollte. Mir lag das wirklich fern; ich hatte gerade Arbeit genug.

Als aber Meyeren von dem diesjährigen Breslauer Kongreß zurückkehrte, erklärte er seinen festen Entschluß, den Vorsitz niederzulegen. Der Kongreß war schlecht besucht gewesen und auch sonst unbefriedigend verlaufen. Es war klar, daß ohne erhebliche Anstrengungen der Niedergang des Zentralausschusses nicht aufzuhalten war.

Die Nachfolgerfrage war freilich sehr schwierig. Lohmann, der inzwischen Unterstaatssekretär im Handelsministerium geworden, war durch seine amtliche Stellung zu sehr gebunden, obgleich er durch seine meisterhafte Denkschrift über die soziale Frage sich als der Geeignetste ausgewiesen hatte. Dryander war schon damals sehr überlastet. So kam die Rede auf mich. Dryander und Oldenberg machten geltend, daß ich durch meine literarische Tätigkeit eine zu scharf umrissene theologische Stellung erhalten habe, die vielleicht nicht allen Freunden der Inneren Mission zusagen könne. Es fand sich jedoch kein anderer Ausweg; und da die statutenmäßige Umfrage bei allen, auch den auswärtigen Mitgliedern, allgemeine Zustimmung ergab, war ich gewählt. Ich fühlte aber das Bedürfnis, in einem gedruckten Rundschreiben meine Auffassung vom Wesen der Inneren Mission und meine Absichten bei ihrer Leitung darzulegen, um mißverständlichen Anfeindungen vorzubeugen.

Im Frühjahr 87 ging Hedwig mit Linda Kögel nach München, um dort ernste Studien in ihrer Malerei zu machen. – Wir nahmen noch alle bei Dryander das Abendmahl, und an einem unfreundlichen, winterlichen Abend brachte ich sie zur Eisenbahn. Mir war das Herz sehr schwer, und, als der Zug in die Nacht hinausgefahren, legte Kögel, der das wohl merkte, den

Arm um mich und sprach mir Mut ein. Es war das letzte Aufleuchten unserer alten Freundschaft.

Johannes hatte sich zum Militärdienst stellen müssen. Ich muß damals seltsame Vorstellungen von den Opfern und Schwierigkeiten des Einjährigen-Dienstes gehabt haben, denn auch seinetwegen lebte ich beständig in Sorge. Er aber ertrug die Plackereien der ersten Dienstzeit mit viel Humor, und als er seinen ersten Urlaub zu einer Reise nach Göttingen benutzte, um an Ritschls Rektorball teilzunehmen, mußten wir wohl merken, daß es da noch einen anderen Anziehungspunkt für ihn gab als das Kolleg Ritschls.

Inzwischen war die regelmäßige Arbeit für den Zentralausschuß bereits in ein gewohntes Gleis gekommen. Jeden Sonnabend kam Oldenberg mit den Eingängen der Woche und seinen Entwürfen. Es war ein seltsames Verhältnis zwischen uns. Er, der Ältere, der mich einst in die Arbeit der Inneren Mission eingeführt hatte, war nun mein Schriftführer. Unsere Ansichten stimmten auch keineswegs immer überein; er lebte noch ganz in der Jugendzeit der Inneren Mission, die er mit Wichern durchlebt hatte, während doch die umfassenden Organisationen längst darüber hinausgewachsen waren. Doch nie hat er das Peinliche der Situation mich fühlen lassen. Wenn wir ohne Einigung über eine Sache disputiert hatten, pflegte er zu sagen: „Lieber Bernhard, mach' es wie du willst, du hast ja die Verantwortung."

Um die vierzehntägigen Sitzungen mehr zu beleben, hatte ich für die einzelnen Gegenstände Referenten bestellt; später wurden daraus Kommissionen, die alle Vorarbeit leisteten und es ermöglichten, nur monatliche Plenarsitzungen zu halten. Meyerens scharfe Kritik und Stämmlers schroffe Weise machten sie mir oft recht unbehaglich, aber ihre Mitarbeit war immer wertvoll, und Schneider stand mir stets freundlich zur Seite.

Nach den Statuten mußte der Zentralausschuß einen Präsidenten und einen Vizepräsidenten haben. Der erste Präsident war natürlich Wichern gewesen, aber während seiner Krankheit hatte es nur einen stellvertretenden Vorsitzenden gegeben, und so war es auch nach seinem Tode geblieben. Jetzt wurde uns nahegelegt, diesem provisorischen Zustand ein Ende zu machen, da er das Ansehen des Zentralausschusses schädige. Es war für mich nicht leicht, diese mich persönlich berührende Etikettenfrage anzuschneiden, fand im Kollegium aber das freundlichste Entgegenkommen und wurde zum Präsidenten, von Meyeren zum Vizepräsidenten ernannt. — Vor fast 40 Jahren war in dem Jüngling durch Wichern die Liebe zur Inneren Mission entzündet, jetzt sollte ich als ein Mann von 60 Jahren sein Nachfolger werden. In mir hat diese seltsame Fügung Gottes stets demütigen Dank geweckt.

Selbstverständlich war mein Arbeitsprogramm durch dies neue Amt fast zu sehr angewachsen für meine Zeit und Kräfte, nahmen mich doch außer allem anderen noch meine literarischen Ziele und Pläne, oder, wie augenblicklich, die Korrektur meiner „Einleitung in das Neue Testament" in

Anspruch; vielleicht habe ich es da hauptsächlich den Dienstreisen, die immer etwas Ablenkung und Ausspannung im Gefolge hatten, zu danken, daß ich leistungsfähig und gesund blieb. Selbst für die dabei üblichen Magenverstimmungen hatte ich ein Universalmittel gefunden. Ich hatte nämlich bisher den Kognak, der bei den Berliner Diners zum Kaffee präsentiert wurde, immer verschmäht, weil dergleichen in meinem Vaterhause verpönt war. Als ich aber sah, daß auch Männer ihn nahmen, die in keinerlei Verdacht der Trunksucht standen, tat auch ich es und lernte bald den Ausspruch unseres Hausarztes verstehen: Kognak sei die Milch des Alters.

Eine große Auffrischung brachte mir die Kühlsche Hochzeit. Ich hatte es zu vermitteln gewußt, daß Kühls Ernennung zum Extraordinarius gerade zum Fest bei mir eintraf, ohne daß es jemand merkte. Erdmann hatte mir den Toast auf das junge Paar übertragen; da ich jedoch fürchtete, daß mein Geheimnis schon verraten sei, vollendete ich ihn, ohne etwas von der Ernennung anzudeuten. Erst nachdem der Sturm der Begrüßungen vorüber war, erhob ich mich noch einmal mit den Worten: ich hätte in meiner Rede leider einen Irrtum begangen, indem ich immer von der Frau Doktorin gesprochen, es wäre aber soeben ein Hochzeitsgeschenk des Ministers gekommen, wonach die junge Frau das gar nicht mehr sei. Damit überreichte ich Kühl das Professorpatent. Die Überraschung war vollkommen und der Jubel groß.

Eine Visitation des Herborner Seminars gab mir Gelegenheit, mit Willy von Woyna, der inzwischen Landrat in Zell an der Mosel geworden war, die herrlichen Moselberge in tiefem Schnee — wozu er mich mit hohen Jagdstiefeln ausgerüstet hatte — zu durchstreifen, wenn wir nicht vorzogen, bei gemütlichem Plaudern daheim diese Streifzüge durch die Gewächse dieser Berge fortzusetzen. Hier habe ich erst gelernt, was guter Moselwein ist.

Die schönste Dienstreise aber führte mich nach Schleswig-Holstein, wo Wehrenpfennig, Provinzialschulrat Köpke und ich den Religionsunterricht an den Gymnasien visitieren sollten. Als erstes ging's natürlich ins Rauhe Haus. Der junge Wichern führte uns durch Kinderhäuser und Werkstätten, das Krankenhaus und Pensionat zu dem alten Gebäude mit seinem Strohdach. Er ließ die Jungen ihre Künste zeigen, Turnen und Exerzieren, Musizieren auf Blas- und Streichinstrumenten; auch ihre Holzschnitzereien wurden bewundert.

Je fünf Stunden hörten wir im Gymnasium und Christianeum in Altona dem Unterricht zu, und nachdem wir abends behaglich bei der langen Pfeife unsere erste Konferenz gehalten hatten, begann die eigentliche Reise. Wandsbeck und Glückstadt, Meldorf und Rendsburg, Schleswig, Husum und Flensburg mußten wir erst absolvieren, ehe wir in mein liebes Kiel kamen, das ich nun gerade nach zehn Jahren wiedersah. Leider konnte ich nur die wenigsten Kollegen persönlich aufsuchen, doch hatte Möller alle, die mich noch sehen wollten, für einen Abend ins Münchner Brauhaus bestellt. Da saßen

sie nun in langer Reihe, die alten, lieben Bekannten, und jeder weckte neue Erinnerungen …

In Plön wurde das Resultat unserer Visitation festgestellt. Von dem angeblichen Unglauben der Lehrer hatten wir nichts gefunden, wohl aber viel steife Orthodoxie, die den Kindern keine Liebe zum Evangelium einzuflößen wußte. An Lehrgeschick übertrafen die Seminaristen auf den Unterklassen bei weitem die akademisch gebildeten Lehrer. Was nützte aber diese Erkenntnis, wenn die Menschen fehlten, um die mangelhaften Kräfte zu ersetzen?

Auf dem Rückweg widmete ich dem östlichen Holstein und Lübeck noch einige erinnerungsreiche Tage. Das war der schönste Abschluß des ersten Berliner Dezenniums.

Der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein

In dem denkwürdigen Jahre 1888 beschäftigte mich noch eine ganz neue Sache. Es hatte damals die sogenannte Waldersee-Versammlung stattgefunden, die in den Zeitungen so viel Staub aufwirbelte, weil man argwöhnte, daß in ihr Stöcker den Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin nicht nur für die Stadtmission, die er jetzt leitete, sondern auch für seine kirchenpolitische Richtung engagieren wollte. Ein Aufruf zu Sammlungen unter dem Protektorat der hohen Herrschaften hatte großen Erfolg gehabt; aber man wußte schlechterdings nicht, was man mit den zusammengekommenen erheblichen Summen machen sollte. Die seltsamsten Pläne gingen durch die Köpfe; man dachte an eine großartige Konzentration der Inneren Mission und wußte nicht, oder wollte nicht wissen, daß der Zentralausschuß eine solche sei. Es fehlte nicht an Strebern, die bereits begannen, die Sache nach ihrem Kopf in die Hand zu nehmen. Da mir für den Zentralausschuß bangte, war es mir höchst erwünscht, als Kammerherr Freiherr von Mirbach und Graf Schwerin mich in die Sache hineinzogen. Ich legte ihnen ein ausführliches Promemoria vor, doch die großen Ereignisse der nächsten Zeit brachten die Sache ins Stocken.

Auch meine persönlichen Interessen wurden zunächst nach einer ganz anderen Seite abgelenkt. — Johannes hatte in Göttingen sein Lizentiatenexamen summa cum laude bestanden und auf dem Heimwege dem Vater Ritschl seine Liebe zu Auguste, Gulli genannt, gestanden. Hermine und ich reisten am folgenden Morgen zur Verlobungsfeier und zu Johannes' Disputation und Promotion, die in Göttingen zugleich die Habilitation einschloß. Als ich am Tage meiner Rückkehr Goßler auf dem Rektoratsdiner von der Verlobung erzählte, rief er aus: „Das ist ja ein kirchengeschichtliches Ereignis, diese Verbindung von Ritschl und Weiß!"

Der alte Kaiser lag schwer krank, als aber die Nachricht von seinem Tode kam, traf sie, obgleich längst erwartet, doch alle wie ein Donnerschlag. Wer

konnte sich das neue Deutsche Reich ohne seinen ersten Kaiser denken? Auf Hermines Geburtstag lag es wie ein Trauerflor; von einer Feier konnte keine Rede sein, man hatte nur noch Sinn für das, was die Zeitungen vom Tode des alten Kaisers erzählten. Kaiser Friedrich war sofort von San Remo nach Berlin zurückgeeilt und erließ seine Proklamation. Vor zwei Jahren war ich ihm bei einem Schauturnen vorgestellt, wobei er, strotzend von Gesundheit, mir auseinandersetzte, wie er durch tägliches Baden in der Havel seine Frische erhalte; – jetzt war er ein todkranker Mann. – Da die Neigung der neuen Kaiserin zum Liberalismus bekannt war, befürchteten die Konservativen das Schlimmste. –

Johannes kam mit dem ersten Garderegiment nach Berlin, das bei dem Leichenkondukt beteiligt sein sollte. Es wehte ein eisiger Wind mit heftigem Schneegestöber. Nur mit größter Mühe gelang es uns, eine Droschke zu erlangen, die uns auf Umwegen zur Universität brachte, von wo wir dem Trauerzuge zusahen. Dryander hielt eine herrliche Gedächtnispredigt.

Eines Abends hatte Brückner das neue Hilfskomitee, in das auch ich auf den mir von Mirbach übermittelten Wunsch der hohen Herrschaften eingetreten war, zu einer Versammlung berufen, an der mehrere illustre Männer, wie Bennigsen und von Wedel-Piesdorf, als Vertrauensmänner teilnahmen. Stundenlang ging die Diskussion hin und her, da man nicht recht wußte, was man eigentlich unternehmen wollte. Da zog ich ein ganz kurzes Statut hervor, in dem ich die Vorsorge getroffen hatte, daß der Vorsitzende des Zentralausschusses wie aller Provinzialvereine immer geborene Mitglieder des Engeren Ausschusses unseres Hilfsvereins und der von ihm zu bildenden Organisation sein sollten, und der Zweck des Vereins so scharf bezeichnet war, daß eine Kollision mit dem Zentralausschuß gar nicht eintreten konnte. Sofort wurde mein Entwurf akzeptiert, und die Organisationsarbeiten konnten beginnen. Landesdirektor von Levetzow, der zugleich Präsident des Reichstags war, wurde Vorsitzender des Engeren Ausschusses; die meist sehr langen Abendsitzungen fanden bei ihm statt. Es war mir eine Freude, in diesem Kreise, in dem man mich sehr freundlich empfing, mitzuarbeiten.

In den Ferien machte ich die Johannesbriefe druckfertig. Innerlich beschäftigte mich am meisten die Wiederbesetzung der Professur von Semisch. Die Fakultät hatte Harnack vorgeschlagen, der durch den eben erschienenen ersten Teil seiner Dogmengeschichte großen Anstoß in den strengkirchlichen Kreisen erregt hatte. Auch ich teilte ja seine Richtung durchaus nicht; allein es war mir zweifellos, daß auf den ersten kirchengeschichtlichen Lehrstuhl Deutschlands nur ein Mann berufen werden könne, der, wie sich hier bereits gezeigt hatte, seiner Wissenschaft neue Bahnen brach. Da Althoff meiner Ansicht war, gewannen wir auch Goßler dafür, obwohl der Unterstaatssekretär Lucanus immer wieder seine Bedenken hervorhob, da die Lehre Harnacks doch nun einmal mit der Kirchenlehre nicht übereinstimme.

Der Minister nahm übrigens die Sache nicht leicht. Von allen Seiten zog er Gutachten über die wissenschaftliche und akademische Bedeutung Harnacks ein, von denen eins immer glänzender ausfiel als das andere. Er weidete sich ordentlich an der „kirchenhistorischen Bedeutung" dieses immer mehr anschwellenden Aktenstücks.

Als er aber nach einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV. den Oberkirchenrat über Bekenntnis und Lehre des in Aussicht Genommenen befragte, ereignete sich das bisher Unerhörte, daß die Behörde entschiedenen Einspruch erhob. – Goßler sagte, es sei zwar ein leichtes, unter dieser Regierung die Berufung trotzdem durchzusetzen, doch wolle er sich nicht nachsagen lassen, daß er die Zeit eines todkranken Kaisers benutzt habe, um diesen bedeutungsvollen Schritt zu tun. Die Entscheidung wurde also vertagt. –

Für den Vorsitz des Berliner Hilfsvereins des Zentralausschusses hatten wir den Kammergerichtsrat Schubert gewonnen, dem es – trotz redlicher Bemühungen – nicht gelang, mehr Teilnahme für die Jahresversammlungen zu gewinnen. Ich sollte in der nächsten „die Schranken der Zentralisation in der Inneren Mission" besprechen; und da diese Frage bei der neuen Vereinsbildung, deren Protektorat inzwischen die Kronprinzessin übernommen hatte, kontrovers geworden war, gelang es durch Mirbach das Versprechen zu erhalten, daß sie der Versammlung beiwohnen wollte, wodurch ein zahlreicher Besuch gesichert war.

Am Eingang des Architektenhauses empfingen Schubert und ich die Kronprinzessin Auguste Viktoria (die Tochter jenes unglücklichen, mir so wohlbekannten Friedrich von Augustenburg), die mit der Gräfin Brockdorff kam. Sie reichte mir den Arm, damit ich sie die hohen Treppen hinaufführe. Sie war so schlicht und doch so vornehm, so freundlich ohne jede Herablassung, so lebensfroh und teilnehmend, daß ich ganz entzückt war. Dabei war es immerhin eine starke Zumutung an die Hohe Frau, den etwas doktrinären Vortrag, obwohl ich ihn auf Hermines Rat stark gekürzt hatte, anzuhören, zumal sie sich sichtlich in gesegneten Umständen befand. Sie sagte mir jedoch, als ich sie die Treppe wieder hinunterführte, sehr freundliche Worte und bot mir die Hand zum Kusse.

Inzwischen waren auch in langen Sitzungen bei Levetzow alle Vorbereitungen zu einer großen Versammlung fertiggestellt, in welcher der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein begründet werden sollte. – Als ich am 28. Mai das Herrenhaus betrat, fand ich es erfüllt von einer illustren Versammlung von Oberpräsidenten, Konsistorialpräsidenten und Generalsuperintendenten, von Grafen und Herren aller Art. Von der Rednerbühne aus begann ich meinen Vortrag über das Statut; es gab einen harten Kampf gegen die Opposition, die den Verein mehr nach Art des Gustav-Adolf-Vereins organisieren wollte, es gelang mir aber doch, alle Punkte des Statuts durchzusetzen. Den weiteren geschäftlichen Verhandlungen konnte ich nicht beiwohnen,

da ich aufs Ministerium mußte, wo in dritthalbstündiger Konferenz definitiv an der Berufung Harnacks festgehalten wurde. Nach einer langen Audienz Harnacks beim Minister, die dieser ihr „Religionsgespräch" nannte, wurde ich mit dem Immediatbericht wegen seiner Berufung beauftragt.

Am 15. Juni war Kaiser Friedrich gestorben, und wir wurden auf Kaiser Wilhelm II. vereidigt. Bei der Trauerfeier in der Universität gab Curtius ein treffliches Bild des Heimgegangenen, an dessen Jugendentwicklung er sieben Jahre mitgearbeitet. – Aus den 99 Tagen seiner Regierung ist mir nur die eine Erinnerung geblieben, daß plötzlich aus dem Kabinett die Anfrage kam, woher es im Kirchengebet heiße: „Sei ein Heiland aller Menschen, sonderlich deiner Gläubigen". Offenbar hatte man an dieser Bevorzugung derer, die man so oft mißbräuchlich die „Gläubigen" nannte, Anstoß genommen. Ich antwortete, daß das einfache Schriftworte seien (vergl. 1. Tim. 4, 10), und man beruhigte sich dabei. Aber der Oberkirchenrat hat es nachher doch für nötig gehalten, die Worte in einem Relativsatz abzuschwächen.

Lucanus hatte mir noch kürzlich gesagt, er wolle in seiner Stellung bleiben, solange Goßler Minister sei, doch sehne er sich herzlich danach, ein Ende zu machen. Nun wurde er von dem jungen Kaiser zum Chef des Zivilkabinetts berufen, was er bis an sein Ende blieb. Unvergeßlich ist mir, wie Goßler das ganze Ministerium mit allen Subalternen im großen Sitzungssaal versammelte und mit größter Offenheit in ergreifender Wärme dem Scheidenden für alles dankte, was er ihm gewesen. Als der Unterstaatssekretär antworten wollte, brach ihm die Stimme, und die beiden Männer fielen sich mit Tränen in die Arme. Ich glaube, daß solch eine Szene nur unter preußischen Beamten möglich ist.

Inzwischen war aus dem Kabinett in Sachen Harnacks die Antwort gekommen, wir sollten erst noch einmal dem Oberkirchenrat die Gutachten vorlegen, auf Grund derer der Minister sich entschieden habe. Da saßen nun Goßler und ich, um aus dem Aktenkonvolut auszusuchen, was wir dem Oberkirchenrat schicken konnten, da vieles doch zu intim war. Der Minister sprach aufs offenste darüber, daß nach der Antwort des Kaisers nicht zu ahnen sei, wie dieser sich entscheiden werde, daß er aber unbedingt gehe, falls die Zustimmung verweigert würde. Natürlich mußten dann auch Althoff und ich gehen. Das machte mir freilich die geringste Sorge, denn das Thermometer meiner Freude an der Ministerialtätigkeit stand schon lange sehr tief.

Durch die Präsidentschaft im Zentralausschuß hatte sich mir ja ein anderer, unabhängigerer Wirkungskreis erschlossen, dem ich mich dann mehr hätte widmen können. Das empfand ich gerade jetzt besonders deutlich bei der Leitung des Kasseler Kongresses.

Nachdem Oldenberg und das Lokalkomitee mich in die komplizierte Maschinerie eines Kongresses eingeführt hatten, machte ich dem Oberpräsidenten

Graf Eulenburg, dem späteren Minister, meinen Besuch, der mich als alten Bekannten aus seiner Knabenzeit begrüßte.

Abends hielt Generalsuperintendent Löhr in der wohl von 2000 Menschen dicht gefüllten Martinskirche die biblisch und praktisch reiche Eröffnungspredigt; dann ging es in den Stadtparksaal zur Begrüßungsversammlung. Sofort wurde ich von allen Seiten bestürmt von solchen, die noch etwas wissen wollten oder sich mir vorstellten, und so ging es fortan alle Tage. — Die Hauptthemen des Kongresses waren: „Die Aufgabe der Inneren Mission in den sozialen Kämpfen der Gegenwart", worüber Pastor Nelle referierte, und die „Laientätigkeit im Reiche Gottes", worüber der Darmstädter Oberhofprediger Sell brillant sprach. Pfarrer Friedrich Naumann, der hier zum ersten Male vor einer großen Versammlung, die wohl nach Tausenden zählte, sprach, schilderte mit einer populären Gabe ohnegleichen seine Veranstaltungen zur Sonntagsfreude für die Gemeinde. Herrlich war auch das Referat Bodelschwinghs über die Wohnungsnot, und auch alles, was Lohmann, Stöcker oder Frommel in den Diskussionen dazubrachten, war wertvoll. Einer Abmachung gemäß flocht ich in meine Schlußrede einen Hinweis auf die seitens der katholischen Kirche drohenden Gefahren ein, sowie ein Treugelübde für die evangelische Kirche, das die Versammlung stehend anhörte und mit ihrem Amen versiegelte.

Dann ging's bei prachtvollem Wetter nach Wilhelmshöhe hinauf, wo uns zu Ehren alle Wasser sprangen und das Festmahl für annähernd 300 Personen bereitet war. — Der Halbmond stand klar am Abendhimmel, als wir den Berg hinab zum Schlußgottesdienst gingen. Allein es standen solche Menschenmassen bereits vor den Kirchentüren, daß an ein Hineinkommen nicht mehr zu denken war. Nur mit Hilfe der Polizei führte uns der Oberpräsident mittelst einer dunklen Wendeltreppe im Eckturm auf das Orgelchor, das wie ein Schwalbennest über dem Eingang schwebte. Der Anblick dieser bis auf alle Emporen hinauf Kopf an Kopf gefüllten Kirche war doch der schönste Abschluß dieses wohlgelungenen Kongresses.

Der Nürnberger Kongreß

Das Jahr 89 brachte mir zunächst in Harnack endlich den Kollegen, nach dem ich mich so lange gesehnt hatte. Stundenlang saßen wir zusammen in eingehenden wissenschaftlichen Gesprächen, oder wir gingen spazieren. Auch in weiteren Kreisen kam man allmählich zu der Einsicht, wie sehr man sich mit der Opposition gegen ihn übereilt hatte. Nur aus der Provinz kamen noch immer Vorwürfe wegen der Berufung dieses Ketzers.

Zum ersten Male wurde ich zum Ordensfeste eingeladen und erhielt den Roten Adlerorden zweiter Klasse, der um den Hals getragen wird. — Abends

waren wir auf einer der Greiffschen Soireen, welche Hermine so liebte, weil dort Joachim und andere Größen der Hochschule zu musizieren pflegten. Goßler bot mir herzlich die Hand, mit einem „Guten Abend, Herr Ritter", und als er nachher mit Hermine und Joachim an einem kleinen Tische saß, erzählte er, wie er sich über meine strahlende Freude an dem schönen Orden gefreut habe, „mit dem ich sicherlich heut abend zu Bett ginge".

In der zweiten Hälfte des Februar hatte in Breslau das schriftliche Abiturientenexamen von Markus begonnen. Wie oft hatte er trotz aller Hilfe von Kühl daran verzagt, das dazu Erforderliche leisten zu können, wie oft hatten wir ernstlich verhandelt, ob er nicht eine andere Karriere ergreifen sollte. Schweren Herzens und mit heißem Flehen für den lieben Jungen saß ich am 12. März, dem Tage der mündlichen Prüfung, an meinem Arbeitstisch. Da kam ein Telegramm, daß er dispensiert sei! Mir brachen die Tränen aus den Augen, kaum konnte ich den Meinen die frohe Kunde vorlesen. Die Nacht über fuhr ich nach Breslau. Markus saß, der Tür den Rücken zukehrend, ahnungslos mit der Frau Professor, die ihn mit wahrhaft mütterlicher Liebe gepflegt hatte, beim Kaffee, als ich mit einem „Na, guten Morgen, Junge!" ins Zimmer trat. Drei frohe Tage folgten, an denen die lieben Erdmanns, die ebenfalls Mars die letzte schwere Zeit treulich erleichtert hatten, den wärmsten Anteil nahmen. – Markus hatte sich entschlossen, Jura zu studieren, und zwar zunächst in Tübingen.

Meine nächste Reise hatte freilich eine traurigere Ursache. Ritschl war am 20. März gestorben, und Harnack und ich fuhren zur Beerdigung. – Obgleich wir theologisch in vielem verschiedener Ansicht gewesen waren, so hatte er menschlich mich nie diese Differenzen fühlen lassen. Noch nach dem Kasseler Kongreß hatte ich einige Tage in seinem Hause gerastet, ich sehe ihn noch, wie er mir so herzlich an die Gartentür entgegenkam; – jetzt stand ich an der Leiche, die im Professorentalar mit dem Neuen Testament in den Händen friedlich schlummerte. Meine arme Schwiegertochter war ganz gebrochen, verlor sie doch mit dem Vater auch das Vaterhaus; schließlich gelang es aber Johannes und mir, sie zu ermutigen durch die Aussicht auf das eigene Heim, das sie dafür nun bald bauen könnten.

Am 10. August traute ich meinen Johannes in der festlich geschmückten Universitätskirche. – Unser Gullichen hatte nicht umsonst gewünscht, daß der Minister an die Stelle der Duhm-heit die Weiß-heit setze; Johannes wurde bei Duhms Fortgang tatsächlich die Verwaltung der Stelle übertragen. Kaum ein Jahr danach durfte ich ihm das Patent eines außerordentlichen Professors bringen; es war vollkommen gerechtfertigt, da er brillante Kollegia hatte.

Ich dagegen hatte meinen Höhepunkt schon überschritten, denn Kaftan und besonders Harnack überflügelten mich in den Privatis, nur im Publikum hatte ich mit fast 400 die größte Zuhörerzahl. Wir hatten in diesem Winter aber auch 850 Theologen.

Politisch war die Zeit sehr bewegt durch den Abgang Bismarcks. Ich, der ich oft genug erfahren hatte, wie der souveräne Wille des großen Mannes auf allen Zweigen der Verwaltung lastete, begriff es nur zu gut, wie der junge Kaiser sich von dem Despotismus dieses Genius bedrückt fühlte. Aufs höchste überraschend war uns dagegen die Wahl unseres alten Freundes Caprivi zu seinem Nachfolger, der freilich den Hoffnungen, die wir auf ihn setzten, nicht entsprach. — Im Ministerium war inzwischen Barkhausen Unterstaatssekretär, Bartsch Direktor der geistlichen Abteilung geworden.

Im Februar erschienen die Erlasse des Kaisers, durch die er die sozialen Bestrebungen seines Großvaters wieder aufnehmen wollte. Er soll unseren Lohmann der Kaiserin mit den Worten vorgestellt haben: „Hier siehst du den Mann, der längst für das gearbeitet hat, was ich erstrebe.“ In einem Erlasse hatte er an die christliche Liebestätigkeit appelliert, und es war uns im Zentralausschuß kein Zweifel, daß die Innere Mission sich diesem Rufe stellen müsse. Der Nürnberger Kongreß sollte dazu Gelegenheit geben.

Vorher beschäftigte mich der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein nebst dem ihm angegliederten Kirchenbauverein viel. Mirbach, der bald die Seele des Ganzen wurde, besuchte mich oft stundenlang; als er dabei einmal meine lange Reihe von Pfeifen erblickte, freute er sich für die Masse geschenkten türkischen Tabaks, der auf dem Boden des Schlosses lagerte, eine Verwendung gefunden zu haben. Leider mußte ich ihm sagen, daß dieser kostbare Tabak aus solchen Pfeifen nicht zu rauchen sei.

Den Jahresbericht hatte ich, wie später alljährlich, im Elisabethsaal des Schlosses vor der Kaiserin und den Ausschußmitgliedern zu erstatten, wofür mir die Hohe Frau ihr Bild mit eigenhändiger Unterschrift überreichen ließ.

Große Sorge machte mir Hermine. Sie schlief schlecht, hatte allen Appetit verloren und litt an so großer nervöser Schwäche, daß sie fast ganz zu Bett liegen mußte. Der Arzt beruhigte uns ganz über ihre „gichtischen Neigungen“, an denen alle Lords im Oberhause litten, die trotzdem steinalt würden, schärfte uns nur dringend ein, sie zum essen zu animieren. „Sonst verlöscht sie uns einmal wie ein Licht.“ Wie oft habe ich später an dies Wort denken müssen, als es buchstäblich eingetroffen war.

Zunächst war ihr eine Kur in Schlangenbad verordnet, daher konnte nur Hedwig mich zum Nürnberger Kongreß begleiten, wohin wir am 13. September 90 abreisten. Das Lokalkomitee empfing uns aufs freundlichste, und Herr von Mendelssohn-Bartholdy, eins seiner eifrigsten Mitglieder, sorgte dafür, uns in dem von Oberammergaureisenden überfüllten Hotel Strauß gut unterzubringen. — Ich hatte, damit der Zentralausschuß bei seinem ersten Erscheinen auf konfessionellem Boden gut vertreten sei, zumal Lohmann amtlich verhindert war, an mehrere auswärtige Mitglieder schriftlich die Bitte gerichtet, zu kommen; daraufhin begrüßte mich als erster Konsistorialpräsident von Weyrauch mit den Worten: „Ich melde mich zur Stelle.“

Meine Sorge um den Besuch des Kongresses war übrigens unnötig; aus allen Teilen Deutschlands waren Vertreter eingetroffen, 1200 Festteilnehmer hatten Karten gelöst. – Ich bereitete mich auf die Mühen des Kongresses damit vor, daß ich mit Oldenberg und Hedwig im Bratwurstglöckli, wo noch die Schoppen von Albrecht Dürer und Hans Sachs stehen, einen Frühschoppen machte.

Um 4 Uhr hielt der Präsident des Oberkonsistoriums D. von Stählin in der herrlichen Lorenzkirche eine so feinsinnige und gedankenreiche Eröffnungsrede, daß man trotz ihrer fünfviertelstündigen Länge keine Ermüdung spürte. – In dem mit den berühmten Dürerschen Fresken geschmückten, hellerleuchteten Festsaal des Rathauses fanden die offiziellen Begrüßungen statt, die der Bürgermeister in vollem Ornat mit der goldenen Amtskette eröffnete. Dann bestieg ich die Rednerbühne. Ich hatte mich mit der Geschichte der Inneren Mission in Bayern und der Nürnberger Stadtgeschichte eingehend beschäftigt, und konnte mir's nicht versagen, bei dem Namen von Tuchers so mancher Erquickung zu gedenken, die ich in der Hitze und dem Staube Berlins ihm verdankte.

Meine Eröffnungsansprache suchte die Bedeutung der Inneren Mission für die überall neu angeregte soziale Frage darzutun. – Der Vortrag Haupts über die biblische Lehre vom irdischen Gut war so tiefgeschöpft und lebensvoll, daß er allgemeine Befriedigung hervorrief. Dann brachte ich die Ansprache an all unsere deutsch-evangelischen Glaubensgenossen, die der Zentralausschuß in Anbetracht der kaiserlichen Erlasse beschlossen hatte, zur Annahme. An den Kaiser und den Prinzregenten wurden Huldigungstelegramme gesandt.

Am Nachmittag fand die Konferenz mit den Vertretern der uns verbündeten Vereine statt, deren einige 80 erschienen waren. Hier hatte ich den Eindruck, daß der Zentralausschuß wirklich den Mittelpunkt eines großen gesegneten Vereinsnetzes bilde. – In der Abendversammlung elektrisierte Amtsgerichtsrat Ruff aus Kassel alles durch seine ebenso tiefernste wie humorvolle Rede über „Das deutsche Bürgerhaus in seiner sozialen Bedeutung".

In der zweiten Hauptversammlung konnte ich die soeben noch eingetroffenen Telegramme, das etwas steife des Prinzregenten und das ganz prächtige des Kaisers, verlesen und in meinem Schlußwort allen danken, die zu dem Gelingen des Kongresses mitgeholfen, sowie der gastlichen Stadt Nürnberg. – Beim Abschiedsgottesdienst strahlten die dichtgefüllten, hohen Hallen von St. Lorenz im Lichterglanz. O, was war das für eine Stunde! Meine Seele strömte über von heißem Dank gegen Gott. Während des ganzen Sommers hatte die Sorge für den Kongreß wie eine schwere Last auf mir gelegen, und nun hatte mir Buchrucker gesagt, es sei durch ihn ein Band zwischen dem Zentralausschuß und der bayerischen Landeskirche geknüpft, das nicht mehr zerreißen könne. Das war doch der schönste Erfolg. – Noch einmal ging ich zur Burg hinauf, um mit einem Blick über die mir lieb

gewordene Stadt Abschied zu nehmen, dann ging's mit der Eisenbahn südwärts, um mich von den anstrengenden Tagen zu erholen.

Nach kurzem Aufenthalt in Zell am See erreichten wir Innsbruck mit seinen stattlichen Straßen, den im einheitlichen Jesuitenstil erbauten Kirchen und der prächtigen Innbrücke, wo uns ein Telegramm von Hans begrüßte, das die Geburt meines ersten Enkels und Stammhalters meldete. — Weiter ging es über den Brenner, an den kolossalen Festungswerken der Franzensveste vorbei in das reizende Pustertal, mit seinen malerischen Ortschaften und den in der Ferne auftauchenden wunderlichen Riesengestalten der Dolomiten. Von Toblach aus fuhren wir, trotz unsicheren Wetters, in einem Wägelchen das Ampezzotal hinauf. Es war an einem Sonntag, und wir gedachten der Stunde, in der wir uns sonst zum Gottesdienst bei Dryander rüsteten; allein auch diese großartige Gotteswelt war eine Predigt. Schon winkte uns der Monte Cristallo, dessen grünliche Eisgletscher sich deutlich von der weißen Schneedecke abhoben. In Schluderbach verließen wir den Wagen und wanderten auf köstlichen, aber steilen Wegen, die dem Stubenhocker zwar etwas sauer wurden, durch die immer rauher und wilder werdende Gegend zum Misurinasee. Während wir in einem kleinen Albergo in dieser Hochgebirgseinsamkeit frühstückten, zerrissen auch die letzten Nebel, und der Sorapiß entschleierte seine großartigen Gletscher. In scharfem Trabe ging es an Cortina mit seiner schmucken Kirche und der ganz italienisch aussehenden Bevölkerung vorbei, die herrliche Chaussee hinab, die in tausend Windungen an schwindelndem Abhang entlang, immer neue Felspanoramen, darunter die dunkelrote Pyramide der Croda Rossa und die Spitzen und Schneefelder des Monte Tofana zeigte, zurück nach Schluderbach.

Von Bozen, das wir durch das Tal der Rienz über die Franzensveste erreichten, brachte uns die Bahn nach Mori, von wo es damals noch keine Eisenbahn nach Riva gab. Als unser Wagen uns zur Paßhöhe führte, wo ein Festungswerk die Straße abschließt und wir das Festungstor passierten, lag plötzlich der Gardasee unter uns in vollem Sonnenglanze. Der Eindruck war überwältigend. Wir bestiegen ein Dampfboot, das den See mit seinen Inselchen hin und her durchkreuzte. Ein Farbenspiel ohnegleichen entwickelte sich, als die Sonne sank und die eben noch purpurnen Bergspitzen von dem Silberglanz des aufsteigenden Mondes zu leuchten begannen; je höher er stieg, desto mehr übergoß das märchenhafte Licht die weißen Häuser und die Laubgehänge der Orangen- und Zitronenpflanzungen. So erreichten wir Riva, wo uns ein buntes Menschengewühl empfing, da das Leben in Italien erst nach Sonnenuntergang erwacht. Wir hatten den Abend noch in einem Gasthof am See zubringen wollen, aber wir waren von der zauberhaften Bootfahrt wie berauscht und nicht mehr genußfähig.

Als wir am nächsten Morgen nach Mori zurückfuhren, lag grau und lichtlos der See da und erleichterte uns so das Scheiden. Das Etschtal entlang

ging es zur Zollrevision nach Ala und dann, nachdem wir den letzten Engpaß passiert, durch die blühende aber auch glühende lombardische Ebene. Unsere Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde, bis wir auf den Damm kamen, auf dem die Eisenbahn fünf Minuten lang durch das Meer fährt – nach Venedig. Ein unglaubliches Menschengewühl empfing uns. Auf der Freitreppe zum Kanal stießen und drängten sich Gepäckträger und Gondoliere, schrien und lärmten, als sollte es jeden Augenblick zum Kampf kommen. Doch sobald unser Gepäck untergebracht, umfing uns plötzlich tiefste Stille. Lautlos glitt unsere Gondel auf der dunklen Flut der Kanäle dahin in immer neuen Wendungen zwischen lichtlosen Hinterhäusern, wo nur ebenso lautlose Gondeln an uns vorüberhuschten, und unter immer neuen Brückenbogen hindurch, bis wir an der Treppe unseres Hotels landeten. Allein es litt uns dort nicht lange. Durch enge Gäßchen, deren erleuchtete Schaufenster an Glanz und Reichtum alles überboten, was ich bisher gesehen, erreichten wir die Hallen am Markusplatz, auf dem Tausende Kaffee trinkend und Eis essend an kleinen Tischen umhersaßen und der Musik zuhörten.

Und nun standen wir an der Piazetta am Dogenpalast und den beiden Säulen mit den Markuslöwen ... Auf den von Gondeln und Dampfschiffen bewegtem Meeresspiegel vor uns schien der Vollmond ... Wir gingen wie im Traum durch diese Märchenwelt, erquickten uns an Eis, Marasquino oder Asti spumante, und kehrten erst spät in unser Hotel zurück, um hinter den Gazevorhängen unserer stattlichen Himmelbetten weiter zu träumen von der Zauberwelt Venedigs, denn bisher hatten mich in meinen Träumen immer noch die Kongreßerinnerungen verfolgt. Überhaupt ist diese Reise innerlich so mit dem Kongreß verknüpft, daß ich sie stets als einen Lebensabschnitt empfand und sie deshalb auch in einem gemeinsamen Kapitel schilderte.

Vier herrliche Tage verweilten wir in Venedig, besahen gründlich seine Kirchen und Kunstschätze, trieben uns auf dem Obst- und Fischmarkt umher, fuhren in einer Gondel auf dem Canale grande an den noch in ihrem Verfall so prächtigen Palazzos vorüber oder ins Meer hinaus, um von da aus abends die strahlenden Lichter der Piazetta zu bewundern. Zweimal badeten wir am Lido in dem spiegelklaren Adriatischen Meer – wir besuchten das Mechitaristenkloster und die Toteninsel.

Natürlich konzentrierte sich unser Interesse auf die Markuskirche. So phantastisch-byzantinisch das Äußere erscheint, so klar gegliedert zeigt sich der schöne romanische Kreuzbau mit seinen vier Kuppeln im Innern. Die Strahlen der Abendsonne fielen hinein und spielten auf den köstlichen Mosaiken auf Goldgrund, mit denen alles bis in die Vorhallen geschmückt ist.

In Venedig lernten wir erst den Katholizismus ganz kennen, besonders auch durch ein Marienfest, dem wir zusehen konnten, das uns aber wie ein – allerdings malerisches – Ausstattungsstück anmutete. Hedwig war daher auch entzückt über die Fülle von Motiven, die sich hier dem Malerauge und Pinsel darboten.

Den nächsten Sonntag unserer Reise feierten wir durch die Besichtigung des Mailänder Domes, dieses achten Weltwunders. Es umfing uns wie tiefe Nacht, als wir aus der hellen Morgensonne hineintraten, erst allmählich gewöhnte sich das Auge an das Halbdunkel der hohen Hallen, in die nur durch die bunten Glasfenster der höchsten Kuppel ein wundervoller Glanz fiel. An den spärlichen Andächtigen vorüber, die der an einem der zahllosen Seitenaltäre gelesenen Messe lauschten, bestiegen wir die zweite Dach-Etage. Leider lagerte rings am Horizont ein Dunst, so daß von Aussicht keine Rede war und wir das immer schwindeliger werdende Weitersteigen ersparen konnten. Dafür führte uns der Führer wohl eine Stunde lang treppauf treppab auf den Dächern und Galerien umher durch einen Wald von weißem Marmor. Jedes Türmchen und jede Dachrinne, die zu Hunderten zählen, jeder Spitzbogen und jede Dachverzierung ist ein Kunstwerk für sich; und dazwischen Statuen von einer Schönheit, daß sie jedes Museum zieren würden.

Wir waren über all dem Schönen doch reichlich städtemüde geworden, deshalb folgten wir unserer Sehnsucht nach den Seen. Zunächst nahmen wir in Cadenabbia am Comersee Wohnung und besuchten von hier aus Bellagio, die Villa Carlotta, wo alles, was wir je von südlicher Herrlichkeit in botanischen Gärten und Palmenhäusern gesehen hatten, wild um uns blühte, und die Bildwerke von Canova und Thorwaldsen aus offener Halle herabschauten; oder Tremezzo, wo wir die engen steilen Gassen hinaufkletterten und neuen Einblick in die ebenso schmutzigen wie malerischen Interieurs kleiner italienischer Wohnungen gewannen.

Noch ein kurzer Aufenthalt am Lago maggiore, dann mußten wir die Heimreise antreten — über Göttingen, um das jüngste Schöpfungswunder Gottes zu bewundern, das doch alle in Tirol und Italien geschauten übertraf.

Der Ministerwechsel

Im Ministerium herrschte eine gewisse Schwüle. — Der Kaiser hatte die Schulreform angeregt und eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, in der er etwas ganz Neues versprach. Wohl sagte er dem Minister fast überschwängliches Lob und lud sich bei ihm zum Frühstück ein; doch das ganze Unternehmen zeigte, daß er mit seiner Schulverwaltung nicht zufrieden war. Auch der im Abgeordnetenhause tobende Kampf um das Volksschulgesetz zeigte, daß Goßlers Stellung ins Wanken geriet.

Auf unser häusliches Leben hatten diese politischen Wirren gottlob keinen Einfluß. Unsere Geselligkeit war bunter und reicher denn je. Lilly Unruh hatte sich mit dem Konzertmeister Kruse verlobt, so gehörte er nun zu allgemeiner Freude ganz zu unserem Kreise; Lenchen Unruh war schon lange

die Gattin des Kapitänleutnants von Heeringen. Auch unser Bibelkränzchen wurde fortgesetzt, obgleich Dryander sehr überlastet war. Er mußte bereits erfahren, daß es auch seine Schattenseiten hat, ein berühmter Mann geworden zu sein. – Schließlich waren da noch unsere „internationalen" Studentenabende, bei denen besonders die Amerikaner stark vertreten waren.

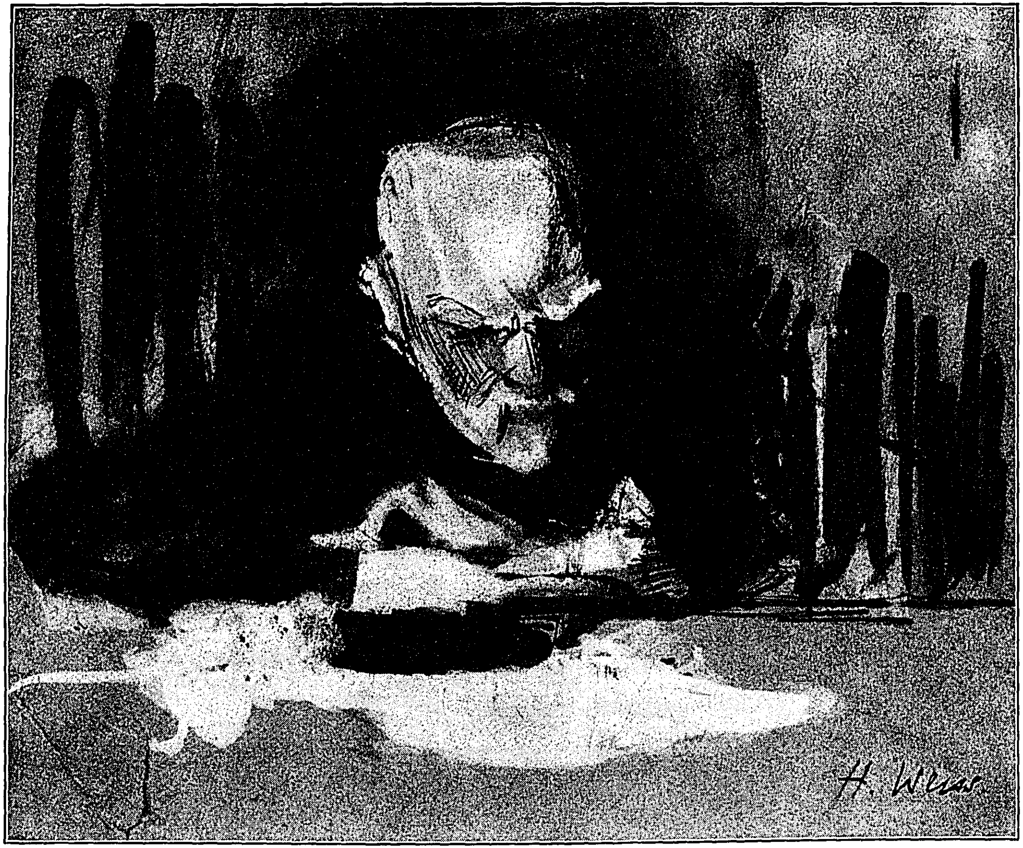
Wie im Vorgefühl, daß wir ihn nicht oft mehr erleben würden, sollte der Geburtstag Hermines in diesem Jahre besonders solenn gefeiert werden. Eine Wand von Hyazinthen und Azaleen umgab den Geburtstagskuchen und die Geschenke. Gratulanten kamen und gingen in einem fort, der Blumenschmuck wurde immer reicher. Mittags machten wir die übliche Wallfahrt zu dem an diesem Tage festlich geschmückten Denkmal der Königin Luise. – Abends fehlte natürlich niemand von unserem engeren Kreis, als im Saal alle Kerzen brannten und drei weißgekleidete Jungfrauen, inklusive Gretchen Scheffer, die Gäste empfingen. Ebensowenig fehlte es an Toasten, besonders der launige von Dryander auf die Töchter, der an das Silberhochzeitscouplet anknüpfte, ist mir erinnerlich. Der Schluß des Abends war natürlich Frau Musika geweiht.

Am Morgen nach der frohen Geburtstagsfeier brachte die Zeitung die Nachricht von dem Rücktritt Goßlers und der Ernennung des Grafen Zedlitz Trützschler zu seinem Nachfolger. An Barkhausens Stelle trat von Weyrauch.

Nun war die Katastrophe doch noch überraschend hereingebrochen, und man munkelte allerlei über die Gründe. Soviel ist sicher: einen auf den mannigfachsten Gebieten so sachkundigen und unermüdlich arbeitenden Kultusminister wie Goßler hat Preußen noch nicht gehabt und wird ihn wohl nicht wieder bekommen. Es war geradezu frappierend, wie er, als Nichttheologe, beim bloßen Durchblättern theologischer Novitäten die charakteristischen Stellen herausfand. Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er in altpreußischer Beamtentreue auf seinem Posten ausgehalten, solange es dem Herrn gefiel, der ihn dorthin gestellt. Trotz seiner Geschäftsüberlastung stand sein Ohr jedermann offen, allein es kam vor, daß, nachdem ich mich in langem Vortrage bemüht hatte, ihn zu überzeugen, er antwortete: „Sie haben vollkommen recht, lieber Weiß, aber so können wir es nicht machen." Ihn leiteten eben höhere politische Gesichtspunkte.

Der neue Minister stellte sich vor. Seine durch und durch aristokratische Erscheinung hatte etwas Imponierendes, während Goßler im Verkehr leicht burschikos erschien. Zedlitz war Gutsbesitzer und Militär gewesen und hatte sich – ohne jede Beamtenbildung – in der Provinzialverwaltung so ausgezeichnet, daß er zum Oberpräsidenten berufen wurde. – Seine Ansprache war schlicht, bescheiden, warm und zeugte von tiefreligiösem Sinn.

Bereits in der ersten Sitzung unter ihm berührten die Raschheit, mit der er sich auch in verwickelten Sachen orientierte, die Bestimmtheit seines Urteils,

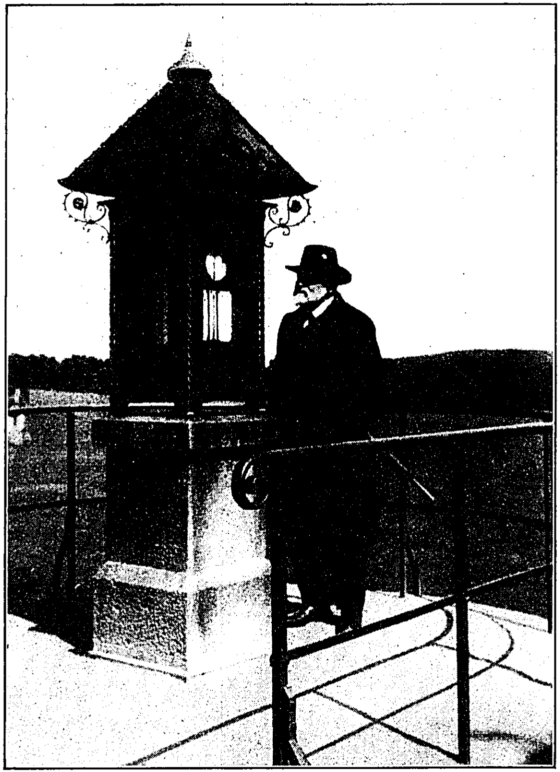


Bei der Arbeit

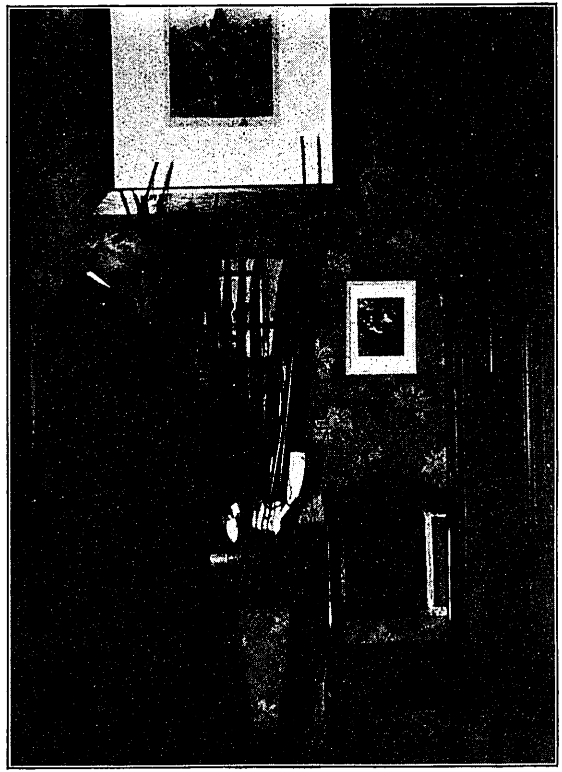
Skizze von
Hedwig Weiß

„Den alten Herrn, ihren Vater, findet man auf hundert Papierschnitzeln, Blättern und Pappen. Manchmal nur ein paar Kohlenstriche, und die ganze Persönlichkeit ist da. Er hält das Manuskript oder das Buch wie eine Beute, die er verzehrt. Er ist gewissermaßen drum herum gewachsen."

(Beate Bonus in der „Christlichen Welt")



Am Wetterhäuschen in Oberhof



Die treuen Arbeitsgefährten

die doch ein Eingehen auf alles Gesagte nicht ausschloß, sowie seine Liebe zur Kirche geradezu wohltuend.

Am Stillen Sonnabend war das ganze Ministerium auf dem Bahnhof Friedrichstraße, alle Frauen und Töchter mit Blumensträußen beladen, um Goßler, der als Oberpräsident nach West-, nicht, wie er so sehr gewünscht, nach seiner Heimat Ostpreußen ging, noch einmal die Hand zu drücken. Mir war das Herz schwer, und auf Schleichwegen entrann ich den zahllosen Bekannten, um einsam nach Hause zu gehen. — Daß ich sein Vertrauen besessen, zeigte die Harnackaffäre. Wie würde es unter dem neuen Minister werden?

Trauerjahre

Eine schwere Sorge bedrückte uns im Sommer 91. Meine Schwester Hannchen lag in Neuchâtel schwer krank, und täglich wuchs in ihr die Sehnsucht nach der Heimat. Sie scheute keine Mühe, kein Opfer, und so durften auch wir nicht abreden und zögern, sondern schickten Hedwig mit einer Diakonissin zu ihr, damit sie sie im Krankenabteil bis Königsberg begleiteten. Dieser Transport war, trotz eines kurzen Erholungsaufenthaltes in Berlin, wirklich keine Kleinigkeit, und wir atmeten auf, als ein Telegramm die Ankunft meldete und wir Hannchen im Behrschen Hause geborgen wußten.

Nun konnten wir doch sorgenloser für unsere Erholungsreise rüsten. Es kamen Gretchen Scheffer und Markus, die mit uns nach Zinnowitz wollten, es kam Gulli mit Albrecht und Hans, der freilich zur militärischen Übung nach Potsdam mußte und nur tageweise herüberkommen konnte; zu ihrer Unterstützung hatte sich ihnen Gertrud Voigt angeschlossen, die Tochter des Göttinger Physikers, mit dessen Familie die beiden durch musikalische Interessen eng verbunden waren. Am Landungssteg erwarteten uns bereits Gustav Diestel und Kühl, so war unser Kreis vollständig.

Ich kann das Wonnegefühl schwer beschreiben, mit dem ich am Sonntagmorgen beim Kaffee saß, der mir längst so vertrauten, köstlichen Erholungszeit entgegensehend. Da kam die telegraphische Nachricht vom Tode meiner Schwester. Wenig über acht Tage war es ihr vergönnt gewesen, die so heiß ersehnte Heimat zu genießen, und in den Armen ihrer geliebten Cousine Marie war sie entschlafen. — So lieb mir Hannchen gewesen, der Gedanke, sofort wieder zu der weiten Reise aufzubrechen, wurde mir schwer, schwerer noch der Aufenthalt in der Vaterstadt, wo jeder Schritt an solche erinnerte, die ich einst lieb gehabt und die nun schon lange schlummerten.

Kaum hatte ich mich danach wieder etwas in das heitere Zinnowitzer Leben eingewöhnt, so kam eine neue Trauerkunde: mein Freund Voigt war gestorben. Wieder ging ein guter Teil meiner schönsten Jugenderinnerungen zu Grabe...

Und kaum ein halbes Jahr danach erlag Freund Möller seinem Leiden ...

Hedwig ging für den Winter nach München, um wieder einmal tüchtig ins Malen hineinzukommen, und da sie nach ihrer Rückkehr doch ein Atelier auswärts suchen mußte, beschlossen wir, unser enges licht- und luftloses Schlafstübchen nach dem Hof hinaus, mit dem wir uns 24 Jahre lang begnügt hatten, gegen ihre schöne zweifenstrige Stube mit Blick auf das freundliche, hinter dem Hause gelegene Gärtchen zu vertauschen. Maler und Tapezierer, Mama und Käthe wetteiferten in der Ausstattung dieses neuen Paradieses, in dem wir am 26. September zum ersten Male unsere müden Häupter zur Ruhe legen konnten. „Mir ist, als ob ich im Hotel logiere", schrieb ich ins Tagebuch, und fand es „einfach zauberhaft"; Hermine lebte ordentlich auf in der neuen Schlafstube, in der sie sich auch ein Nähplätzchen zurechtgemacht hatte. Ach, wir ahnten ja nicht, wie kurz die Freude daran sein werde.

Auch ein neues Nebenamt erwartete mich bei meiner Rückkehr, weniger freudig begrüßt allerdings: der Oberkirchenrat bat mich, wieder in die Prüfungskommission für die Kandidatenexamina einzutreten. Ich habe in den folgenden neun Jahren an 226 Examinibus teilgenommen.

Der Winter brachte mich ein gutes Stück in meiner Arbeit vorwärts, ich vollendete meinen Johanneskommentar. Die Neubearbeitung des Meyerschen Lukaskommentars konnte ich freilich nebenher nicht leisten und mußte sie meinem Sohn Hans übertragen; durch seine formell und materiell sehr verschiedenartige Bearbeitung hat der Band leider etwas Buntscheckiges erhalten. Hans' Erstlingsschrift: „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes", interessierte mich sehr, enthielt sie doch manch neuen und fruchtbaren Gedanken. Im übrigen trennten sich aber theologisch unsere Wege mehr und mehr, weswegen wir wissenschaftliche Gespräche nach Möglichkeit vermieden.

Käthe hatte den Sommer über in der Kinderheilanstalt Duhnen an der Elbmündung als Helferin gearbeitet und kehrte sichtlich erfrischt zurück. Der Aufenthalt hatte ihr auch ein Geschenk fürs Leben gebracht: die Freundschaft mit Elisabeth Neelsen, einer Tochter des mir durch das Kieler Amtsexamen wohlbekannten Propst Neelsen, einer jungen Malerin, die fortan — mit dem Namen Lite — ganz zur Familie zählte und noch heute zählt. —

Mama, die mit zunehmendem Alter immer kränklicher und unverträglicher wurde, so daß niemand bei ihr bleiben mochte, hatte sich in eine völlig unmotivierte Verbitterung gegen mich hineingeredet, weil ich mich angeblich zu wenig meiner Familie widmete. Durch einen langen Besuch hier wurde sie so völlig davon geheilt, daß sie künftig ein in unserem Hause freigewordenes Zimmer beziehen wollte. Offenbar war dies gesellschaftlich bewegte und abwechslungsreiche Leben doch mehr ihr Element, als das stille Wernigeröder. Auch waren ja die Kinder jetzt erwachsen und boten weniger Anlaß

zu Differenzen. Es sollte zwar nicht mehr zu dieser Übersiedlung kommen, ich war aber doch Gott unsäglich dankbar, daß dieser Schatten aus unserem Leben geschwunden.

Mitten in unserem häuslichen Idyll traf mich die Nachricht, daß ein Volksschulgesetzentwurf, den Zedlitz eingebracht, auf allgemeinen Widerspruch hin zurückgezogen und der Minister entlassen sei. In seiner Militäruniform nahm der Graf von dem Ministerium Abschied. Es war tiefbeweglich, wie er ganz offen davon sprach, wie lieb ihm seine amtliche Tätigkeit geworden, und wie er stets das Beste gewollt, sich aber verrechnet habe.

Den neuen Minister Bosse kannte ich ja schon durch seine Mitarbeit in der Inneren Mission und versprach mir das Beste von ihm. Leider haben sich diese Hoffnungen nicht erfüllt; die sieben Jahre, die ich noch unter ihm amtierte, sind meine schwersten im Ministerium gewesen.

Gleich das Sommersemester wurde mir durch eine Berufungsangelegenheit getrübt. Heinrici war nach Leipzig berufen, und wir wollten die Gelegenheit benutzen, um Kühl in das Marburger Ordinariat zu bringen. Für ihn war es zwar ein Opfer, da er sich in Breslau mit seinen Nebeneinnahmen weit besser stand, aber er wollte das Opfer für seine Karriere bringen. Dagegen protestierte die Marburger Fakultät energisch gegen seine Berufung. Der Hauptgrund war wohl, daß er meine allgemein verworfene und doch noch heute von mir festgehaltene Ansicht über den ersten Petrusbrief in seinem Kommentar vertreten hatte, und man ihn deshalb für einen urteilslosen Nachbeter meiner Ansichten hielt, was er durchaus nicht war. Das Ministerium konnte sich an den Protest natürlich nicht kehren und ernannte Kühl, worauf die Fakultät aufs neue eine Beschwerdeschrift einreichte, die erst recht ignoriert wurde. – Ich schrieb an meine Marburger Bekannten, um Kühl eine freundliche Aufnahme zu sichern – man war trotzdem zunächst unfreundlich, bis man sich allmählich beruhigte.

Verhängnisvoller war ein anderer Fall. Vier Jahre war nun Harnack in Berlin und hatte keinerlei Anstoß gegeben; da wollte es sein Unstern, daß einige seiner Schüler ihn fragten, wie sie sich verhalten sollten, wenn sie nicht mit allen Sätzen des Apostolikums einverstanden seien. In seiner impulsiven Weise hatte Harnack sofort im Kolleg, in das es allerdings nicht gehörte, ausführlich seine Ansichten ausgesprochen und, da sie mißverständlich weiter getragen wurden, die Vorlesung in der „Christlichen Welt" veröffentlicht.

Nichts konnte der kirchlichen Rechten erwünschter kommen. Unter der Fahne eines erbitterten Kampfes um das Apostolikum wurde die ganze Harnackfrage wieder aufgerollt und gegen ihn wie die ganze Ritschlsche Schule und ihre angeblichen Begünstiger Sturm geläutet. Das gab viel Verhandlungen. Der Minister nahm jedoch von jeder Disziplinierung Harnacks Abstand, beabsichtigte nur, neben ihn einen anerkannt positiven Theologen

seines Faches zu berufen. – Man schlug Schlatter vor. Da er aber eigentlich Exeget war, erschien seine Berufung nicht – wie beabsichtigt – als eine Ergänzung von Harnack, sondern von mir. Ich setzte das dem Minister auseinander, man entschied sich trotzdem für Schlatter; worauf ich Bosse bat, mich wenigstens der Verantwortung dafür zu entheben und zu entlassen. Ohnehin hatten sich durch die Harnackaffäre die Angriffe der kirchlichen Rechten hauptsächlich auf mich gerichtet und mich, durch aus meinen Büchern ausgegrabene Ansichten, als Ketzer denunziert. Der Minister lehnte jedoch in der liebenswürdigsten Weise mein Entlassungsgesuch ab, und alle Beteiligten drangen so in mich, daß ich töricht genug war, nachzugeben.

Der erste Besuch Schlatters zeigte mir freilich, wie recht ich mit meinen Befürchtungen gehabt hatte.

Auch das Präsidium des Zentralausschusses hätte ich wegen meiner Überlastung gern abgegeben; doch als ich Bosse sagte, ich fühle meine Kräfte für solch eine Stellung nicht mehr ausreichend, erwiderte er fast wehmütig: „Glauben Sie denn, daß ich meine Kraft den Aufgaben des Ministeriums für genügend halte? Aber mein König hat es befohlen, und ich gehorche. Bleiben Sie ruhig auf Ihrem Posten, auf den Sie Gott gestellt hat."

Mit schweren Winterwochen begann das Jahr 93. Mama hatte kurz nacheinander zwei Schlaganfälle gehabt, und nun lag auf uns die schwere Sorge, ihr ein Unterkommen zu verschaffen, wo sie ausreichende ärztliche Pflege haben konnte. Endlich fanden wir im Norden Berlins, fast eine Meile von uns, das Elisabethsiechenhaus, wo sie in einem nach dem Garten hinausgehenden Stübchen mit ihren liebsten Möbeln und Bildern es sich ganz behaglich machen konnte. Sie hatte zwar viel zu klagen, tröstete sich aber mit dem Gedanken, sobald sie vollständig genesen, in unser Haus überzusiedeln. Ich wußte ja nur zu gut, wie eitel solche Hoffnungen waren.

Auch Hermine litt wieder sehr. War sie nicht bettlägerig, so saß sie Abend für Abend in ihrem Ofeneckchen, das sie sich so traulich zurechtgemacht, und ich las ihr vor; war sie auch zum Zuhören zu apathisch, so griffen wir zu Domino und Triktrak. – Nur einmal, in der Hoffnung auf den Besuch von Gulli mit den Kindern, der für die Osterzeit versprochen war, lebte sie sichtlich auf und bereitete mit rührender Fürsorge den beiden Enkeln die Stätte. Auch Markus war zum Feste gekommen, Hans war wieder zur Offiziersübung in Potsdam, so konnten wir am Gründonnerstag noch einmal alle zusammen bei Dryander das Abendmahl nehmen.

Am 8. April legte sich Hermine, um nicht wieder aufzustehen. Auch ich fühlte mich von den Sorgen und der vielen Arbeit des Winters so angegriffen und müde, daß es mir unmöglich schien, ohne jede Erholung in das neue Semester zu gehen. Als ich von Arnim, unseren Hausarzt, fragte, ob ich auch wegen Hermine ohne Sorgen reisen dürfe, erwiderte er lächelnd: „Das

haben Sie nun doch schon oft genug erlebt, wie es bei Ihrer lieben Frau wechselt. Wenn Sie zurückkehren, ist sie gewiß wieder ganz frisch."

Vier schöne, ruhige Tage verlebte ich in Wernigerode, zu denen auch Mars aus Duderstadt, wo er als Referendar am Amtsgericht arbeitete, herüberkam. Ich hatte mich mit meinem Jüngsten in letzter Zeit persönlich und brieflich so eingelebt, daß mir beim Abschied unsäglich wehmütig ums Herz war. Immer wieder beugte ich mich aus dem Fenster, um dem mir Nachschauenden noch einmal zuwinken zu können. Markus hat mir später erzählt, daß es ihm genau so gegangen sei. Es war wie eine Ahnung, die auf uns beiden lag; aber nicht, als ob wir uns nicht mehr wiedersehen sollten. Ach, nur zu bald kam das Wiedersehen, doch unter welchen Umständen?!

Hermine fand ich noch kränker. Teilnahmslos und schweigend hörte sie zu, was ich aus dem heißgeliebten Schwesternhause berichtete. Die Nächte wurden immer unruhiger. Hätte ich nur mehr Zeit gehabt, mich um ihre Pflege zu kümmern.

So brach der 21. April an, ein Freitag, der mir nun mein Leben lang ein schwerer Trauertag bleiben wird. – Die Nacht war sehr schlecht gewesen, ich fand meine Munni am Morgen sehr schwach und verändert. Sofort holte ich Arnim; er verordnete Morphiumeinspritzungen. Ich wußte nicht, daß dies das letzte Mittel war, mit dem man nur den Todeskampf abschwächt, daher fragte ich voll neuer Hoffnung, ob ich zur Universität gehen könne. „Ich würde es nicht tun" war seine Antwort. Ich ahnte noch immer nichts. – Noch weiß ich die Stelle im Philipperbrief, an der ich arbeitete, als eine der Töchter hereinstürzte und mich bat, sofort zur Mutter zu kommen. Ich fand sie in den Armen der beiden anderen, die sie aufgerichtet hatten, um ihr etwas einzuflößen, zurückgesunken – tot. – Sie drückten ihr die Augen zu.

Ich saß an ihrem Bett, hoffnungslos, tränenlos. – Als ich die Feder wieder aufnahm, um den Satz zu vollenden, war eine Welt von Glück inzwischen versunken, die nie mehr wiederkehren konnte. – Was mich aber zunächst bedrückte, war weniger der Verlust, als die einzelnen Umstände des Todes, die mich wie mit stillem Vorwurf ansahen. Warum war ich so ahnungslos diesem Tage entgegengegangen? Warum hatte ich nicht jede Stunde genutzt, um noch bei ihr zu sein? Seit meiner Rückkehr aus Wernigerode hatte ich ja kaum ein eingehendes Wort mit ihr gesprochen. Wie zermarterte mich der Gedanke, ob sie viel in den letzten Tagen gelitten, ob ich ihr nicht ein Wort des Trostes, ein Wort der Vorbereitung auf ihren Tod hätte sagen können.

Da lagen sie auf ihrem Nachttischchen, ihre Bücher, mit denen sie sich so gerne umgab, die Bibel, das Gesangbuch, ihr Goßner. Hatte sie sie in den letzten Tagen noch benutzt, noch benutzen können? Warum hatte ich nie daran gedacht, ihr daraus vorzulesen, es ihr wenigstens anzubieten? Hatte sie es vielleicht vergeblich erwartet? – Einmal hatte ich an ihrem Krankenlager gesessen und sie gestreichelt wie sonst, da hatte sie die Augen

aufgeschlagen und mich stumm angesehen. Wenn ich jetzt an diesen Blick zurückdenke, mir ist, als habe schon der Abglanz einer höheren Welt darin gelegen. – Doch zuletzt mußte ich mir sagen, Gott hatte es gut mit mir gemeint; ich weiß nicht, ob ich imstande gewesen wäre, Abschied zu nehmen, ohne ihr durch meinen Jammer das Sterben noch zu erschweren.

Am Nachmittag trieb es mich zu Dryander. Mit stockender Stimme erzählte ich das Geschehene, dann fiel ich ihm um den Hals, an dem ich die ersten erleichternden Tränen fand. Zu Hause fand ich Oldenberg, der am besten wußte, was ich verloren. – Dann kamen Johannes, Markus, Clara Scheffer.

Ehe der Sarg geschlossen ward, vereinigten wir uns noch einmal alle um ihn. Wir sangen ein Sterbelied, und ich sprach ein Gebet. Ich dankte Gott für alles, was er jedem einzelnen von uns in der Entschlafenen geschenkt hatte, und bat nur um das Eine, daß von diesem gottseligen Liebesleben ein Segen zurückbleibe auf einem jeden von uns.

Ein Gedanke quälte uns noch. Die Krankenschwester des Siechenhauses hatte dringend gewarnt, Mama von dem Tode der Tochter etwas zu sagen; wir aber konnten uns nicht entschließen, den letzten Gang mit Hermine anzutreten, ohne die Mutter davon in Kenntnis zu setzen. Johannes ging zu ihr, doch sie nahm die Nachricht viel ruhiger auf als wir erwartet hatten. Sie dankte Gott, daß er Hermine vor längerem Leiden bewahrt habe und sie bald mit ihr wieder vereinigt sein werde. Ihre Tränen flossen, aber als Gulli und Albrecht, die vor der Tür gewartet hatten, hereintraten, versiegten sie bald über der Freude an dem Urenkelkinde.

Wir gingen zum Grabe. Ich wußte ja, daß niemand Hermine gekannt hatte, ohne sie liebzugewinnen; allein solch eine Fülle von Liebe und Verehrung wie nun kund ward, hätte ich doch nicht geahnt.

Dryander sprach in der Halle des neuen Zwölfapostelfriedhofs über Matth. 5, 8. Er gab ein köstlich lebens- und liebevolles Bild der Entschlafenen und sprach Worte des Trostes und der Erhebung, wie nur er sie sprechen konnte. Leider ist er bei seiner Arbeitsüberlastung nicht dazu gekommen, diese Rede aufzuschreiben – sie wäre mir ein Schatz fürs Leben geworden.

Als ich zu Hause wieder einsam vor meinem Schreibtisch saß, überkam mich ein Gefühl davon, was es heiße, ein Alter vor mir zu haben, in dem keine zärtliche Hand mehr die Sorgen mir von der Stirne strich. Meine lieben Töchter, die Gott mir aus Gnaden gelassen, wußten ihre Liebe so wenig, wie es mein Vater gewußt, durch Zärtlichkeiten zu beweisen. Ich legte das Haupt in die Hände und weinte bitterlich. Da trat Markus herein und streichelte mich, bis ich ruhig wurde.

Die „Erinnerungen"

Es war in den Weihnachtstagen 93 – ich war aus den alten, lieben Räumen, denen nun doch die Seele fehlte, ins Kinderhaus nach Göttingen geflüchtet –, als die Meinen mich baten, meine Erinnerungen niederzuschreiben, da sie so wenig von meiner Jugend und meinem früheren Leben mit Hermine wüßten. Ich lehnte ab, weil ich kein ausreichendes Material zu besitzen fürchtete. Allein der Gedanke hatte doch in mir gezündet, und, kaum zurückgekehrt, begann ich in meinen alten Papieren zu suchen, wobei sich freilich überreiche Erinnerungsschätze fanden.

Sofort begann ich mit der Arbeit, in der ich endlich ein Mittel gefunden hatte, das mir über trübe Gedanken hinweghalf. Ich beschloß wohl, nur am Sonntag daran zu arbeiten, da mir das Gedächtnis des reichen Segens, den Gott über mein Jugendleben ausgebreitet, oft wirklich ein Gottesdienst war, aber es dauerte lange, bis ich mich an diese Karenz gewöhnte. Verfolgten mich doch die nach Gestaltung ringenden Erinnerungen bis in meine Träume. Oft mußte ich einfach schreiben.

Auch sonst half mir etliches, mein Leben trotz des großen, unwiederbringlichen Verlustes als ein reiches und gesegnetes anzusehen. – Der Morgen des 24. Dezembers hatte mir als seltsames Weihnachtsgeschenk das Patent des Wirklichen Oberkonsistorialrats mit dem Range eines Rates erster Klasse gebracht. Sah mich auch dieser Titel wehmütig an, da ich wußte, daß er nur eine Bezahlung für mein Verbleiben im Amte nach der Kränkung durch die Berufung Schlatters war, so wurde ich doch jetzt regelmäßig zur Cour am Neujahrs- und Geburtstage des Kaisers eingeladen und mußte an der großen Defiliercour im Rittersaal teilnehmen. Ich durfte mir dazu einen samtenen Talar nach Art des Dekanatstalars machen lassen, der sich zwischen all den goldstrotzenden Uniformen doch recht eigenartig ausnahm. Bis in meine 80er Jahre hinein habe ich nie gefehlt. In der Kapelle predigte meist Dryander, der, neben allem, was Ort und Zeit erforderte und wofür er stets das rechte Wort fand, so schlicht und erbaulich sprach, als wäre es ein gewöhnlicher Sonntagsgottesdienst. – Auch war es mir immer eine Freude, den zu beiden Seiten des verdeckten Thrones im weißen Saale stehenden Majestäten meinen Diener zu machen, obwohl ich stets froh war, wenn es ohne Unfall auf dem spiegelglatten Parkett vorübergegangen.

In diese Zeit fiel auch eine persönliche Audienz bei der Kaiserin. Unter dem Titel „Vom irdischen Gut" hatte ich, hauptsächlich zur Begrüßung des Dortmunder Kongresses 93, vier meiner Ansprachen über Lukas 12 drucken lassen und bei Mirbach angefragt, ob ich sie wohl der Kaiserin übersenden dürfe. Als Antwort erhielt ich ein Telegramm, das mich nach Potsdam befahl, um sie persönlich zu überreichen. – Von der Wildparkstation brachte

mich ein kaiserlicher Hofwagen zum Neuen Palais, wo mich Mirbach empfing. Die Audienz dauerte eine Viertelstunde. Diesmal fehlte es mir nicht an Stoff. Hedwig hatte nämlich für das Paul Gerhardt-Stift, das unter dem Protektorat der Kaiserin stand, große Wandbilder zu malen, und war während ihrer Arbeit unerwartet der Hohen Frau vorgestellt worden. Die Kaiserin hatte nicht geahnt, daß die Malerin meine Tochter sei und sprach sich sehr lobend über ihre Arbeit aus.

Mit großer Freude ging ich alljährlich an Kaisers Geburtstag durch die festlich illuminierten Straßen zum Opernhause, um der Festvorstellung beizuwohnen. Das reich mit Laubgewinden geschmückte Haus, dessen Parkett von glänzenden Uniformen, dessen Logen von Damen in Balltoilette strahlten, und in dem der Hof mit seinen fürstlichen Gästen erschien, machte stets wieder einen imposanten Eindruck.

Freilich brachte das Jahr 94 auch dunkle Stunden. Seit Hermines Tode hatte ich es mir zur Regel gemacht, einmal wöchentlich nach dem Kolleg gleich in der Stadt zu essen und dann die Reise zum Elisabethsiechenhaus anzutreten. Meist hatte ich Mama körperlich sehr hinfällig und geistig verworren gefunden, dabei aber lieb und zärtlich. – Am 10. Februar war sie gestorben.

Daß ich am Tage nach dem Begräbnis eine Dienstreise nach Wien antreten mußte, nahm ich als eine gütige Fügung Gottes, der mir über alles, was bei diesem Tode wieder wach und wund geworden, hinweghelfen wollte.

Solche Prachtbauten wie in Wien hatte ich wohl noch nicht gesehen. Zunächst das Universitätsgebäude mit seinen kolossalen Dimensionen, seinen Marmortreppen und Balustraden, in dem freilich damals die evangelisch-theologische Fakultät noch keine Aufnahme gefunden hatte. Sie mußte sich drei Treppen hoch mit drei elenden Auditorien nebst dürftiger Bibliothek und gleichartigem Sprechzimmer behelfen.

Neben der Universität, an der zweiten Seite des Platzes, steht das Rathaus, das mit seinem herrlichen schlanken Turm eines der schönsten Bauwerke ist, die ich kenne, gegenüber das prachtvolle neue Hofburgtheater und an der vierten Seite des großen Platzes, mit dem der Berliner Opernplatz gar nicht zu vergleichen ist, das Reichstagsgebäude, das mich mit seiner Vorhalle im reinsten griechischen Stil entzückte.

Auf dem Ministerium hatte ich mit dem Sektionschef Dr. von Haimerle zu verhandeln, dann hörte ich Kollegs bei Lösche, Lotz, Frank und Böhl, wonach ich mit Lotz eine Droschke nahm (hier ein kleines Coupé, von drei Seiten mit Glasfenstern umgeben, so daß man wie im Freien sitzt), um durch die neuen Teile der Hofburg, an dem riesengroßen Opernhause vorbei zum Stephansdom zu fahren. Ein Nachmittag in einem der unzähligen eleganten Wiener Cafés und ein Abend in dem bezaubernden Hofburgtheater beschlossen die Reise.

In den Pfingstferien mußte ich zum Evangelisch-sozialen Kongreß nach Frankfurt am Main. Eigentlich sehnte ich mich ja für diese Tage mehr nach

Waldesgrün als nach der Großstadt, da verhalf mir der Bädeker zu einem Kompromiß: ich mietete mich in Kronberg ein, das durch acht tägliche Züge mit Frankfurt verbunden war, und konnte so in den freien Stunden, gemeinsam mit Hans und Gulli, die auch gekommen waren, die Taunusberge genießen und die etwas hitzigen Kongreßverhandlungen vergessen.

Anfang Juni reiste ich bereits wieder zum Jahresfest der südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission nach Karlsruhe. Herr von Göhler begrüßte mich in der Abendversammlung als „unser aller Vater", was mich nach all den vielen Anfeindungen der letzten Zeit besonders freute. Den Glanzpunkt dieser Konferenz bildete ein überaus fesselnder Vortrag Naumanns über die soziale Bedeutung des christlichen Vereinswesens, der mich aber doch veranlaßte, den abweichenden Standpunkt des Zentralausschusses darzulegen. In der Erwiderung behauptete Naumann zwar, es bestehe gar keine Differenz zwischen uns, doch die Zukunft hat gelehrt, daß ich den Punkt getroffen, wo unsere Wege auseinander gingen.

Überhaupt forderte der Zentralausschuß wieder viel Zeit von mir. Mein lieber Freund Oldenberg fühlte doch nun selbst, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche, und bat um Pensionierung. Mir lag alles daran, ihm eine Anerkennung seiner Leistungen zu verschaffen, und, nachdem ich auf dem Ministerium dafür gesorgt, sondierte ich einmal vorsichtig Harnack, ob er wohl für eine Doktorierung Oldenbergs zu haben sei. Er unterbrach mich lächelnd: „Sie wollen mich wohl persuadieren, Oldenberg zu promovieren; das tue ich von Herzen gern. Seine Biographie Wicherns ist eine der besten Biographien, die wir haben." Wie leid tat es mir jetzt, daß ich ihm nicht schon zu seinem 70. Geburtstag die Freude gemacht hatte. Nun war es zufällig der Todestag seiner ersten Frau, als Harnack und ich ihm das Diplom überreichten, und er war sehr wehmütig gestimmt. Auch hat er die Ehre nicht lange genossen, wenige Tage darauf legte er sich und ist meines Wissens nicht wieder aufgestanden. – Am Silvestermorgen erhielt ich in Göttingen ein Telegramm, das den Tod meines ältesten Freundes meldete; so war die Ausarbeitung seiner Grabrede meine erste Arbeit im Jahre 95. Ich hatte als Text Matth. 25, 21 gewählt, und auf einmal stand mir das Bild seines Lebens so klar vor Augen, daß ich die Rede in einem Zuge niederschreiben konnte. Dieser hochbegabte Mann, von dem Hertz so oft gesagt, er könne ein berühmter Schriftsteller werden, hatte sein Leben in dem Kleindienst des Zentralausschusses verzehrt. Die Innere Mission war seine erste Liebe, und er ist ihr treu geblieben bis ans Ende. Mir ist er nicht nur der mich durch das ganze Leben unter immer wechselnden Formen begleitende Jugendfreund, sondern mein Führer zur Inneren Mission gewesen.

Der Rücktritt vom Präsidium

Endlich sollte mir eine Berufungsangelegenheit im Ministerium wieder einmal Freude machen. Es gelang mir, Kühl, der nach seiner ganzen Eigenart mehr für den Osten geeignet schien, in die Grau'sche Königsberger Neutestamentliche Professur zu bringen, und er nahm den Ruf an, obgleich die Marburger Kollegen, die einst so heftig gegen ihn protestiert, ihn dringend baten, abzulehnen. Da meldete sich plötzlich Hans bei uns an, weil er von Althoff aufs Ministerium zitiert war, um mit ihm wegen des Marburger Ordinariats zu verhandeln und sich Weyrauch vorzustellen.

Zu meiner großen Freude wurde er wirklich berufen, obgleich die Fakultät auch gegen ihn zunächst Bedenken hatte. – Die Göttinger Fakultät hat ihm zum Abschied den Doctor Theol. geschenkt; ich konnte mich dessen um so rückhaltloser freuen, als auch die Breslauer sich endlich entschlossen hatte, Kühl zu promovieren.

Vor der Übersiedelung nach Marburg taufte ich noch in Göttingen meine erste Enkelin auf den Namen ihrer Großmutter, Hermine. Ich konnte nicht umhin, in meiner Taufrede das Bild der Unvergeßlichen zu zeichnen, dessen Nachbildung ich dem Täufling wünschte. Baudissin stand Pate und mag sich wohl manchmal gewundert haben über meinen zärtlichen Verkehr mit Trudchen Voigt. Bei dem letzten gemeinsamen Zinnowitzer Aufenthalt waren wir uns aber so nahe gekommen, daß beim Abschied ein Kuß unser Verhältnis als Onkel und Nichte besiegelte. Bei meinen häufigen Spaziergängen mit ihr im Garten heftete sich immer Markus an unsere Fersen; ich war aber so versunken in die Freude an dem neuen „Nichtchen", daß ich nichts merkte.

Von Göttingen mußte ich zum Evangelisch-sozialen Kongreß nach Erfurt, der dadurch interessant wurde, daß man zum ersten Male das Referat einer Frau übertragen hatte. Frau Gnauck-Kühne hielt einen anderthalbstündigen Vortrag so schlicht und klar, ohne jede Affektiertheit, daß der überfüllte Saal, der lautlos lauschte, mit rauschendem Beifall sie belohnte. Selbst Stöcker als Korreferent schien nur matt gegen sie.

Kaum zurückgekehrt beschäftigten mich die Vorbereitungen für den Posener Kongreß, dem ich mit großer Sorge entgegensah. Es war in jenen Tagen der sogenannte „Scheiterhaufenbrief" Stöckers veröffentlicht, durch den er im Kaiser Mißtrauen gegen Bismarck zu säen versucht haben sollte, und Stöcker wurde deswegen, wohl nicht ganz mit Unrecht, von der Presse heftig angegriffen. Nun lautete das Thema des ersten Tages „Der Christ im öffentlichen Leben", und es war vorauszusehen, daß Stöcker die Diskussion benutzen würde, um sein politisches Verhalten zu rechtfertigen. Da der Zentralausschuß sein Mitglied nicht wohl desavouieren konnte, wäre er dadurch mitten in das Gezänke über die Tagesfrage hineingezerrt worden.

Nach Rücksprache mit Meyeren und Lohmann legte ich Stöcker schriftlich in der freundschaftlichsten Form unsere Situation klar und bat ihn, vom Kongreß fernzubleiben, oder sich an der Diskussion des ersten Themas nicht zu beteiligen. Er antwortete brüsk, daß er bereit sei, aus dem Zentralausschuß auszutreten, als Mitglied aber sich den Mund nicht verbieten lasse. Nun brauchten mir Droß und Fritsch, der Nachfolger Oldenbergs, nicht erst nahezulegen, wie bedenklich es sei, mit Stöcker zu brechen; ich wußte aus den Jahresversammlungen nur zu gut, wie begeistert man in der Provinz, wo man nur die Stöcker-freundlichen Zeitungen las, an ihm hing.

Schweren Herzens reiste ich nach Posen; kaum hörte ich etwas von Hesekiels Eröffnungspredigt, so sehr waren meine Gedanken erfüllt von Sorgen und Flehen um Hilfe. Und Gott half, aber, wie er pflegt, in der denkbar schlichtesten Weise. Der Referent, Professor Sohm aus Leipzig, hatte das Thema mißverstanden und sprach ausschließlich von der Stellung der Inneren Mission zur sozialen Frage, obwohl beschlossen war, dies Thema nicht vor den Kongreß zu bringen, sondern erst in der Deputiertenversammlung vorzubereiten. Dadurch war aber der Diskussion jede gefahrdrohende Spitze abgebrochen, und als Stöcker, wie immer von rauschendem Beifall empfangen, sprach, konnte man ihm fast in jedem Worte zustimmen. So konnte ich dankerfüllten Herzens an dem weiteren Verlauf des Kongresses teilnehmen, der so besucht war, daß, während Dryander und Stöcker gleichzeitig in zwei Kirchen predigten, von Nathusius aus Greifswald noch vor der Kirche Stöckers zu den Hunderten, die keinen Platz mehr bekommen, sprechen mußte.

Trotzdem war meine Stimmung etwas wehmütig, denn meine Gesundheit war so wenig leistungsfähig, daß mir Arnim eigentlich die Leitung dieses Kongresses verbieten wollte. Davon konnte natürlich keine Rede sein, doch fühlte ich selbst, daß dies mein letzter Kongreß sein müsse, denn mit ihm war auch meine Kraft zu Ende.

Eher jedoch als ich erwartet, sollte die Katastrophe eintreten, die mich zum Rücktritt zwang. – Am 14. Januar 96 fand in einer ungewöhnlich zahlreich besuchten Sitzung des Zentralausschusses die Diskussion über das Verhältnis der Inneren Mission zur sozialen Frage statt. Stöcker und Kahlenbeck hatten Thesen gestellt, und, da die ihren mir nicht genügten, ich ebenfalls. Ich zweifelte nicht, daß von Meyeren, dessen Antipathie gegen Stöcker noch eben die Verhandlungen vor dem Posener Kongreß gezeigt hatten, mir sekundieren würde; allein der etwas unberechenbare Mann, der mich sonst in meiner Präsidialtätigkeit so treu unterstützt hatte, kritisierte meine Thesen als völlig verfehlt. Ich habe damit nur dem Evangelischen Oberkirchenrat sekundieren wollen, über dessen Erlaß in der sozialen Frage er all seine Galle

ergoß, obwohl ich von demselben, als ich meine Thesen konzipierte, noch keine Ahnung hatte. – Alles schwieg, keiner wollte mit dem Erregten anbinden; dann wurde auf seinen Antrag beschlossen, Stöcker mit der Abfassung neuer Thesen zu beauftragen. Zum Glück blieb ich äußerlich ruhig, verteidigte kurz meine Thesen und sorgte dafür, daß die Sache zu einem Abschluß kam. Aber in der Nacht darauf tat ich kein Auge zu.

Am anderen Morgen kam Arnim und erklärte, er könne nicht zugeben, daß ich noch länger Präsident bleibe, er habe gesehen, wie ich bei von Meyerens Rede kreidebleich geworden sei. Das entsprach meinem in den schlaflosen Stunden gefaßten Entschluß. Schmerzlich war mir nur, daß mein Rücktritt nach dieser Katastrophe geschehen mußte.

In meinem diesbezüglichen Brief an Meyeren betonte ich als Hauptgrund meinen Gesundheitszustand, verbarg jedoch nicht, daß die letzte Sitzung gezeigt habe, daß zwischen der Mehrheit und mir nicht mehr die Übereinstimmung bestehe, die ich zur Leitung bedürfe.

Zum ersten Male fehlte ich nun in der nächsten Sitzung, in der ein Schreiben beschlossen wurde, daß mich bat, die hervorgetretenen Differenzen nicht zu überschätzen und meinen offiziellen Rücktritt aufzuschieben, bis ein neuer Präsident gewählt sei. Es gingen nämlich schon Gerüchte um, daß Stöcker und sein Anhang mich gestürzt hätten. – Endlich konnte ich aber doch offiziell mein Amt an Gäbel, den Präsidenten des Reichsversicherungsamtes, weitergeben; dafür wurde ich Vizepräsident.

Da ich nun als Präsident des Zentralausschusses Mitglied des Engeren Ausschusses des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins war, es also nach meinem Rücktritt nicht mehr blieb, jedoch wohl wußte, daß man mich als Mitglied kooptieren werde, schrieb ich an Levetzow und bat, davon abzusehen. In einem sehr herzlichen Schreiben sprach er sein Bedauern darüber aus, und wenige Tage später erschien noch Mirbach, um mir als Dank der Kaiserin ein kostbares Porzellan-Schreibzeug zu überreichen, für das ich gerade in diesen Tagen eine gute Verwendung hatte.

Als Freudenblick in diesen schweren Jahresanfang fiel nämlich die von mir ganz heimlich erhoffte Verlobung von Markus und Gertrud Voigt, – nun konnte ich meinem jüngsten Schwiegertöchterchen ein Verlobungsgeschenk damit machen.

Auch der Platz in der für ihre Freunde vom Engeren Ausschuß gestifteten Empore über der Kaiserloge in der neuerbauten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, die ein vergoldeter Schlüssel öffnete, blieb mir weiterhin, was mich veranlaßte, häufiger den dortigen Gottesdienst zu besuchen. Köhler gefiel mir durch seine frische, kräftige Art, auch die gedankenreichen und mit großer Leichtigkeit geformten Predigten des eben berufenen Krummacher zogen mich meist an; da sich aber bald die Geistlichen verabredeten, nur 20 Minuten zu predigen, genügte das doch meinen Bedürfnissen nicht.

Daß ich meiner neuen Freiheit nicht zu froh würde, verhinderten meine drei Verleger, die mich gleichzeitig mit Korrekturen überschütteten, Hinrichs mit den paulinischen Briefen, Ruprecht mit dem Hebräerbrief, Hertz mit der Durchsicht der dritten Auflage der Einleitung ins Neue Testament.

Das siebzigste Lebensjahr

Noch einmal sollte ich allen Reichtum meines Lebens spüren, ehe das Greisenalter begann, noch einmal von Anerkennung umgeben sein nach allen Anfeindungen. Das war im Jahre 97. Die erste Freude bestand in dem Kronenorden 2. Klasse, der mir beim Ordensfest verliehen wurde, die zweite brachte mir das Ministerium. Ich durfte drei junge Theologen oder Philologen aussuchen, die Stangen auf seiner nächsten Orientreise begleiten sollten. So konnte ich unseren lieben Tischgast Julius Kurth, der eben mit Glanz seinen Doktor gemacht hatte, dazu vorschlagen. Er hat sich auch durch seine mannigfachen Talente bei der Reisegesellschaft bald beliebt gemacht und nachher für Stangen die Reisebeschreibung mit Illustrationen herausgegeben.

Der 22. März brachte mir mit der Zentenarfeier des Geburtstages des alten Kaisers, zu der ich geladen war, einen festlichen, erhebenden Eindruck. Durch dichte Spaliere von Menschen und die im Festschmuck prangende Umgebung fuhren Käthe und ich am Sonntag morgen, schon eine Stunde vor Anfang, zur Gedächtniskirche, wo wir kaum noch einen Platz erlangen konnten. Alle Kronen brannten, während durch die bunten Glasfenster hell das Sonnenlicht fiel. – Das Programm, bei dem die Geistlichen der Kirche nicht mitgewirkt hatten, zeigte nur zwei Schriftverlesungen und eine kurze Ansprache Fabers, die Gemeinde sang „Wir treten zum Beten", dann wechselten der Domchor oder die Singakademie mit dem Philharmonischen Orchester in ergreifenden Chorälen ab. Besonders das Händelsche „Halleluja" wie sein „Seht, er kommt mit Preis gekrönt" machten einen überwältigenden Eindruck. Die herrliche Orgel begleitete, auch die Echoorgel ließ sich hören.

Als ich am nächsten Morgen zum Festplatz fuhr, war mir wegen des naßkalten Wetters doch recht bange, obwohl ich mich so gut wie möglich verpanzert hatte. Eine halbe Stunde zu früh war ich gekommen und promenierte während der Wartezeit mit Dryander vor dem verhüllten Denkmal Wilhelm I. auf und ab. Dryander sprach sich etwas bedrückt darüber aus, daß er für ein Jahr nach Plön gehen solle, um die beiden ältesten Prinzen auf die Konfirmation vorzubereiten. In einem langen Briefe habe er dem Kaiser alle Schwierigkeiten auseinandergesetzt, doch zur Antwort erhalten: „Halten Sie mich denn für so dumm, daß ich mir das nicht alles selbst gesagt habe?"; dann aber habe der Kaiser ihm die Fürsorge für den künftigen Schirmherrn der evangelischen Kirche so ans Herz gelegt, daß er dem Rufe

folgen müsse. – Als wir darauf unseren Platz auf der durch das Schloß geschützten Tribüne einnahmen, schwand jede Besorgnis wegen meiner Erkältung, denn die von unten heraufströmende Wärme zeigte, daß dort eine Heizung lag.

Und nun kam nach einem Gebet Fabers der erhebende Moment, wo die Hülle von dem großartigen Denkmal fiel, die Truppen ihr Hurra riefen und die ganze Versammlung unter Glockengeläut das „Heil dir im Siegerkranz" anstimmte. Rührend war es, wie dann die Kaiserin als erste zum Denkmal hinaufschritt und ihren Kranz niederlegte. – Der Kaiser hielt hoch zu Roß wie ein Standbild vor der Reitergestalt des Großvaters und ließ eine gute Stunde lang die Garde, bei der auch die beiden ältesten Prinzen standen, vorbeidefilieren.

Dann ging es um 4 Uhr nach dem Kaiserhof, wo unser Ministerium sein Festmahl hatte, und um 7 Uhr zur Festvorstellung im Opernhause, wo ein Stück von Wildenbruch gespielt wurde, das den alten Kaiser verherrlichen sollte, mir aber nicht gefiel.

Es mag etwas gewagt erscheinen, wenn ich nach der Schilderung dieser Feier von meinem 70. Geburtstag erzählen will, für mich lag aber über dem Tag eine ähnliche Stimmung.

Schon am Vorabend überraschten mich die Kinder durch kleine Aufführungen. Zuerst präsentierten sich die beiden Enkel, in riesigen Papp-Panzern steckend, als Kodizes B und D, die einander bekriegten; sodann kam Markus als Harzgeist und Trude in einem reizenden Phantasieanzug als Nymphe der Ostsee und stritten, wen von ihnen der Jubilar am liebsten habe.

Als wir vor dem Schlafengehen, wie gewöhnlich, unsere Andacht lasen, behandelte sie den Text: „Um den Abend wird es licht werden." War das eine Verheißung?

Mein Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Als wir beim Kaffee versammelt waren, erklang vom Hof her der Choralgesang der Kurrende, den die Kinder als kleinen Ersatz für den heute versäumten Gottesdienst bestellt hatten. – Die offiziellen Gratulationen begannen mit den Studenten vom Melanchthonhaus und den beiden Theologischen Vereinen, dann kam der Rektor, Professor Brunner mit Frau, Schlatter als Dekan, die Deputierten der Examinationskommission und des Zentralausschusses, endlich, an Stelle des verhinderten Ministers, Bartsch mit Gattin. Kühl überreichte die Adresse der Königsberger, Hans die der Marburger Fakultät; doch auch die Straßburger hatte mir eine gesandt, die mir besonders wertvoll war, weil darin Holtzmann, der mich so oft angegriffen, anerkennende Worte für meine Arbeit fand. Schließlich übergab Johannes einen stattlichen Band, in dem außer ihm eine Anzahl meiner Schüler und Freunde, wie Harnack, Kühl, Titius, Gregory, Koffmane, Otto Ritschl und der Nordamerikaner Jacobus durch wissenschaftliche Abhandlungen vertreten waren.

Im übrigen wurde unser Saal nicht leer von persönlichen Gratulanten.

Am nächsten Morgen fand ich mein Katheder bekränzt und das Auditorium, endlich einmal wieder, dicht gefüllt, ich mußte aber meinen Dank auf den abends stattfindenden Festkommers verschieben, an dem Schlatter die Festrede hielt. Er stand meiner Richtung aber doch zu fern, um das rechte Wort zu finden.

Desto mehr erfreute mich Bosses Ansprache bei dem am Freitag stattfindenden Festmahl, die so warm und anerkennend klang, daß mir meine Angst, bereits im Ministerium „kalt gestellt" zu sein, plötzlich grundlos erschien.

Kaum aber war alles vorüber, so sehnte ich mich nach der üblichen Sommererholung, die ich um eine Fahrt nach Kiel bereicherte, um meine Erinnerungen an diese Zeit an Ort und Stelle zu schreiben.

Da fühlte ich wiederum deutlich, welch unermeßlichen Segen Gott über mein Leben gebreitet.

Neuntes Kapitel

Von Siebzig bis Achtzig

Der Anfang vom Ende

Still und friedlich verstrich das Jahr 98; ich genoß die Freiheit zu wissenschaftlicher Arbeit. Einige Zeit beschäftigte mich die textkritische Untersuchung des Lukas; als ich mich aber darauf an den Johannes machen wollte, entdeckte ich ein umfangreiches Manuskript aus dem Jahre 77, von dem ich keine Ahnung mehr hatte und das bereits alle Vorarbeit enthielt, so daß ich an die Zusammenfassung der Resultate gehen konnte.

Still und friedlich waren auch unsere Abende; die Zeit der allzuvielen gesellschaftlichen Verpflichtungen war ja längst vorbei, außer mit Seeberg, der nun endlich – wie ich es längst gewünscht – nach Berlin berufen war, wechselte ich wohl nur mit Lahusen Besuche, der Dryanders Nachfolger an Dreifaltigkeit geworden war. Ich hörte ihn, trotz seiner mehr rhetorischen Predigtweise, sehr gern. Er erweckte auch unser eingeschlafenes Bibelkränzchen wieder, an dem jetzt Dryander, Jacobi, Geß und Roedenbeck noch teilnahmen, und nun trat nie mehr nach dem Vortrage eine verlegene Pause ein, da Lahusen seine sehr bestimmten Ansichten stets mit ebenso großer Bescheidenheit wie Festigkeit vertrat. – Im allgemeinen aber verbrachte ich die Abende in unserem traulichen Daheim mit den Töchtern bei gemeinsamer Lektüre oder dem Tricktrack.

Die Ferien lockten uns wieder nach Zinnowitz, vorher aber mußte ich zu Markus Hochzeit nach Göttingen. Vor demselben Altar wie vor neun Jahren Johannes, traute ich nun meinen Jüngsten. Das war noch einmal ein großer Tag, mir schien fast, als hätte ich den Text der Traurede 1. Thess. 5, 18 mehr auf mich selbst bezogen, so sehr sprach ich aus vollem Herzen: „Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch. Danken macht demütig, danken macht zufrieden, danken macht empfänglich für den Segen Gottes."

Und doch liegt schon über diesem Jahre ein leichtes Unbefriedigtsein und ein gewisser, beinah noch unbewußter Druck, aus dem im nächsten Jahre nur zu bald die Katastrophe erwachsen sollte.

Zu den Dingen, die mir die Arbeit im Ministerium verleideten, gehörte auch, daß wiederholt Referate, die in das mir seinerzeit ausdrücklich zuerteilte Ressort gehörten, von anderen bearbeitet wurden. So die Karfreitagsfrage.

Wie oft hatte ich mit Goßler die großen Schwierigkeiten erwogen, die der so dringend gewünschten Erhebung zum gesetzlichen Feiertag entgegenständen. Nun erfuhr ich erst durch die Zeitungen, daß die Regierung einen derartigen Gesetzentwurf eingebracht habe. Freute ich mich auch der Sache wegen über die Kunde, so konnte es mir doch nicht leicht sein, daß ich bei der Beratung des Entwurfes übergangen war. Ich bin überzeugt, daß keine unfreundliche Absicht zugrunde lag, im Gegenteil, ich selbst hatte es mir wohl zuzuschreiben, weil ich meine Akten stets zu Hause abarbeitete und nur auf direkte Aufforderung ins Ministerium kam, was den Geschäftsgang vielleicht aufhielt. Immerhin sprach ich mich gegen Bartsch einmal darüber offen aus und erhielt wirklich bald danach die Ernennung zum Kommissar der Regierung bei der Beratung der Vorlage im Herrenhause.

Das verschlimmerte freilich die Situation nur. Der Hausminister von Wedel hatte als Referent seine volle Übereinstimmung mit der Vorlage erklärt, aber inzwischen war der Wind umgeschlagen, und die Regierung, offenbar durch den Lärm der Kaplanspresse und die Opposition der Bischöfe, die beide vorauszusehen waren, ängstlich geworden, erklärte sich bereit, den Entwurf so zu amendieren, daß er dem Zentrum annehmbar würde. – Ich hatte im Gespräch mit Ministerialdirektor Schwartzkopff, der jetzt die Sache bearbeitete, keinen Zweifel darüber gelassen, daß ich für die von ihm vorgeschlagenen Amendements nicht zu haben sei, obgleich er behauptete, sie tangierten den Hauptzweck der Vorlage nicht.

So mußte ich als „Kommissar der Regierung" mit geschlossenem Munde der Sitzung beiwohnen, in der man das Amendement der Regierung zuschnitt, um dem Bischof Kopp entgegenzukommen, der sich zuletzt, unerachtet aller schönen Redensarten, seine Stellung vorbehielt. Nur ein Zufall ersparte es mir, der Plenarsitzung beizuwohnen, in der die hohen Herren alle vor dem Zentrum zurückwichen, und nur die Liberalen Beyschlag und Struckmann ein offenes Wort für diese Schmach der evangelischen Kirche fanden. Als wenigstens durch die Annahme eines Amendements zur Regierungsvorlage das Bedenklichste herausgebracht war, stimmte Bischof Kopp dagegen und ließ die ganze Meute der Zentrumspresse auf die Regierung los, die also umsonst ihr Opfer gebracht hatte.

Nun kam die Sache vor das Abgeordnetenhaus, und gerade an meinem Geburtstag mußte ich in den glänzenden Räumen als Statist auf der Folter sitzen. Immer noch hatte ich gehofft, daß sich dort eine evangelische Opposition bilden werde, allein der Minister und Schwartzkopff versicherten, daß in der Sache alles erreicht sei, was man gewollt habe. Mir schien durch das neue Gesetz umgekehrt alles eher schlimmer als besser geworden zu sein; und da ich also in solch wesentlichen Punkten mit der Regierung nicht übereinstimmte, beschloß ich, ein Ende zu machen. Ein an sich harmloses Ereignis führte die Entscheidung herbei. Es war gerade der Tag, an dem Baudissin

mit Elster alle Modalitäten seiner Berufung nach Berlin verabredet hatte und ich – anstatt als Korreferent an diesen mich sowohl persönlich als von Fakultäts wegen so sehr interessierenden Verhandlungen teilzunehmen – währenddessen wie ein Bittsteller über eine Stunde im Wartezimmer auf die Unterredung mit Elster warten mußte, als der Entschluß zur Reife kam; und nachdem wir abends mit Baudissin, Harnack und Kaftan die Erfüllung unserer Wünsche gefeiert hatten, verfaßte ich mein Entlassungsgesuch.

Als Motiv hatte ich nur mein hohes Alter angegeben, doch jeder, der mich kannte, mußte wissen, daß es mir an Arbeitslust und -kraft noch durchaus nicht mangelte. Innerlich rechnete ich damit, daß Bosse, der ja an meinem 70. Geburtstag so warme Worte über meine Tätigkeit im Ministerium gefunden hatte, mich zu sich rufen und nach den eigentlichen Gründen fragen würde. Dann hätte ich Gelegenheit gehabt, an der einzigen Stelle, die meinen Schwierigkeiten abhelfen konnte, dieselben darzulegen. Das geschah jedoch nicht, sondern der Minister antwortete, daß, so leid es ihm tue, mich scheiden zu sehen, er sich meinen Gründen nicht verschließen könne und bei Sr. Majestät die Entlassung beantragt habe. Vielleicht hatte ihn wie mich die Erfahrung gelehrt, daß solch eine „Ratsstelle im Nebenamt" eigentlich ein Unding war und bleiben würde. – Daß es mir aber nicht leicht wurde, nach fast zwanzigjähriger Arbeit mich so leichten Herzens entlassen zu sehen, ist nur zu begreiflich.

Althoff war während dieser Tage auf Urlaub. Als ich ihn das erstemal wiedersah, fiel er mir fast um den Hals und erklärte: davon könne gar keine Rede sein, daß sie mich im Ministerium entbehrten, ich solle nach wie vor bei allen Beratungen über Stellenbesetzungen hinzugezogen werden. Die Journale und alle sonstigen Mitteilungen aus dem Ministerium würden mir weiterhin ebenfalls zugeschickt. – Es ist noch jahrelang so gehalten worden, und die Remuneration dafür hat oft den durch meine Pensionierung bedingten Ausfall an Gehalt vollständig gedeckt.

Einen Monat später erhielt Bosse seinen Abschied, und der mir vom Dortmunder Kongreß bekannte Oberpräsident Studt wurde zum Minister ernannt. Wie gern hätte ich es unter ihm noch einmal versucht...

Das mir so verhängnisvoll gewordene Jahr, in dem wir zum letzten Male 1800 schrieben, ging zu Ende; und es entbrannte ein heftiger Streit über den Zeitpunkt der Jahrhundertwende. Genau genommen begann das neue Jahrhundert erst mit dem 1. 1. 1901; der Kaiser hatte jedoch ganz recht, die offiziellen Feiern auf den 1. Januar 1900 festzusetzen, da in solchen Fällen das Volksbewußtsein und nicht kalkulatorische Nachrechnung das Entscheidende sein soll. Natürlich hat es kaum eine offizielle Festrede an deutschen Universitäten gegeben, in der nicht der Redner sein wissenschaftliches Gewissen salvierte gegen den kaiserlichen Ukas, der dem 19. Jahrhundert sein

Schlußjahr abdekretierte; dennoch hat am 1. Januar 1901 niemand irgendwo das Bedürfnis bekundet, die Wende zu feiern. – Ich war am Silvesterabend auf dem Schloß, wo Dryander in der Kapelle predigte, und als der Gottesdienst mit „Wir treten zum Beten" schloß, da dröhnten dumpf die Kanonenschüsse vom Schloßhof, die das neue Jahrhundert verkündigten.

Mir brachte es freilich bald eine böse Enttäuschung. Da die theologische Fakultät in diesem Jahre den Rektor zu stellen hatte, nahm ich ohne weiteres an, daß ich präsentiert werden würde; war ich doch durch das Ministeriumsamt nicht mehr unwählbar und nach der Anciennität längst an der Reihe. Es war mir meine Wahl so selbstverständlich, daß ich bei meinen Wegen durch den Tiergarten bereits die Rektoratsrede entwarf.

Da redete mich eines Tages in der Pferdebahn ein junger, mir unbekannter Kollege auf die bevorstehende Rektorwahl an. Auf seine Frage setzte ich ihm auseinander, weswegen ich an der Reihe zu sein glaube. Er fand es zweifellos, doch müsse es beizeiten klargestellt werden, da die später berufenen Kollegen nicht die leiseste Ahnung haben, daß und warum ich, der Senior der Fakultät, nicht längst Rektor gewesen sei.

Auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Reflektierte die Fakultät auf mich, so müßte es ja längst bekannt sein. Kurz danach hörte ich auch allerlei Gerüchte über die Gründe, aus denen ich nicht in Betracht kommen könne oder – wolle; und, in der Tat, bei der Wahl erhielt ich beschämend wenige Stimmen, während Harnack siegte. – Mögen auch Mißverständnisse mitgewirkt haben, die tiefste Ursache verhehlten sie nicht: die Zeit war weitergegangen, man hatte mich vergessen.

Schließlich aber sagte ich mir, daß auch diese Gottesfügung zu meinem Besten sein würde, und nahm mir vor, die Reise nach Wengen, die ich den Töchtern für dieses Jahr versprochen hatte, nicht dadurch beschatten zu lassen. Die Ausführung dieses Vorsatzes wurde mir leichter als erwartet. Hob der Anblick der herrlichen Berge doch schon über alles Irdisch-Kleinliche hinaus. Und dann fanden wir in Wengen Dryander mit den Seinen, Heeringens, Krummacher, Alex Ritschl, Professor Thieme aus Leipzig und viele andere Bekannte, die uns den Aufenthalt lieb und behaglich machten. Auf die Berge konnte ich freilich nicht mehr mitsteigen, zumal ich vor kurzem in Berlin von einer Radlerin umgefahren war, was mir doch immer noch Gliederschmerzen bereitete. Aber Wege wie nach dem „Staubbachbänkli", dem „Urwald", der Mettlen- und Wengernalp mit ihren köstlichen Jungfraublicken konnte ich noch leisten; und mit Hilfe der Bergbahnen kam ich auch zum Eigergletscher, zur Scheidegg und dem Männlichen. Unsere Zimmer und der davorliegende, das ganze Stockwerk umlaufende Balkon boten einen herrlichen Blick ins Lauterbrunner Tal; neben uns logierte Graf Finkenstein aus Trossin in der Neumark mit seiner Gattin, ein Paar, das uns gleich

wegen seiner schlichten und doch distinguierten Erscheinung aufgefallen war, und mit dem wir bald herzlich verkehrten.

Nur kirchlich waren wir nicht sonderlich versorgt. Mrs. Davis, die uns aus Berlin bekannt war, hatte am Sonntagnachmittag im Garten ihres Chalet eine Erbauungsversammlung eingerichtet, wohin uns einmal Oberkonsistorialrat Braun aus Stuttgart führte, der die Ansprachen der Krischonabrüder aus Texas und Bessarabien einleitete. Darauf sprach ich am nächsten Sonntag über den Eingang von Psalm 104, an den sich so viele Erinnerungen an meine erste Schweizer Reise mit Möller vor nunmehr 50 Jahren knüpften. Es gelang mir daher auch ohne Vorbereitung ganz gut. – Am dritten Sonntag sprach Braun ergreifend über die Dankbarkeit; doch hätte es für mich dieser Mahnung nicht bedurft. Längst hatte ich den mir zugefügten Schmerz überwunden und von neuem den Reichtum meines Lebens erkannt. Auch mein Kummer, man habe meine Lebensarbeit vergessen, sollte sich bald als grundlos erweisen.

Jubiläen

Es war am 9. April 1902. Käthe und ich saßen, in Pläne für eine kurze Erholungsreise vertieft, ahnungslos am Teetisch, als die Abendzeitung die Nachricht brachte, daß ich morgen mein 50jähriges Doktorjubiläum feiere. Die Sache war in gewissem Sinne richtig, denn vom 10. April 1852 datierte mein Jenenser Doktordiplom; da ich es aber nur in absentia erworben, hatte ich dem Dekan und Elster erklärt, daß ich lieber den Tag meiner Promotion zum Lizentiaten feiern wolle. Infolgedessen kamen am nächsten Morgen eine Flut von Blumen, Briefen und Telegrammen; wir aber entflohen dem Gratulationstrubel nach Wiesbaden.

Erst den 26. Mai feierten wir offiziell, wozu ich mich durch das heilige Abendmahl vorbereitete. Es war ein heller, frühlingswarmer Tag, so rechte Jubiläumsstimmung. Ein von Bernd Wolff für seinen „Pflegevater" gesandter Rosenstrauß in silberner Schale eröffnete den Reigen, und bald prangte wieder unser Saal im Blumenflor, obwohl viele ja schon zu dem vorweggenommenen Jubiläum gratuliert hatten. Schon früh erschien Julius Kurth mit einer Probe seiner humoristischen Dicht- und Zeichenkunst, darauf der Minister Studt, der mir die seltene Auszeichnung der Brillanten zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit dem Stern, die der Familie als Erbschmuck verbleiben, überbrachte. Sofort drangen Löwenberg und Elster darauf, daß ich Frack und Orden anlegte. – Es kamen der Rektor Kekulé mit den vier Dekanen und der gesamten theologischen Fakultät, es kamen die Vertreter der theologischen Vereine in vollem Wichs, und es wurde viel geredet, bis wir uns um die von Käthe trefflich hergerichtete Frühstückstafel versammelten.

Mein hundertstes Semester wollte ich damit feiern, daß ich noch einmal zwei Privata las, darunter mein Lieblingskolleg: die Biblische Dogmatik, gleichzeitig als Vorarbeit für ein neues Buch „Die Religion des Neuen Testaments", in dem ich die einzelnen Lehrtypen zusammenfassen wollte. Nie sonst ist mir ein Werk derart, wie eine reife Frucht, in den Schoß gefallen. – Der Besuch dieser Vorlesungen war zwar recht dürftig und unregelmäßig, trotz des mit Blumen und der Zahl 100 geschmückten Katheders, doch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken und las mit großer Lust, vielleicht besser denn je.

Eigentlich hätte ich nun auch das 50jährige Freundschaftsjubiläum mit dem Schefferschen Hause feiern müssen, allein das Ehepaar war fast gleichzeitig gestorben, und so häufig und herzlich mir Bülows auch ihr „Prophetenstübchen" einräumten, es wurde mir doch jetzt immer schwer, nach Wernigerode zu gehen.

Es galt also einen anderen Erholungsort ausfindig zu machen – Zinnowitz kam ja nur für die Sommermonate in Betracht –; und wieder leitete uns ein guter Stern – nach Oberhof in Thüringen. Das bestimmende Moment war die Versetzung von Mars als Amtsrichter in das nahe gelegene Steinbach-Hallenberg, doch auch nach seiner baldigen Versetzung in eine höhere Stelle sind wir Oberhof treu geblieben und wollen es fernerhin.

Schon die Fahrt dorthin war, im Gegensatz zu Wernigerode, überaus bequem. Gleich nach dem Morgenkaffee fuhr man ab und saß – ohne einmal umsteigen zu brauchen – zu unserer gewöhnlichen Mittagsstunde im „Schweizerhaus". Quartier hatten wir nach einigen unbefriedigenden Versuchen in der Villa Diana gefunden, deren Wirte mir alljährlich dieselben Zimmer reservierten und mit all den kleinen Bequemlichkeiten ausstatteten, wie ich sie liebte. Alljährlich war das erste, was wir von Oberhof genossen, die köstlich balsamische Luft, die man ordentlich trinken kann, der Ort liegt nämlich annähernd 800 m hoch und ist rings von Tannenwald umgeben. Diese Lage auf dem Hochplateau hatte ferner den Vorteil, daß man die herrlichsten Spaziergänge machen konnte ohne anstrengende Steigungen. Das war für einen „Jubelgreis", wie mich die Zeitungen getauft hatten, gerade das Richtige.

Obere und Untere Schweizerhütte, der Gebrannte Stein, Schneekopf und Schmücke, die Gehlberger Mühle mit der Rückfahrt durch den langen Brandleitetunnel, schließlich der Kanzlergrund – das wurden uns liebvertraute Plätze. – War das Wetter schlecht, so pilgerte ich wohl nur bis zum „Wetterhäuschen", in der Hoffnung, einen günstigen Barometerstand zu Hause melden zu können, denn die Chaussee dorthin war selbst bei Regenwetter sauber und gut gangbar.

Beim Früh- und Dämmerschoppen traf man stets Bekannte, zuweilen teilten auch Hansis unsere Sommerfrische, und so lange Markus in Steinbach-Hallenberg war, kam er mit Trude natürlich auch häufig hinauf. –

Nur der „Oberhof"-Prediger konnte den „Oberhofprediger" nicht ersetzen, so lasen wir zuweilen nur eine Predigt.

Oberhof hat mich immer wieder erquickt, in diesem Jubiläumsjahr kehrten wir aber außerdem noch mit berechtigtem Entdeckerstolz heim, um frohgemut in den Winter zu gehen.

Während des Wintersemesters erregten die Vorträge von Professor Delitzsch über „Bibel und Babel" großes Aufsehen, weil sich der Kaiser, wohl durch den Admiral Hollmann darauf aufmerksam gemacht, dafür interessierte. Delitzsch ging darin zur schärfsten Polemik über gegen alles, was man Offenbarung oder Inspiration nannte. Der Kaiser stellte im Schlosse Delitzsch und Dryander zu einem förmlichen Religionsgespräch gegenüber, und Dryander veranstaltete daraufhin in der Domstiftskapelle einen Vortrag des Professor Hilbrecht über die neuesten babylonischen Ausgrabungen, an die Delitzsch seine Polemik angeknüpft hatte. Danach lud er die Gesellschaft zum Tee ein und wußte es zu arrangieren, daß sich um die Hofdamen der Kaiserin ein Kreis bildete, in dem Seeberg, Baudissin, Faber, von der Goltz und zuletzt auch ich über die angeregten Fragen sprachen. Mir lag zunächst daran, zu zeigen, wie der Apostel Paulus die monotheistischen Anklänge in den heidnischen Religionen, die Delitzsch als neue Entdeckungen gegen die Originalität der Offenbarung ausgespielt hatte, ausdrücklich anerkannt habe (Röm. 1). – Ausführlicher suchte ich an einem offenen Abend bei Lahusen darzustellen, wie die Polemik Delitzschs sich lediglich gegen die schon tausendfach vor ihm widerlegten altorthodoxen Vorstellungen von Offenbarung und Inspiration richte, welche die Wissenschaft längst überwunden habe. Der wertvolle Ertrag dieser Verhandlungen schien mir aber darin zu beruhen, daß endlich auch in streng orthodoxen Kreisen das Bewußtsein erwachte, wie unhaltbar die altdogmatischen Vorstellungen seien. Vielleicht hängt es mit dieser erwachenden Erkenntnis zusammen, daß die Presse, selbst die Kreuzzeitung, die Christliche Welt und die Theologische Literaturzeitung meine soeben erschienene Religion des Neuen Testaments sehr freundlich besprachen.

Als ich nun auch aufs Schloß beordert wurde, um der Kaiserin ein Exemplar meines in vierter Auflage auch für Nichttheologen zugeschnittenen „Leben Jesu" zu überreichen, schwand der letzte Zweifel über die Anerkennung meines wissenschaftlichen Strebens.

Musikstudien

Vor Jahren hatte Dryander mich einmal im Bibelkränzchen aufgefordert, nachdem ich eine schwierige Stelle im Kolosserbrief erklärt hatte, eine populäre Erklärung des Neuen Testamentes zu schreiben. – Der Gedanke hatte mich gepackt, und gleich nach Beendigung der „Religion des Neuen Testaments" machte ich mich an diese zusammenfassende Arbeit meiner vielen

Einzelstudien. – Der Braunschweiger Kongreß 1903 zeigte mir, wie notwendig solch eine Bibelerklärung sei. Es wurde dort nämlich über „die Bekämpfung der antichristlichen Strömungen der Gegenwart" gesprochen, und dazu einige apologetische Vorträge und Schriften empfohlen, von denen ich mir wenig versprach. Der großen Masse bleiben die Gründe, mit denen man die christliche Wahrheit verteidigt, doch meist unverständlich und können sogar erst Zweifel erregen. Sie bedürfe, wie ich dort ausführte, einer unantastbaren Autorität, und das könne nur die Heilige Schrift sein. Aber diese müsse doch erst verstanden werden, und dazu reiche unsere herrliche Lutherbibel nicht aus; sie müsse erst wirklich erklärt werden, wie ich es durch mein Neues Testament beabsichtige.

Beeinträchtigt wurde die Freude an der Arbeit zwar etwas durch die Nachricht, daß in Eisenach ein Unternehmen beschlossen sei, das ebenfalls eine Erklärung des Neuen Testamentes, aber vom liberalen Standpunkt aus, beabsichtigte und unter Leitung meines Sohnes stand.

Auch die erhoffte Empfehlung im amtlichen Organ blieb aus, das einzige, was das Ministerium zur Verbreitung tat, war der Ankauf einiger Exemplare, die an Seminarbibliotheken verschenkt wurden. – Dennoch hat das Buch seinen Weg gemacht.

Es fehlte mir zunächst nun eine große Arbeit, auch nach einer neuen Sonntagsbeschäftigung sehnte ich mich, da die „Erinnerungen" bis zum Amtsjubiläum vorgeschritten waren, und ich nun alljährlich nur die Ereignisse des verflossenen Jahres nachzutragen brauchte. Bald hatte ich einen Ersatz für diese Arbeit gefunden.

Ein großer Musikus bin ich nie gewesen. Meine Gesangsleistungen beschränkten sich auf den Vortrag des Krokodilliedes (Ein lust'ger Musikante ...) in den Studentenkneipen, und über den „Kalifen von Bagdad" bin ich auf dem Klavier nie hinausgekommen. Ich schwelgte in der Erinnerung an meine schöne Jugendzeit, wo im Singkränzchen die Schubertschen und Mendelssohnschen Quartette gesungen wurden oder Collin die Löweschen Balladen in meisterhafter Weise vortrug, wo die Schwiegermutter mit Tochter oder Schwester vierhändig spielte und bei Hermines Musizieren die Liebe in meinem Herzen erwachte. – Mich irgendwie in der Musik fortzubilden, erlaubten meine arbeitsreichen Mannesjahre nicht, selbst die Oper und Konzerte konnte ich nur selten besuchen. Nur wenn die Rombergsche Glocke oder der Radziwillsche Faust aufgeführt wurden, ließ ich sie mir möglichst nicht entgehen.

Doch der eine Gedanke reizte mich: einmal auf dem Klavier etwas phantasieren zu können. Schon einmal war dieser Wunsch lebendig geworden, als während der ersten Ehejahre ein Fräulein Oßwald erschien, um ihre neue Methode der Harmonielehre an mir zu erproben. Aber sie ging fort, ehe ich über die Geheimnisse des Quintenzirkels, die noch heute in mir festsitzen, hinausgekommen war. Jetzt nahm ich diesen Gedanken wieder auf, und an

dem Tage, an dem ich den letzten Strich an meinem deutschen Neuen Testament gemacht, erschien ein junger Musiker von der Hochschule namens Rögeli, um mit mir Musikstunden zu verabreden. Rögeli war mit Leib und Seele Musiker; und wenn er mir die einfachsten Regeln oder Akkorde beibringen sollte, illustrierte er das durch Passagen aus den ersten Meisterwerken, die er mir begeistert vorspielte, ohne zu ahnen, wie wenig Verständnis ich noch dafür besaß.

Als diese Musikstudien ruchbar wurden, erzählte Dryander im Bibelkränzchen: Weiß habe bisher so viele Bücher geschrieben, daß man sie gar nicht alle lesen könne, jetzt aber werde er uns mit einer Sinfonie überraschen.

Soweit dachte ich freilich nicht. Mein nächstes Ziel war, einen Choral zu setzen oder mit einem Vor- und Nachspiel zu versehen. Was ich auf dem Papier erarbeitet, sollte dann auf dem Klavier erprobt werden, deshalb begann ich mich wenigstens im Spielen von Chorälen zu üben, mußte aber die Erfahrung machen, daß ich mir in meinem 77. Lebensjahre nicht mehr die dazu notwendige Fingerfertigkeit und Geläufigkeit im Notenlesen erwerben konnte. – So wurde mir freilich bald klar, daß ich selbst mein bescheidenstes Ziel nicht erreichen werde, aber die Arbeit an sich interessierte mich und gab mir eine willkommene Abwechslung.

Noch einmal sollten die Angelegenheiten der Lutherkommission mich lebhaft beschäftigen. Pietsch hatte sich mit Nicolaus Müller verbündet, um eine auf unserer Bibliothek befindliche Handschrift des Lutherschen Römerbriefs herauszugeben, hatte dabei aber nicht beachtet, daß die Herausgabe des Römerbriefs, der bisher nur in einer Abschrift bekannt war, zu der Arbeit gehörte, die bereits Professor Ficker aus Straßburg übertragen war. Als dieser davon erfuhr, erzürnte es ihn mit Recht sehr, und seine Beschwerden waren so leidenschaftlich, daß die Bemühungen von Harnack und mir, ihn zur Ruhe zu sprechen, völlig fruchtlos blieben, selbst als wir in Pietschs Namen um Verzeihung baten. – Endlich mußte dieser frucht- und zwecklosen Korrespondenz ein Ende gemacht werden. Ficker bestand auf seinem Schein, die Lutherhandschrift müsse ihm zur freien Verfügung übergeben und alles bisher daran Gearbeitete annulliert werden. Da auf mir die Verantwortung für den Fortschritt der Lutherausgabe lag, über deren Langsamkeit längst geklagt wurde, konnte ich unmöglich zugeben, daß die Arbeit eines Sommers, die bereits gedruckten zehn Bogen, einfach vernichtet würden. Auch schien es mir unrecht, daß der arme Pietsch, der wohl unbesonnen, aber nicht böswillig gehandelt hatte, die Kosten bezahlen sollte. Hier war es, wo leider auch Harnacks Meinung mit der meinigen auseinanderging. Er sah den Auftrag, den die Kommission Ficker erteilt hatte, für eine rechtliche Verpflichtung an, die, wenn Ficker darauf bestand, trotz allem erfüllt werden müsse.

Am 19. März 1905 trat die Kommission zu einer Plenarsitzung in meinem Hause zusammen. Harnack fehlte und hatte nur sein Votum eingeschickt, das freilich durch die Ereignisse überholt war. Ficker hatte nämlich auf mein Schreiben hin angeboten, auf seine Mitarbeit an der Lutherausgabe zu verzichten. Wurde diese Resignation angenommen, woran ich nicht zweifelte, so war alles geordnet und die Fortsetzung der von Pietsch begonnenen Ausgabe des Lutherschen Römerbriefkommentars konnte mit aller Energie in Angriff genommen werden. Aber es kam anders. Professor Burdach und Kawerau drangen darauf, daß Ficker um Zurücknahme seiner Resignation gebeten werde, und man ihm für die Annahme der zehn Bogen gewisse Äquivalente in Aussicht stelle, was er auf das Anerbieten Harnacks längst zurückgewiesen hatte. Ich erklärte, diesen Beschluß nicht ausführen zu können, da er in direktem Widerspruch mit meinem Schreiben an Ficker stehe, und übergab die Akten der Kommission, als dieselbe in ihrer Mehrheit den Antrag annahm.

So mußte ich wiederum ein Entlassungsgesuch an den Minister richten und wiederum für langjährige Arbeit mich mit den üblichen Dankesworten abfinden lassen. —

Noch einmal Leiter des Zentralausschusses

Als im Juli 1906 Pastor Scheffen, der jetzige Schriftführer des Zentralausschusses, in Geschäften zu mir kam, brachte er die Nachricht vom Tode des Präsidenten Gäbel. So mußte ich als Vizepräsident trotz meiner achtzig Jahre die Leitung noch einmal übernehmen. — Zunächst kamen freilich die Ferien, in denen die Zentralausschußarbeit ruhte, doch der Gedanke, wer der geeignetste Nachfolger sei, begleitete mich nach Oberhof.

Bevor jedoch zur Wahl des neuen Präsidenten geschritten werden konnte, mußte der apologetische Kursus eröffnet werden. Ich hatte mir von dieser Veranstaltung nicht viel versprochen; aber unter der kundigen Führung Seebergs hatte die dafür eingesetzte Kommission einen unerwarteten Erfolg, der bewies, daß hier doch ein Bedürfnis getroffen sei. Unser größtes Auditorium war bis auf den letzten Platz gefüllt, als ich den Kursus mit einer Andacht über Joh. 7, 16 begann. Die Vorträge Seebergs über „Jesus Christus" hörten Männer aller Stände, auch kirchliche Würdenträger wie Dryander. Ich hatte die Diskussion zu leiten und schloß den Kursus mit einer längeren Ansprache.

Scheffen fragte endlich, an wen ich als Nachfolger denke. Ich nannte ohne Bedenken Spiecker, den Direktor der Siemens-Halske-Werke, der durch seine Teilnahme an der Direktion der Missionsgesellschaft sein Interesse für kirchliche Dinge bereits reichlich erwiesen hatte. Mir lag so viel daran, daß einmal kein Geistlicher, Professor oder höherer Beamter an die Spitze des

Zentralausschusses trete, sondern ein Mann, der mitten im sozialen Leben stehe. Scheffen erwiderte, er habe an denselben gedacht, allein von Meyeren hätte eingewandt, mit diesem Vorschlage würden er und ich allein bleiben. In der Tat schien es schwer, ihn, der erst so kurz Mitglied des Zentralausschusses war, bei einer Wahl durchzubringen. Ich begann deshalb Verhandlungen mit Hesekiel, von dem ich gehört hatte, er wäre diesem Amte nicht abgeneigt. Ende Januar 1907 kam sein Brief, mit dem er definitiv ablehnte. Nun mußte zur Wahl geschritten werden, damit man mir nicht Verzögerung vorwerfen konnte. – Dryander hatte den Vorschlag gemacht, mich zum Präsidenten und Spiecker zum Vizepräsidenten zu wählen, bis er sich eingearbeitet hätte, doch unmöglich konnte sich der Zentralausschuß dieses testimonium paupertatis ausstellen. Es fehlte ja auch nicht an Leuten, die man wählen konnte; z. B. Seeberg, dessen glänzende Redegabe bei jedem Anlaß sichtbar wurde. Ich fürchtete aber, daß er über seine hohen wissenschaftlichen Ziele nicht genügend Zeit für die Kleinarbeit des Zentralausschusses habe, während Spiecker, als ich bei der Besprechung seiner eventuellen Kandidatur denselben Einwand erhob, antwortete: wenn sein Amt ihm nicht Zeit genug für die Innere und Äußere Mission lasse, werde er es niederlegen und ganz den beiden Ehrenämtern leben. Nun wußte ich, daß er ein Mann nach dem Herzen Gottes sei.

Bei der Wahlsitzung wurde denn auch am eingehendsten über ihn gesprochen und Gründe für ihn angeführt, an die ich, der ich mehr instinktiv entschieden, nie gedacht hatte. So wurde in der offiziellen Wahl Spiecker einstimmig gewählt, und ich konnte, von dieser Sorge befreit, voller Vorfreude an meinen achtzigsten Geburtstag denken.

Mir stand der Sinn dieses Mal weniger nach offiziellen Feiern als nach einem Familienfesttag mit Kindern und Kindeskindern. So entschloß ich mich, nach Marburg zu gehen, wohin auch Marsis kamen.

Wie anders war dieser schlichte Geburtstag, ohne ernste Reden und Toaste, nur gewürzt mit harmlosen Neckereien und Scherzen, wie ich sie in meiner Jugend so oft für andere ersonnen! Selbst meiner neuen Liebhaberei wurde gedacht, indem meine Enkelin Frida, als „lustiger Musikante" verkleidet, ein Kissen überreichte, das die beiden Mädels angeblich aus der Haut des erschlagenen Krokodils gefertigt hatten.

Und doch – das offizielle Geschenk blieb das schönste: der Titel Exzellenz.

Zehntes Kapitel

Jenseits der Grenze

Das Lied Mosis, des Mannes Gottes, sagt: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre..." Mein Leben hat diese Grenze überschritten, so will ich auch mit meiner Erzählung fortfahren, um von den letzten Jahren zu berichten zu Gottes Preis und Ehre.

Der Nachfolger

Bei meinen Spaziergängen mit Johannes in Marburg und Oberhof waren wir oft auf die Frage meiner Zukunft zu sprechen gekommen. Er riet mir dringend, mein Amt nicht niederzulegen, wozu ich bei der abnehmenden Zahl meiner Zuhörer oft schon Neigung verspürte, sondern den Minister zu bitten, daß er eine neue, frischere Kraft berufe, welche die Verantwortung für das Fach des Neuen Testamentes übernehme, und neben ihr, so lange Kraft und Neigung dauere, ruhig meine Tätigkeit fortzusetzen. – Harnack, den ich nach meiner Rückkehr besuchte, gab mir mit fast denselben Worten den gleichen Rat.

Dabei kam denn sofort die Frage zur Sprache, wen ich als meinen Nachfolger wünsche; und daß ich keinen wußte, war eben der Grund, weshalb ich mich lange gegen den Rat meines Sohnes gesträubt hatte. Mein einziger Schüler im vollsten Sinne des Wortes war Kühl, aber es bestand keinerlei Aussicht, die Fakultät zu seinem Vorschlag zu bewegen. Johannes schien mir zu jung, er ging auch theologisch andere Wege, ferner scheute ich mich natürlich vor Mißdeutungen, falls ich bei der Fakultät und im Ministerium für meinen Sohn einträte. – Endlich kam ich auf Deißmann, der für die Erforschung der Gräzität des Neuen Testamentes wirklich neue Bahnen gebrochen hatte und so für den Lehrstuhl wohl qualifiziert schien. Ich hatte ihn einst in Herborn kennengelernt, wo er mir sehr gefiel, ihn aber durch seine Berufung nach Heidelberg ganz aus den Augen verloren. Darum schrieb ich an ihn die Bitte, meine „Religion des Neuen Testaments" empfehlend anzuzeigen, wenn es sein wissenschaftlicher Standpunkt irgend erlaube. Er antwortete mit einer ausführlichen Darlegung seiner theologischen Entwicklung und schickte einige kleinere Arbeiten, die mehr auf die angeschnittenen Fragen eingingen. Es war ja klar, daß er nicht ganz auf meinem Standpunkt

stand, er gehörte zu den Freunden der „Christlichen Welt“; aber ich durfte doch hoffen, daß er im großen und ganzen in meinem Sinn wirken würde und war entschlossen, ihn vorzuschlagen. Die Fakultät hatte zwar in erster Linie Jülicher ins Auge gefaßt, aber am 7. Januar 1908 brachte Kaftan die Nachricht, daß der Minister wegen der Berufung Deißmanns das Gutachten des Oberkirchenrats eingefordert habe. Er hatte also einfach meine Wünsche erfüllt. – Als bald darauf Deißmann mir seine Berufung meldete, antwortete ich mit einem langen Brief, in dem ich alles aussprach, was ich von meinem Nachfolger erwartete. Er hat das sehr freundlich aufgenommen.

Sehr freute mich, daß für die nunmehr freigewordene Heidelberger Professur Johannes in Aussicht genommen wurde. So hatte ich ihm doch indirekt zu einem neuen Lehrstuhl verholfen.

Freilich mußte ich nun dem Besuch meiner Vorlesungen mit Sorge entgegensehen. In Kipsdorf im sächsischen Erzgebirge, wo ich mit Käthe zu einer kurzen Erholung weilte, hatte ich mir vorgenommen, nicht zu lesen, wenn ich weniger als zehn Zuhörer fände; allein auf der Rückreise begann ich etwas abzudingen. Die alte Lust am Lesen war eben doch noch wach und den täglichen Verkehr mit den Kollegen im Sprechzimmer mochte ich auch nur ungern missen. Zum Glück fand ich im Hebräerbrief 20 und im Publikum über die Quellen der Synoptiker sogar 130.

Eines Morgens kam mir der Gedanke, eine Morgenandacht über Joh. 3, 5 zu schreiben, und wie von selbst wurde sie der Grundstein zu je 400 Morgen- und Abendandachten für alle Tage des Kirchenjahres, für die ich bald mit dem Verleger Warneck die nötigen Verabredungen traf. Es konnte mir ja nicht einfallen, mit den zahlreichen, trefflichen Andachtsbüchern wetteifern zu wollen, zumal ich sicher genug wußte, daß die eigentlich erbauliche Ansprache nicht meine Gabe war. Es hing eben mit meinen Bemühungen, mehr Kenntnis des Neuen Testaments zu verbreiten, zusammen, daß das Erbauliche nur an neutestamentliche Betrachtungen angeschlossen wurde, die, soweit ich nicht an die Zeit des Kirchenjahres anknüpfte, in den Morgenandachten dem Gange des Lebens Jesu und in den Abendandachten der Reihe der apostolischen Briefe folgte. Dabei wurden die Worte Jesu und der Apostel jedesmal zunächst in ihrem geschichtlichen Zusammenhang erläutert und dann erst ihre Anwendung gemacht.

Gern begann ich jetzt meine Tagesarbeit mit dem Schreiben einer Andacht, doch nahm ich auch wohl am Nachmittag eine zweite vor, die sich auf dem Vormittagsspaziergang bereits gestaltet hatte. Mich beschäftigte ja keine eigentlich wissenschaftliche Arbeit mehr. Die Neuauflagen meiner Bücher hatten aufgehört und die leichtgeschürzten billigen Kommentarwerke hatten die Meyerschen verdrängt, wie der Absatz meiner Einleitung durch das wohlfeile und durch seine geistvolle Darstellung fesselnde Jülichersche Werk stille-

gelegt war. Leider blieb auch der buchhändlerische Erfolg dieser Andachten weit hinter meinen Erwartungen zurück. Ich glaubte bei meinem häuslichen Gebrauch zu bemerken, daß sie zu lang waren. Aber an eine zweite Auflage, wo ich diesen Fehler verbessern konnte, war nicht zu denken.

Das Universitätsjubiläum

Politisch war die Zeit Anno 1909 wieder einmal sehr bewegt. Die Sozialdemokratie war zwar bei den letzten Reichstagswahlen glänzend geschlagen worden, dafür erregte nun der Rücktritt des Reichskanzlers von Bülow die Öffentlichkeit. Ich hatte ihn kürzlich bei einem Diner bei Baudissin, dessen Neffe er war, kennengelernt und bewunderte seine Vielseitigkeit, mit der er in den mannigfachsten Gegenständen, die zur Sprache kamen, zu Hause war. An seine Stelle trat Bethmann Hollweg, der Enkel des Mannes, der mich einst in den Zentralausschuß eingeführt und mir als Minister zur Heirat verholfen hatte.

Im Kultusministerium übernahm von Trott zu Solz das Amt des hoffnungslos erkrankten Ministers Holle, auch Althoff und von Meyeren waren gestorben, was mich sehr bewegte.

Zu dieser Zeit wurde die Verbrüderung zwischen England und Deutschland mit Hochdruck betrieben, und alles war begeistert, als der Kaiser bei der Audienz in Potsdam die englischen Gäste mit „My Brethren“ empfing. Den Begrüßungsabend schenkte ich mir, weil ich zu wenig Englisch sprechen konnte, an dem Festmahl mußte ich teilnehmen, obwohl ich auch dort mit den mir vorgestellten Engländern wenig anzufangen wußte. Desto schöner war Dryanders Predigt im Dom, die nur leider von den stolzen Briten die wenigsten verstanden, und ein wahrer Hochgenuß die Begrüßung der Gäste in der Universität. Schon die Rede des Rektors Kahl suchte in musterhafter Klarheit den Glaubensbrüdern das Wesen der deutsch-evangelischen Kirchenverfassung anschaulich zu machen, ein wahres Meisterstück aber war die völlig frei gesprochene Rede Harnacks. Er führte uns, wie er sagte, im Automobil durch die ganze Kirchengeschichte, überall die Beziehungen deutscher und englischer Literatur klar und scharf hervorhebend und mit geistvollen Schlaglichtern beleuchtend.

Was bedeutete aber diese Feier gegenüber dem fünfviertel Jahr später stattfindenden Universitätsjubiläum!

Schon einige Tage vorher hatten wir uns versammelt, um unsere Plätze für die Feier in dem an Stelle der alten Bibliothek errichteten Aulagebäude zu besichtigen. Diese Aula war kein Saal, sondern ein kirchenartiger Kuppelbau mit säulengetragenen Emporen an den drei Seiten, was sehr imponierend aussah. Wie erstaunten wir aber, als wir am 10. Oktober 1910 aus

dem Dom kamen, wo Kaftan die Festpredigt gehalten, und alles wie durch Zauberschlag verwandelt fanden. Die Aula, der Senatssaal, das auditorium maximum und die angrenzenden Räume waren eine Flucht von Festsälen geworden, an deren ursprüngliche Bestimmung nichts mehr erinnerte. Da auch die Damen der Festgäste zu diesem Begrüßungsabend gebeten waren, Diener unermüdlich von den zahlreichen Büfetts Erfrischungen besorgten, um kleine Tische sich immer wechselnde enge Kreise bildeten, bot das Ganze ein buntes Bild, während draußen, dicht unter den Fenstern, Tausende von Studenten und Studentinnen mit ihren Fackeln vorüberzogen.

Am nächsten Morgen war der weite Saal Kopf an Kopf gefüllt mit glänzenden Uniformen, die Emporen von Damen, als eine Fanfare den Einzug des Hofes ankündigte. Die aus unsichtbarer Quelle stammende Beleuchtung flammte auf und mischte sich mit dem durch die hohen Bogenfenster hereinflutenden Sonnenschein. Ich saß als Senior der ersten Fakultät unmittelbar zu Füßen der mit Fahnenträgern in Wichs umgebenen Rednerbühne und so nah den Majestäten, daß mir keine ihrer Mienen entgehen konnte. – Nach dem Festgesang bestieg der Rektor Erich Schmidt das Katheder und eröffnete mit kurzen, weihevollen Worten die Feier. Dann erhob sich der Kaiser und nahm seine Stelle ein. In meiner Erinnerung lebte immer eine packende, tief religiöse Ansprache, die er unter allgemeiner Begeisterung an die Studenten hielt; meine Aufzeichnungen besagen aber, daß er diese erst bei der Jahrhundertfeier 1913 hielt und dieses Mal nur eine Begrüßungsrede vorlas, die ohne rhetorischen Schmuck seinen Plan eines Institutes für rein wissenschaftliche Forschung entwickelte, dessen Protektor er sein wolle. Es waren dafür bereits, hauptsächlich dank der Bemühungen Harnacks, Millionen gesammelt.

Nach einem jubelnden Kaiserhoch folgte die Gratulation des Kultusministers, des Oberbürgermeisters, der Abgeordneten der Universitäten, Hochschulen, Akademien und Gymnasien in ihren malerischen Talaren, die an der Rednerbühne vorüberzogen und mit kurzen Worten ihre reich geschmückten Adressen niederlegten. Jede Gruppe von den deutschen bis zu den japanischen Universitäten hatten ihre Redner erwählt, die vortrefflich Disziplin hielten und nicht über die jedem gestatteten fünf Minuten hinausgingen. Nach dem Schlußwort des Prorektors endete mit dem stehend gesungenen Gaudeamus der musterhaft organisierte Festakt. Er hatte trotzdem drei Stunden gedauert, und es machte mir Freude, zu sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit der Kaiser bis zum Schluß zuhörte.

Das Festmahl und die Feier des nächsten Tages trugen den Charakter einer intimeren Universitätsfeier, wie ich sie ja schon mehrfach erlebt und beschrieben habe; nur die Tafel im Schloß war mir etwas Besonderes, dem ich freilich nicht ohne Sorge entgegensah, da ich die breiten Marmortreppen nicht mehr ohne Unterstützung gehen konnte, wobei mir jedoch Baudissin

behilflich war. Auch vor dem Essen im Professorentalar hatte ich mich etwas gefürchtet, doch bereits nach einer Stunde schnellen Servierens kamen die mit den Bildern der Majestäten geschmückten Süßigkeiten, die man zum Andenken mitnahm.

Nach Tisch fand eine Stunde Cercle statt, wobei ich auch zur Kaiserin befohlen wurde. Sie erinnerte sich noch sehr freundlich meiner Tätigkeit im Engeren Ausschuß und der letzten Audienz, bei der ich ihr von dem Essener Kongreß 1907 und meinem Besuch in der Villa Hügel, wo auch sie wohlbekannt war, berichtet hatte.

Das war das letztemal, daß ich das Schloß betrat, da ich ausdrücklich gebeten hatte, mir keine Einladungen mehr zu schicken. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich war, daß das Fest so genußreich und ohne Störung verlaufen war.

Dieses Universitätsjubiläum war gleichzeitig der Schluß meiner Lehrtätigkeit. Irgendwie muß das Gerücht durchgedrungen sein, daß ich nicht mehr zu lesen beabsichtige, denn nach Abschluß des ungewöhnlich besuchten Römerbriefes überreichte einer der Zuhörer mit einer kleinen Ansprache einen Blumenstrauß, während man im Publikum durch ein das ganze Haus erschütterndes Trampeln mir den Dank erwies. Trotzdem kündigte ich für das nächste Semester noch Vorlesungen an, freilich mit etwas späterem Beginn, um vorher auf der Quästur erfragen zu können, ob eine genügende Anzahl sich gemeldet habe. Die Kunde, die ich erhielt, machte jedem Zweifel ein Ende. So schloß mit dem Sommersemester 1910 meine 58jährige akademische Tätigkeit.

Es war wohl gut für mich, vor allem, da sich doch mehr und mehr Alterserscheinungen einstellten. Das Augenlicht wurde schwächer und schwächer; und wenn auch Atropintropfen stets eine kurze Besserung brachten, so mußte ich mir doch für wissenschaftliche Arbeit einen Vorleser halten. Die Zeitung und Belletristisches lasen mir die Töchter vor, aber das Chorälespielen mußte ich ganz aufgeben. Über die langen Abende halfen Triktrak und die eben erlernten Patiencen.

Bald mußte ich auch, zum ersten Male nach meinem Erstlingswerk, erfahren, was es heißt, einen Verleger zu suchen. Die damals erschienenen Schriften über das Johannesevangelium, die seine Einheit bestritten, namentlich die Spittasche, hatten mich angeregt, eine geschichtliche Erklärung des „Johannesevangeliums als einheitliches Werk" zu schreiben. — Der Hinrichsschen Buchhandlung war aber gleichzeitig ein Werk über das Thema im entgegengesetzten Sinne angeboten, und der Inhaber Rost meinte, entweder beide oder keines annehmen zu können, entschloß sich jedoch für das letztere.

Da half Deißmann aus der Not und veranlaßte den Buchhändler Mangelsdorf, Besitzer der Firma Trowitzsch und Sohn, den Verlag zu übernehmen. — Im Laufe der Verhandlungen kam es zur Sprache, daß sein Verlag so manches für das Verständnis der Schrift in weiteren Kreisen getan habe und wie

geeignet dazu eine populäre Darstellung des Lebens Jesu sei. Mir waren ja wegen der Augen fortan wissenschaftliche Untersuchungen unmöglich, deshalb begann ich mit Freuden solch eine Arbeit. Vorsichtshalber aber gab ich Mangelsdorf erst das 1. Kapitel, weil ich fürchtete, daß er an meiner etwas freieren Auffassung der Geburtsgeschichte Anstoß nehmen könnte. Das tat er freilich nicht, aber die späteren Verhandlungen über meinen „Jesus von Nazareth" wollten kein Ende nehmen, erregten ihm immer mehr Skrupel, seine Antworten blieben oft monatelang aus, bis ich sie endlich als zwecklos abbrechen mußte. Schließlich ist die Schrift bei Curtius erschienen.

Aber was half der Druck? – Als ich Harnack einmal über seinen Aufsatz über „Heidnische und christliche Frömmigkeit" eingehender schrieb, antwortete er mit dem „Verse": „Sie sind mir wahre Freunde gewesen, sie haben mich sogar gelesen." Wie selten das einem zuteil wird, mußte ich bei dem Johannesevangelium erfahren; die meisten Kollegen und Freunde erwiderten auf die Zusendung nur, daß sie es lesen wollten. Mehr habe ich dann nie erfahren.

Und dennoch hatte ich noch immer Gott täglich zu danken. Johannes hatte in Heidelberg sich ein schönes Haus bauen lassen, Markus die ersehnte Oberlandesgerichtsratsstelle in Naumburg an der Saale bekommen, wo wir alljährlich auf der Reise nach Oberhof vorbeikamen. Meine beiden Töchter waren mir geblieben, und acht Enkel hatte der Himmel mir geschenkt.

War es eine Vorahnung trauriger Erlebnisse, daß ich so dringend wünschte, an meinem 85. Geburtstage noch einmal alle sechs Kinder um mich versammelt zu sehen? Auch dieser Wunsch wurde mir gewährt – es war unser letztes ungetrübtes Zusammensein.

Ausklang

Mit diesem schönen Geburtstage will ich schließen. Was ich noch zu erzählen hätte, ist zu traurig. In meinem 86. Lebensjahre starb mein Sohn Markus infolge einer Operation, im Jahre darauf Johannes nach unsäglichem Leiden. Zu derselben Zeit brach der entsetzliche Weltkrieg aus. Eines seiner ersten Opfer wurde mein Enkel Bernhard. All meine alten Freunde und Jugendgefährten hatte ich schon lange überlebt.

Auch meine literarische Tätigkeit endete trübselig. Durch wunderliche Verhältnisse wurde ich dazu gedrängt, meine Ansicht über die Entwicklung des apostolischen Zeitalters darzulegen. Doch kaum war mein „Paulus und seine Gemeinde" erschienen, so begrub der Krieg jedes Interesse dafür. Nur wegen einer unstillbaren Sehnsucht begann ich immer wieder wissenschaftliche Arbeiten, die teilweise in Zeitschriften erschienen. Das einzige, was mir über diese schwere Zeit hinweghalf, war die Umarbeitung meiner Erinnerungen in eine Selbstbiographie, wozu mich die Kollegen aufgefordert hatten.

Die Beteiligung an den Fakultätsgeschäften mußte ich aufgeben, da ich die „Missiven“ nicht mehr lesen konnte; am Zentralausschuß konnte ich wegen der zunehmenden Schwerbeweglichkeit nicht mehr teilnehmen. Nur den Vorsitz in der Seemannsmission behielt ich bis heute.

Meine Freunde besuchten mich treulich, obwohl es, weil sie von Geschäften überlastet waren und ich keine Besuche mehr erwidern konnte, immer seltener wurde. Irgendwelche Einladungen ergehen zu lassen, konnten wir uns nicht mehr entschließen; bald verboten es auch die knappen Lebensmittel von selbst. – So wurde es immer stiller und einsamer um mich; ich lebe nur noch in der Erinnerung an mein reiches, gesegnetes Leben und stelle es gern Gott anheim, wann er beschlossen, ihm sein Ziel zu setzen.

Dem Herrn aber sei Dank für alles, was er mir zu erleben vergönnt hat und noch vergönnt!

(10. März 1916.)

Schlußwort

Fast zwei Jahre mußte Bernhard Weiß noch durchs Leben gehen, durch eine Zeit, die nicht mehr die seine war. Doch Gott gab ihm Hilfe für den Weg: die liebende Fürsorge der Töchter und die vertrauten, erinnerungsreichen Räume, die nun schon 40 Jahre seine Heimat waren. Da konnte Welt- und Kriegslärm nur gedämpft eindringen. Den Zusammenbruch, die Revolution mitzuerleben, blieb ihm erspart. Am 14. Januar 1918 ist er kampflos eingeschlafen.

Register

(Namen von Personen, die nur einmal erwähnt werden und keine wissenschaftliche oder historische Bedeutung haben, sind fortgelassen worden.)

Weiss

Aus neunzig lebens-
jahren 1827-1918.